710 c

Digitized by Google

Consul Max A. Seeger.
9/12 1889

Letzte Fahrten.

Zwölf Reisebriefe

aus dem Jahre 1870

von

August Lewald.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1871.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz,
Druck von Franz Sauſen.

Inhalt.

Seite

Erſter Brief.

München. April 1870.

Die Depoſſedirten. Ein Abend in der Bierhalle. Meine Jungfernrede vor neun Monaten 1

Zweiter Brief.

Von München bis Wien.

Der Plainberg. Modernes Geſindel. Iſchl und das Concordat. Rhein und Donau 21

Dritter Brief.

Wien.

Das junge Deutſchland. Mazzini. Graf Henri de Rochefort. Der politiſche Materialismus. Oeſterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken 47

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag.

Das patriarchaliſche Regiment. Sedlnizki. Die Studenten-Emeute. Koſſuth. Das Frühſtück auf dem Bela. Ein Gebirgsſchütz. Verſorgungsanſtalten für arme Mädchen 92

Fünfter Brief.

Graz.

Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oeſterreich 137

Seite

Sechſter Brief.

Unterwegs.

Schloß N. . . . Ein Dorfſchulmeiſter. Eine chriſtliche Idylle 173

Siebenter Brief.

I. Schloß N. . . . Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peſchel: die Europäiſirung Aſiens. — II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auguſte Barbier. Le prestige. Napoleon (Jerome) . . . 214

Achter Brief.

Schloß N. . . . Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpſte. Dante. Macchiavell. Mein Kaiſer 282

Neunter Brief.

Schloß N. . . . Ein Feſtſpiel vor 50 Jahren. Rohitſch. Kroatien. Sophienſchloß 327

Zehnter Brief.

München.

Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der Hochwürdigſte Biſchof Räß. Das Elſaß deutſch . . . 354

Elfter Brief.

Vor Karlsruhe.

Le Siècle de Louis XIV. Das Leben der Marquiſe von Maintenon. Abfertigung und Mahnung 410

Zwölfter Brief.

Die neue Aera für die Menſchheit beginnt 507

Erſter Brief.

München, April 1870. Die Depoſſedirten. Ein Abend in der Bierhalle und meine Jungfernrede vor neun Monaten.

Wie ſchön war geſtern der Abend am See, wie ſüßduftend der Laubgang vor deinem Hauſe! und welchen heißen Staub habe ich dafür eingetauſcht. Eine Spanne Zeit von wenigen Stunden und welche örtliche Entfernung dehnt ſich ſchon zwiſchen uns!

In Deiner heimathlichen Stille, waren uns die leiſeſten Stimmen der Schöpfung vernehmbar. Sie lehrten uns, daß Eines nur für das Andere da ſei, um ſich gegenſeitig zu ergänzen. Es war Alles ſo leicht verſtändlich.

Hier im Geräuſche der Welt wird es ſchwer ſich zu faſſen. Lächle nicht! Nur kurze Zeit bedurfte es, und ich fühlte mich unheilbar verſtimmt.

Ich denke hier natürlich nicht an die moderne Geiſtreichheit, die jedem unbefangenen Gemüthe unleidlich werden muß, ebenſowenig an die ſchrankenloſe, frech

zur Schau getragene Unwiſſenheit, das ſpöttiſche Kichern der Albernheit, die plumpen Ausbrüche der Läſterung und die Alles überzuckernde heilloſe Heuchelei, welche zuſammen den Inhalt der verſchiedenen Abſtufungen der Unterhaltung in den Salons bilden. Dies Alles iſt wie ein verſteinerter Gemeinplatz. Man kann ihm ausweichen, man macht einen Umweg ohne ſich daran zu ſtoßen.

Aber auch außer dieſem, nach den heutigen Bedürfniſſen der Geſellſchaft modificirten Cellutarſyſtem; in der freiern Bewegung großer Städte, auf dem lauten Markte des Lebens, läßt ſich mein Vertrauen nicht erwecken.

Wie ſoll ich's anfangen, dies Ziel zu erreichen?

Helden, deren Herz eine ſublime Begeiſterung erfüllt, eine Glaubensfülle, um Berge zu verſetzen, Werke des Heils, die wie durch ein Wunder entſtehen und wachſen; das findet ſich nirgend mehr vor, um das chriſtliche Gemüth aus ſeiner Stille zu erheben, damit das Vorgefühl in ihm erſtarke, daß dem jetzigen Verfall ein ſiegreiches Glück folgen werde. —

Erſt zwölf Stunden bin ich hier und was habe ich ſchon ſehen, hören und leſen müſſen! Das Leſen hätte ich freilich laſſen können, es trieb mich aber an, den Courszettel der literariſchen Tages-Börſe einzuſehen; es geſchah nicht aus bloßer Neugierde, ſondern um mich zu orientiren, mich au courant zu ſetzen.

Und da ſchauerte ich wirklich zuſammen.

So ſieht's aus? und ich ſchicke mich an, gleich dem jungen Scythen Anacharſis, auf eine ähnliche Entdeckungsreiſe auszugehen! Und wenn ich auch nicht, gleich meinem Vorgänger, den Bacchusdienſt einzuführen gedenke, da das Eulen nach Athen führen hieße; ſo könnte vielleicht doch — je nachdem ſich die Zeiten geſtalten — mich ſein tragiſches Schickſal ereilen.

„Es weiß Niemand ſein Ende vorauszuſehen," ſagte der greiſe Cazotte, wenige Tage bevor er guillotinirt wurde.

Ich will dennoch das Wagſtück unternehmen. Zaghaftigkeit iſt mein Fehler nie geweſen.

Ich faßte zugleich den Entſchluß, den Inhalt meiner Reiſe dir zuvor mitzutheilen, in vollgiltiger Friſche des empfangenen Eindrucks, im Zuſammenhange mit frühern Gedanken, Erinnerungen, Erfahrungen, die ſich in das Ganze, ſehr natürlich, verweben laſſen, und es dann, wohl redigirt, dem Druck zu übergeben.

* * *

Nach dieſem kurzen Präludium, folge nun mein Bericht von der erſten Etappe.

Ich ließ mich in den „Bayeriſchen Hof" fahren. Da es noch eine Stunde bis zur Mittagstafel war, warf ich — nach meiner Gewohnheit — einen Blick in das Fremdenbuch und da kein Name anweſend war, der

mich interessirte, ging ich in das Lesezimmer. Einige Frauen, englische und deutsche Kleinstädter, unterhielten sich laut und verleideten mir und Anderen, die sich von den Zeitungen unterhalten sehen wollten, die mich ohnehin nicht anmuthende Zerstreuung.

Die Anderen, welche das Zeitungslesen wie eine ernste Beschäftigung übten, setzten sich hinaus in die Halle; ich, der ich allen Respect vor Zugluft habe, blieb in Gesellschaft der Plapperschwestern und griff nach den kleinen Tageblättern, die keine strenge Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Ich ergriff eines nach dem anderen und vermag es nicht auszusprechen, welchen Eindruck diese Interpreten der Zeitbewegung auf mich machten. Sie sprechen von Errungenschaften und scheinen dabei nur an ihre Abonnentenzahl zu denken, diese Mehrer des Reiches ungebundenster Freiheit. Wie sie's treiben, paßt nicht zu guten Sitten. Viele, die sich vom Spott nähren, sollten doch wenigstens das altgebräuchliche „mit Respect zu sagen" als Motto voranstellen. Die Sucht, spottend Partei zu nehmen; Alles zu verspotten, was nicht in seinen Kram taugt, erstickt bei dem Leser das Zartgefühl, bahnt dem heillosesten Zweifel die Wege und vermag unendliches Elend anzurichten. Das, „wer die Lacher auf seiner Seite hat, ist des Sieges gewiß," ist ein gemeiner Trost für die Dummheit.

Dem Manne ziemt, der furchtbaren Zeitbewegung

gegenüber, der Ernſt allein. Ernſt in unſerm ganzen Weſen, in Bezug auf Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; ernſthaft aus Pflicht und aus Bedürfniß; ernſthaft in allen Geſchäften und ſogar in unſeren Liebhabereien. Ueberall und beſtändig ernſthaft. Uns bei jeder Veranlaſſung, durch gedruckte ſchlechte Witze, zum Lachen reizen zu wollen, iſt ein tölpelhaftes Beginnen; den Spott als Waffe zu gebrauchen, iſt — wie die Sachen ſtehen — eine elende verlorene Mühe. Der Spott von heute iſt der künftige Text zu einer neuen Carmagnole. Aber der Spott hat ſchon jetzt das Recht erlangt, Alles zu vernichten und zu verderben. Wir muntern ihn ja dazu auf und unterſtützen ihn durch materielle Mittel.

Was trägt nun aber die eigentliche Schuld?

Die Dinge ſind es, die ſich in unſerer armſeligen Welt begeben.

Die Poeſie, dieſe wunderbare Erſcheinung unter den Menſchen; dieſer Adel, der alle Ahnen überflügelt, der Aufſchwung wahrhaft großer Gedanken, der Alles beſeelte, iſt der Welt entſchwunden. Was wir davon beſitzen, oder dafür ausgeben, iſt einem, mit Trompeten und Pauken ausgeſtatteten, Schwarzwälder Uhrwerk zu vergleichen. Iſt die Feder geſprengt oder der Schlüſſel verloren, ſo iſt kein lebender Ton mehr in dem kunſtloſen Holze.

Mit der ächten Poeſie ſchwand aber Alles dahin:

Macht, Jugend, Wärme und Kraft. Es trat ein Still-
stand ein, dem die Abſpannung folgte. Man gewöhnte ſich daran, die Blätter in die Hand zu nehmen und ſich an ihrer Verſpottung der mühevollſten, im beſten Verſtändniß angeſtrebten Unternehmungen, an dem Geſchwätz ihrer Feuilletons zu ergötzen und ſich von den Correſpondenzen nähren zu laſſen, die den Leſer in die Realität führen und ihm das Ideale, als Phantom, als ſeltſame Ausgeburt früherer Generationen zeigen.

Mit dieſem allermodernſten Behelf, dünkt ſich nun Jeder befähigt, die Geſchichte ſich ſelbſt zuzuſchneiden. Daß dabei nicht an die Geſchichte gedacht wird, wie ſie vielleicht einmal in der Schule gelehrt wurde, verſteht ſich hiernach von ſelbſt. Das ſind veraltete Echo, die nicht mehr befragt werden.

Der Jugend gehört die Welt, deren Geſchichte erſt kurz vor der Gegenwart beginnt. So jung ſie noch iſt, ſo greis an Enttäuſchungen! Junge Ruinen, Trümmer von fünfzehn bis achtzehn Jahren!

Was iſt das Alte; wo iſt es hingekommen? Das Geräuſch der Wortführer hat es übertönt; der Kampf der Parteien hat es in Nacht gehüllt. Das Banner mit dem alten Wappen, der legitime Thron, die Religion, die Vorzeit, Alles entſchwunden!

„Das iſt Alles vorbei," ſpricht hier ein alter Soldat.

„Man glaubt nichts mehr," ſpricht dort ein junger Prieſter.

So weit iſt es mit uns gekommen. Alles iſt dahin; nur die Oppoſition lebt und als ihr getreuer Begleiter, ihr luſtiger Rath, der Spott, der ſie treibt, reizt und neckt, der Floh in ihrem Hemde.

Mein Hunger riß mich aus dieſen, den Appetit nicht fördernden Betrachtungen. Man läutete zur Tafel und ich griff haſtig nach dem allerneueſten Tagesberichte, dem Menu des Kochs. Dann muſterte ich die Mit-eſſenden.

Mir gegenüber ſaß ein ernſter, junger Mann, mit intereſſanten, bleichen Zügen. Wem wäre wohl bei ſeinem Anblick Caſerta, Portici, Pompeji und Herculanum eingefallen? Und dennoch war es etwas Verwandtes: eine große Ruine! Der einſt das Königreich beider Sicilien beherrſcht, ſaß wie ein ſchlichter Gaſt um ein Uhr, an der Wirthstafel, und wartete, bis ihm ein Stück Rindfleiſch vom Kellner präſentirt wurde, das ihm der neben ihm ſitzende Commis-voyageur übrig ließ; denn es ging à tour de rôle.

Es war ein ganz paſſables Schauſpiel, den jungen Mann zu ſehen, den der Verrath vom Throne gejagt und für deſſen Rechte ſich keine andere legitime Macht erhoben hatte.

Nach dem Eſſen, begegnete ich auf der Treppe einem Andern, der einſt Herzog von Naſſau geweſen,

auf der Straße einem langschwarzbärtigen Menschen, der eine ordinäre Judenphysiognomie zur Schau trug und kein Anderer war, als Don Franz von Assis, der Gemahl Isabellas von Spanien, und als ich den Bahnhof spazierend erreichte, saß in einem Wagen erster Klasse, ein Vierter, ein Erzherzog von Oesterreich, den ich noch vor ein paar Jahren, aus dem Hofe des Palazzo Pitti, mit Vieren hatte hinausfahren sehen.

Aber kein einziger von denen an der Tafel, stellte wohl bei dem Anblick des entthronten Königs von Neapel eine Betrachtung über die Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe an, die ihm den Appetit beeinträchtigt hätte. Allen war vielmehr die Gelegenheit sehr interessant, durch welche die leis geführte Unterhaltung, der in der Nähe des Königs sitzenden, einen lebendigen Stoff erhielt.

Die Gaffer auf dem Bahnhof verriethen nur eine plumpe Neugier und schienen die Steine zu zählen, die der im Waggon sitzende, Pfirsich verspeisende, Leopold von Toscana, zum Fenster hinauswarf.

Ich habe diese Gruppe Depossedirter, wie die Diplomaten sie nennen, nicht willkührlich hier zusammengekoppelt, sondern der Zufall bot sie mir in Wirklichkeit dar. An der Wirthstafel, auf der Treppe eines Gasthofs, auf der Straße zu Fuß, in dem Waggon eines ordinären gemischten Zuges!

Digitized by Google

Was wie ein feierliches Drama uns vor den Blicken vorüberzieht, erregt nichts als die oberflächlichſte Neugier. Alle dieſe gekrönten Häupter einer ſo eben verrauſchten Gegenwart, die dem Volke zurückgegeben, doch nicht zum Volke gehören, obgleich ſie ſich unter ihm herumtreiben; jene Höfe in Hiezing, in Frohsdorf und in Prag, in der Schweiz und in England, jene Orleans, die in Amerika fochten — Alles, was ſo hoch herabgefallen, dient der Neugier zur Unterhaltung, zur Beluſtigung, gleich einer Parodie, die keine Schonung kennt. Heute parodirt das Geſtern und wird Morgen von dieſem parodirt. Die Parodie iſt ſchneller als der Tod. Was kann in unſerm Wirrſal Schutz vor ihr verleihen?

Sollte eine ſolche Betrachtung nicht eher geeignet ſein, eine ernſte Lehre unſerer hochfahrenden Eitelkeit zu ertheilen, als den frechen, unbändigen Spott herauszufordern, die Gemeinheit der Parodie, in höchſter Potenz? Das iſt ein ſeltſames Kapitel in der Geſchichte menſchlicher Größe. Und ſoll ich nun noch Dir die Epiſoden anführen, die in den Geſammtinhalt verflochten ſind?

Jener Otto von Griechenland, der dreißig Jahre damit umging, ſein Volk zu beglücken, ohne auch nicht entfernt das Zeug dazu zu haben, bis daß ihm endlich die Hauptſtadt ſeiner müde, bei der Rückkehr von einem kurzen Ausflug, den Hafen verſperrte. Er durfte keinen Fuß mehr ans Land ſetzen und kam als entthronter König an demſelben Tage wieder in München

an, da man die Propyläen eröffnete, die ſeine Verherrlichung als König von Hellas, an der marmornen Stirne tragen.

Soll ich dir noch ein traurigeres Bild aufdecken, von dem jungen, edeln Habsburger, der ſo gemüthliche Verſe machte? Der in Mexico erſchoſſen wurde, weil die Mexicaner dagegen energiſch demonſtriren wollten, daß man in Europa die Naſe in ihre Affairen ſteckte.

Was wiegen da noch, die gemeinen Beſchimpfungen des Papſtes, der Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Pfarrer, der Kloſtergeiſtlichen, kurz der geſammten katholiſchen Kirche! Man leſe die Spottblätter des Tages, ſehe wie der Löwe den Schlag vom Eſelshuf empfängt und man wird ſich ſagen müſſen, daß Das die eigentliche Seele unſerer modernſten Geſchichte iſt. —

Ich hab' es aufgegeben, die Tageblätter zu leſen. Sie hatten mir heute, als Voreſſen zum eigentlichen Diner, den Magen verdorben. Es ſind Garküchen, aus denen Der nicht ſeine Nahrung holen ſollte, der andere Mittel beſitzt, ſich die ſeinige zu verſchaffen.

Um dem eigentlichen Lebensprincip der Politik von heute nachzuforſchen, darf man ſich nicht bei den frivolen, zu Markt gebrachten, Sophismen aufhalten, es nicht in vorüberſchwindenden Floskeln, in ephemeren Phraſen zu finden hoffen; da muß man ſich geradezu an die Zeit ſelbſt wenden, ſie ihres eiteln Aufputzes entkleiden

und in ihrer vollſtändigen Nacktheit betrachten, um ihre Widerſprüche klar und deutlich zu erkennen.

Das kann man aber nicht im einſamen Studirzimmer, nicht an der Seite eines geliebten Freundes, im Genuſſe paradieſiſcher Naturſchönheiten. Das erfordert eine robuſte Ausdauer zu einem rüden Tagewerk.

Das hab' ich mir zugetraut und entſchloß mich zur Reiſe.

Ich beſuchte Abends ein recht elegantes Bierhaus, davon es hier viele, unter dem Titel „Halle" gibt, und fand dort einen lieben Bekannten aus früherer Zeit, der mich einer Geſellſchaft ſehr achtbarer Männer vorſtellte, die in einem Nebenzimmer eine Art von Sitzung hielt. Ungeachtet der Anweſenheit eines Fremden, nahm die Unterhaltung uneingeſchränkt ihren freien Lauf. Die Stimmung, ſo wie die darin vorwaltenden Meinungen, waren gemiſcht. Es war keine Clubbſitzung einer Partei.

Obgleich ich nur wenig mitſprach und mich auf's Zuhören beſchränkte, ſo fühlte ich mich doch von den Unterhandlungen mehr auf- als angeregt und es iſt mir Bedürfniß, einiges von dem Empfangenen aufzuſchreiben. Unterließe ich's, ſo könnte ich nicht einſchlafen.

Die Verſammlung oder „Geſellſchaft," wie man zwar ſolche Zuſammenkünfte beim Bier nennt, beſtand

aus den verschiedenartigsten Elementen, sämmtlich stimmberechtigt. Es war eine Art von Wortzänkerei. — Streit wäre mit der dabei herrschenden Gutmüthigkeit nicht zu verbinden; Kampf wäre zu hoch gegriffen und für das Vorhandene gänzlich unzulässig. Ein gegenseitiges Anschreien, ein improvisirtes Unterbrechen, das über Stock und Stein seitwärts abschweifte, dann ein sotte-voce, das sich durch einen Schlag mit dem Messerrücken an das Bierglas Gehör verschaffte, ein Oho! ein Gelächter. Das ging wie es wollte; hier war man sicher, sich nicht zu compromittiren.

Aber was sonderte sich aus dem Allen? Was stellte sich dem unbefangenen Zuhörer dar?

Es war die Welt; die Zeit in vollster Bewegung in dem kleinen Raum einer Bierschenke, heutzutag „Halle" genannt.

Da regte sich der Zweifel, hier behauptete sich eine feste Zuversicht; hier verbarg sich ein gutes Stück Despotismus hinter einer laut ausgesprochenen Liebe zur Freiheit; der Glaube erhob sich neben dem crassesten Materialismus; dabei war keine Spur von Barbarei, aber ebensowenig von Politur zu bemerken. Das wahrhaft Edle war in dem Kreise nicht vorhanden, jedoch auch nichts Gemeines. Es waren Leute von anständiger allgemeiner Bildung.

Alle waren darin übereinstimmend, daß die Zustände, nach eines Jeden Einsicht zu verbessern seien.

Aber ſie dachten nicht daran, daß das Gewebe des ſocialen Lebens, einer ſanften, ſchonenden Hand bedarf. Sie meinten nur, daran herumzureiſen, hineinzureiſen; was ſie vorſchlugen war immer und immer wieder nur eine Reihe von Vergewaltigungen. Es war aber Keiner unter ihnen, der den geſchickten Mechaniker abgegeben hätte, den neuen Webſtuhl zu erfinden, um das ungeſchickt Zerriſſene wieder herzuſtellen.

Die Philoſophie, behauptete Einer, ſolle die Religion erſetzen; die bis an die Zähne gewaffnete Eroberung könne allein der Revolution vorbeugen, ein Anderer; der geſunde Menſchenverſtand müſſe endlich den Glauben, auf ein von ihm anerkanntes Maaß zurückführen, ein Dritter. Der Vierte bewies, daß der Materialismus das Recht erlangt habe, den geſunden Menſchenverſtand vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern. Der Liberalismus proclamirte ſich ſelbſt, als den Beherrſcher aller Intelligenz. Ein Induſtrieller rief ſtolz, in der Induſtrie gipfle die Beglückung der Menſchenfamilie; ſie ſei zwar noch nicht der prophezeihete und erwartete, einſtweilen aber der improviſirte Meſſias des modernen Lebens.

Alles dies flog vereinzelt unter dem Dampf der Cigarren umher, ohne jeden innerlichen Zuſammenhang und die troſtloſe Conſequenz leitete zu einer Negation, die ſich nach allen Seiten hin in das pure Nichts verflüchtigt.

Ich erlaubte mir endlich, beſcheiden um das Wort

zu bitten. Plötzlich trat aufmerkſame Stille ein. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Einmiſchung eines unberufenen Fremden zu entſchuldigen geeignet war, ſagte ich ungefähr:

Die Dinge ſtehen wirklich ſchlimm; das Kind iſt von lange her ſchief gewickelt, wie man ſich im familiären Leben ausdrückt. Man geräth aus einem Chaos in das andere. Die Confuſionen wechſeln nur die Plätze. Wo es ſich darum handelte, Mißbräuche abzuſtellen, bahnte man dafür Verbrechen den Weg. Man ſtrebt nur noch nach unerhörten Dingen. Es wird dahin kommen, oder man iſt hier und dort ſchon ſo weit: einen Thron zu haben ohne Monarchie, ein Scepter ohne Legitimität, eine Nation ohne Namen; denn die Uſurpation wird nur in ihrem Intereſſe handeln, wenn ſie unſere ganze Vergangenheit unter Siegel legt, wie man ein Grab verſiegelt. Unſere Sitten werden nicht mehr in der Erinnerung wurzeln; wir werden eine Politik haben ohne Prinzipien, einen Despotismus, gleichviel von oben oder unten, ohne Gegengewicht. Meine Herren, ich erlaube mir, es offen auszuſprechen und zwar nur im allgemeinſten Sinne, ohne irgend welche beziehungsweiſe Anwendung: daß wer ein Terrain genau ermeſſen will, zuerſt genaue Kenntniß von deſſen Unebenheiten erlangen müſſe. Bis jetzt aber empfing nur der flache Boden den Dünger der Tagespreſſe und von hier aus ſoll es unternommen werden, gegen das

Höhere und Höchste Sturm zu laufen. Die Tagespresse hat zwar das Lesen im Volke verallgemeinert, ohne jedoch die Kenntniß des Wahren, Guten und Schönen unter den Lesern zu verbreiten. Vor dieser Zeit waren die Menschen fester, treuer, stolzer, aber auch großmüthiger. Sie liebten ein Etwas, das man ihnen nicht mit dem Leben entreißen konnte, sie haßten ein Etwas, das ihnen, so lange sie lebten, nicht nahen durfte. Diese Liebe und dieser Haß sind am Entschwinden. Und dies ist das Werk der Tagespresse, die das moralische Temperament der Menschen umgewandelt hat. Es ist ein unleidlicher Zustand, der die Atmosphäre vergiftet. Jetzt sind es nur noch wortreiche Sektirer, über die sich spötteln läßt, aber der blutige Ernst wird nicht ausbleiben und Martyrer fordern, deren Blut dem Wiederaufbau Halt und Festigkeit verleiht. Schon Seneka sprach es aus: „Die Dinge bewegen sich im Dunkel eines undurchdringlichen Geheimnisses verborgen.“ Was hat der Gottlosigkeit der französischen Revolution ein mächtiges Halt zugedonnert? Waren es die Schriftsteller, die Tagesblätter, war es eine politische Macht, welche die Franzosen zum Glauben an die göttliche Ordnung zurücklenkten? Nein, Robespierre war es. Wenn das Unheil den allerschrecklichsten Grad erreicht hat, wird die Umkehr zum Heile nicht ausbleiben. Sie wird aus der Erschöpfung der gräuelvollen Unordnung von selbst erwachsen. Aus dem letzten, viel-

leicht blutigen Zuſammenſtoß der Parteien, wird die helle Wahrheit hervorgehen. Und ob auch Haß und Verläugnung bis zum Wahnſinn ſich geſteigert hätten, die beiden Schweſtern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer ſpätern Generation ſich umarmen und die jüngere Schweſter wird der, unmittelbar vom Himmel ſtammenden, ältern Schweſter den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geiſter beſeelen und das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künſte, deren früheſte Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für dieſe Aufgabe ſich wieder begeiſtern.

Dies war mein speech. Es iſt ſchwer von einem ſolchen Improviſo ſein eigener Stenograph zu ſein. —

Man war ſo gaſtfreundlich geweſen, mir ruhig zuzuhören und nach dem ich geendet, klatſchten ſogar Einige Bravo. Ich nahm meinen Hut, grüßte höflich und ging, unbeſorgt um die Nachrede, die mir gehalten wurde.

Und ſomit bin ich für heute fertig. Auf dem Tiſche finde ich die Karte eines alten Bekannten aus Paris, der in meinem Gaſthof Nachmittags ankam, und mich auf Morgen 6 Uhr zum diner à part einlädt. Ich werde alſo noch einen Tag hier zubringen. Vielleicht habe ich dann noch dieſem Briefe etwas anzuhängen.

Gute Nacht für Heute!

Andern Tages.

Vicomte S. (der Name darf in dem gedruckten Briefe nur so bezeichnet werden), war schon in die Kunstausstellung gefahren, als ich ihm meine Aufwartung machen wollte. In der Jugend garçon d'atour des Grafen von Artois, erhielt er durch dessen Protection eine Stelle bei den beaux-arts. Dies führte ihn zum Studium der Kunstgeschichte und obgleich es nur oberflächlich blieb, verlieh es dennoch seiner Erscheinung in den Salons, was man eine „allgemeine Bildung" zu nennen beliebt und ihn befähigte, wie die Anderen auch, über dies und das mitzusprechen. Durch und durch Legitimist, würde nach seiner Meinung Frankreich nicht eher in sich beruhigt und glücklich sein, bis daß ein Enkel des heiligen Ludwig, als Majesté très chretienne dessen Thron einnimmt.

Seine Liebhaberei hatte ihn in die Ausstellung getrieben und ihn so lange gefesselt, daß ich ihn erst zur Stunde des Diners zu Gesichte bekam.

Wie ich meinen Tag hinbrachte, ist nicht der Mittheilung werth. Die Bilder reizten mich nicht und ich blieb ihnen fern. Ein treffliches Bild kann mich stundenlang beschäftigen. Sei es im Atelier des Künstlers, oder in den Gallerien. Die Ausstellungen aber, die ich durchrennen muß, um Alles in mich aufzunehmen, was sich mir darbietet; wo ich bei so manchem den

Blick abwende, weil es geradezu beleidigend ſich ihm aufdrängt; wo Das, was mich entzückt, zur Bewunderung hinreißt, was ich noch gern einmal wiederſehen möchte, ſich bald in eine mir unerreichbare Ferne verliert, in eine nicht mehr zugängliche Privatſammlung vielleicht verſchwindet; es hinterläßt mir einen bleibend fatalen Eindruck, den der ſpärliche augenblickliche Genuß nicht verhindert. Es iſt damit wie mit der Tagesliteratur. Dieſe verallgemeinert die Leſeluſt, die Tageskunſt, die Schauluſt. Beide beſitze ich nicht vorwiegend.

Beim Diner drückten wir uns erſt nach Jahren wieder einmal die Hand. Der Franzoſe empfing mich wie man einen Bruder empfängt, den man lange nicht geſehen hat, mit einer herzlichen Umarmung. Sie beſitzen ihr épanchement, das eine viel edlere Bedeutung in ſich faßt, als die unter uns ſogenannte Gemüthlichkeit, die mit dem eigentlichen Gemüthe nicht verwandt iſt.

In dem Winkel einer Kneipe, wo eine hübſche Kellnerin, dem Durſtigen einen friſchen Trunk reicht und der gegenüber ſitzende ihm die Doſe offerirt, hört man den Ausruf: „Hier iſt's recht gemüthlich!“

Von der Ausſtellung wurde wenig geſprochen; ich hatte ſie nicht geſehen, und ihn hatte ſie nicht befriedigt. Dafür griff die Politik Platz in die Unterhaltung. Das Reſultat war, daß man auch in Paris aus dem, bis-

her noch bemäntelten Unwohlsein des Kaisers, eine gefährliche Krankheit für Frankreich sich gestalten sieht. Die Kur wird durch eine künstlich geschürte Thätigkeit an allen Ecken und Enden unternommen. Aber mit Recht legt man sich die ängstliche Frage vor, ob dann diese gewaltige Bewegung, auf das Wort des Meisters, sich alsbald in Nichts auflösen werde; ob der erschütternde Lärm, der aus unzähligen Vereinen, Bündnissen und Volksversammlungen ringsum ertönt, nur von Aufwallungen erzeugt wird, die wie die Wellen des Meeres einander verschlingen, um spurlos zu verschwinden? Daß diese moderne Bewegung einen wahrhaft erhabenen Gedanken, einer ächten Begeisterung entquillte?

Wir begegneten uns in dem Einen: daß die Treiber, wie die Getriebenen, sich als Automaten darstellen, die ein Wagen, durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzt, unaufhaltsam einem gähnenden Abgrund zuschleudert.

Und damit für Heute genug.

Mein Freund reist nach dem Orient, und will so en passant, die Eröffnung des Suez-Kanals sich ansehen. Wir reisen zusammen; woraus mir eine Bequemlichkeit erwächst, da er seinen Kammerdiener bei sich hat. Ich brauche mich um die unausbleiblichen Plackereien nicht zu kümmern. Er wird unsere Fahrbillete besorgen lassen. Die vorläufige Abmachung ist, daß jeder seinen

morgenden Vormittag nach Belieben ausfülle und wir uns zur rechten Zeit im Bahnhof treffen.

Du wünſcheſt mir eine glückliche Reiſe und ich Dir eine gute Nacht!

Meinen zweiten Brief ſchreibe ich Dir von der nächſten Etappe.

Zweiter Brief.

Von München bis Wien. Auf dem Plainberg. Modernes Gesindel. Ischl und das Concordat. Rhein und Donau.

Ich muß mir die nöthigen Rasttage gönnen, die mir neben dem Ersatz meiner Kräfte, auch zu Studien dienen sollen, um meinen verflogenen Erinnerungen zu Hilfe zu kommen, sie zu sammeln, damit ich einen einigermaßen zutreffenden Maßstab für die mir auf Tritt und Schritt entgegentretenden Erscheinungen erlange und ihn mit Sicherheit anwende.

Den Weg hieher legte ich in curioser Gesellschaft zurück.

Auf dem Bahnhof in München meldet mir des Vicomte's Kammerdiener, daß er meine Effecten besorgt habe, sein Herr, Monsieur le Vicomte, aber nicht mitreisen könne, weil eine plötzliche Abhaltung ihm dazwischen gekommen sei. Die durchlaufenden Karten bis Wien habe er aber schon für uns Beide am Morgen geholt, um keinen Aufenthalt bei der Abreise zu haben;

jetzt ließ ſein Herr mir ſagen, daß er mich noch einzuholen hoffe, und zugleich bitten, ich möge über den von ihm gemietheten Platz verfügen.

Neben mir ſteht ein junger, bleicher Menſch von wohlconditionirtem Aeußern, der mir mit einer Art von Vertrauen, wie mir ſcheint, in die Augen blickt. Ich bildete mir's wenigſtens ein.

Geht die Reiſe weit? fragte ich ihn.

Er ſagte mir kurz, daß er zu ſeiner Ausbildung reiſe und obgleich ihm der Kedive keine Einladung geſchickt habe, er auf eigene Fauſt der Eröffnung des Kanals von Suez beiwohnen, dann über China nach San Francisco und mit der Pacificbahn nach New-York gehen wolle, um von dort nach Europa zurückzukehren.

Mir ſchwebte ſchon die Frage auf der Zunge, ob ich die Ehre habe, Herrn Gerſtäcker vor mir zu ſehen, allein das Ausſehen meines Interlocuteurs beantwortete ſie alsbald zu meinem Glück, da meine Naivetät ſich dadurch bloßgeſtellt hätte, einen jungen Menſchen für einen Mann zu halten, der ſeit einem Menſchenalter den Erdball nach allen Richtungen durchmeſſen hat.

Ich ſchlug ihm vor, mit mir die Reiſe zu machen, indem ich ihn den zweiten Platz im Coupé erſter Klaſſe anzunehmen bat und ihm den Zufall mittheilte, der mich in den Beſitz deſſelben brachte. Er ging darauf ein, nachdem er ſein ſchon gelöſtes Billet verkauft, was

bei dem großen Zudrange von Reiſenden bald erledigt war.

Mir erſchien es angenehm, mit einem permanenten Geſellſchafter mich verſehen zu haben, und ich gab ihm darüber unverholen meine Freude zu erkennen. Ich glaube, ſo weit meine Erinnerung reicht, es war nicht übel, was er darauf erwiederte; die Worte ſind mir, entfallen. Seine Tournüre war zwar etwas plump allein ich durfte mir ſelbſt deshalb weniger Zwang auferlegen. Er beſaß Wiſſen, nur war er damit aufdringlich, vorlaut, immer fertig zum Widerſprechen. Das hatte ich in der erſten Stunde weg und ſann auf ein Mittel, es nicht bis zur Unerträglichkeit kommen zu laſſen.

Er ſprach über Alles, was er wußte und auch über das, was er bei ſeiner geringen Erfahrung unmöglich wiſſen konnte. Wenn er ſich nun manchmal zu tief wagte und wie in einer finſtern Gaſſe ſich verrannt hatte und trotz der Leuchtkugeln ſeines Geiſtes nicht vorwärts kam; dann bot ſich mir nur eine einzige Abhilfe. Ich ſchmeichelte ihm, wie man ein ſtetiges Pferd ſtreichelt, um es von der Stelle zu bringen und dieſe freilich aus der Manège geholte Menſchenkenntniß gelang immer bei der Anwendung. Ich lobte dann die Klarheit ſeines Geiſtes, bewunderte ſeine immenſe Gelehrſamkeit und ertrug die kleinere Laſt der Lüge willfährig im Verhältniß zu der Wucht eines unerträglichen Ennuy,

Digitized by Google

das mir ſeine tiefen Forſchungen im Gebiete des Unerforſchlichen verurſachten.

War ich für jede Art von Geſpräch nicht aufgelegt, ſo hatte ich noch eine andere zweckmäßige Procedur in Bereitſchaft.

Da unſere Bekanntſchaft nur ein Rencontre war, und auf mich und mein Leben keine nähere Beziehung hatte, ſo ſuchte ich zu vergeſſen, daß Jemand an meiner Seite ſaß, und das gelang mir vollkommen. Ich ſtreckte mich gelaſſen, nahm eine Broſchüre, ein Blatt aus der Taſche und las oder that nur ſo. Ward ich es müde, ſo ſchlief ich. Mochte ich das nicht, dann öffnete ich mein Neceſſaire, knupperte ein Bisquit oder ſaugte an einer Orange. War ich damit fertig, dann guckte ich zum Fenſter hinaus und bat meinen Nachbar ſehr höflich um Vergebung, daß ich ihm den Rücken zukehre.

So beherrſchte ich ihn, wenn er am heftigſten perorirte.

Das lernt man in der Welt. Indem man ſich zum Sklaven der Umſtände ſelbſt verurtheilt, gelangt man zur Ueberlegenheit. Würde man ſich erhitzen, wollte man, mit einem überläſtigen Nachbar, in einen Streit ſich einlaſſen, ſo wären unangenehme Reibungen unvermeidlich; zeigt man ſich unbeweglich, gleichgiltig, ſo gleitet das Geſpräch eine Weile noch darüber hinweg, bis es von ſelbſt verſandet.

Dies verdanke ich nicht der Kraft des Willens allein, ſondern es iſt mehr ein Reſultat der Erfahrung.

Mein Doctor — denn das konnte ja nicht zweifelhaft ſein — kam ſoeben aus Frankfurt, wo er dem „philoſophiſchen“ Kongreß beigewohnt hatte.

Was er dort erfahren hatte, ſoll Dir nur beiläufig erwähnt werden, um Dich nicht zu verſtimmen. Es iſt ſchwer zu glauben, welche künſtlich angelegte Wildniß der Gedanken, die einfachſten Gegenſtände umzingelt, und ſie allen möglichen Digreſſionen als Spielball überläßt. Das nennen ſie Philoſophiren! Wer ſo wie wir, ſich auf eine ſtrenge geiſtige Diät geſetzt hat und ſich lediglich mit dem Zuſtand der Seele beſchäftigt, vermag nicht jenes Treiben zu begreifen. Ich habe ein Martyrium beſtanden.

Gleich anfänglich ſtreichen etwelche dieſer „Philoſophen“ ihre Namen aus der Mitgliederliſte, weil es ihnen ſchien, daß die Verſammlung von dem Glaubensſatz eines perſönlichen Gottes ausgehe. Daran knüpfen ſich Debatten über die religiöſen Zeitfragen; über die Begriffe: Wiſſen und Glauben, über eine Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Der Frankfurter Rabbiner, will von keiner Hinweiſung auf ein Religionsbekenntniß etwas wiſſen, da die Religion nicht abhängig von irgend einer Gottanſchauung ſei. Evan-

geliſche Prediger ſtimmen ihm bei, indem ſie die Courtoiſie gegen Israel ſo weit als möglich treiben. Es wird lange über die Unſterblichkeit der Seele geſprochen, dann über die Gleichberechtigung der Frauen; ihrer Erziehung jenen Grad des Wiſſens zu ertheilen, ſie zu einer Befähigung zu erheben, daß ſie mit philoſophiſcher Gründlichkeit in den wichtigſten Dingen mitſprechen können.

Daran knüpfte mein Doctor noch eine Verhandlung über ein neu erſchienenes Buch: „Bibel und Natur," das die Fragen unterſucht, ob der Unglaube wirklich ſittliches Verderben bringe, ob es Wunder gebe, ob ein jüngſter Tag kommen werde, ob denn die Natur ſich um die Religion zu kümmern habe.

Ich hielt es hier nicht mehr aus und nahm zu meinem glimpflichſten Abwehrmittel Zuflucht, indem ich Bisquit und Orange hervorholte.

Er ſagte mir, ich könne das Buch in jeder Buchhandlung, um einen Gulden achtundzwanzig Kreuzer haben.

Nachdem ich mein erſtes Mittel angewendet, griff ich zum zweiten und that als ob ich ſchliefe.

Abends ward es mir nicht ſo gut.

In Salzburg aßen wir in Geſellſchaft in der Reſtauration des Bahnhofs. Ich mußte des Doctors Brühe mir gefallen laſſen. Er ſaß mir gegenüber, er überſchüttete mich reichlich und ich mußte ſtillhalten.

Sein Thema war, daß der Menſch noch lange nicht eine vollſtändige Kenntniß aller ſeiner Bedürfniſſe habe. Gerade das Auffinden neuer, bisher ungekannter Bedürfniſſe, bilde jedoch den glänzendſten Charakter unſerer Natur.

Es war komiſch, daß er in der Befriedigung des nächſtliegenden Bedürfniſſes, ſeinen Hunger zu ſättigen, hierauf gerathen war.

Im Sprudelſchwall ſeiner Worte iſt mir Vieles, von dem was er ſagte, verloren gegangen, da ein herrlicher Saibling meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und ich großen Reſpect vor Gräten habe.

So viel blieb mir, von dem, was er ſagte:

Er frage nicht darnach, ob wir Kinder Gottes oder des Zufalls; ob wir Lieblinge einer gütigen Vorſehung oder Sklaven einer ehernen Nothwendigkeit; ob wir Erbe des Staubes oder einer ewigen Herrlichkeit ſeien; das käme hier gar nicht in Betracht. Alles was den Menſchen zu handeln antreibt, geſchieht nur um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; ſowohl die grobſinnlichen für den Körper, wie die höhern für den Geiſt. Die erhabenſten und die niedrigſten Handlungen laufen nur darauf hinaus. Er und alle dazu berufenen Kinder der Neuzeit ſtehen zuſammen, allem Aberglauben, und den daraus erwachſenen Thorheiten und Lächerlichkeiten, ein für allemal den Laufpaß zu ertheilen und die wirkliche Größe des Menſchen, durch die Befriedigung des

Geſammtinhalts ſeiner Bedürfniſſe, aus dem langverjährten, in ſich fortgährenden Schlamm, in die Regionen freiheitlicher Vergeiſtigung hinaufzuläutern.

Mein Saibling war verzehrt und ich hatte mir Käſe geben laſſen. Die Furcht vor den Gräten war beſeitigt und ich konnte meinem Unwillen freien Lauf laſſen.

Die Befriedigung der Bedürfniſſe führt nicht zur Vergeiſtigung, ſondern nur zum Genuß, warf ich hin. Was er anſtrebe, ſtellt ſich der freiheitlichen Glückſeligkeit, als unüberſteigliches Hinderniß in den Weg. Der Genuß führe nur zur zeitweiſen Sättigung. Aber er und ſeine Anhänger ſprechen für den Geſammtinhalt der menſchlichen Bedürfniſſe. Mithin auch von den geiſtigen. Werden ſie, auf ihrem Wege fortſchreitend, wohl jemals dahin gelangen, den Ausruf: Ach, wie unglücklich bin ich! zum Schweigen zu bringen? Sie ſollten doch einmal unſere Bauern anſehen, die ſich noch wirklich für Kinder Gottes halten und ſich auf den feſten Glauben ſtützen; die noch nicht aufgeſtachelt ſind in ihrem Sinne, wie die Proletarier der Stadt. Sie ſollten auch auf dieſe geſchäftigen, thätigen, im Schweiß des Angeſichts ihr Brod eſſenden Menſchen blicken, die großes Mühſal nur mit einem Bischen Genuß verſetzen und erheitern; deren Glückſeligkeit fließe unwiderſprechlich mehr aus dem Bitterquell der Arbeit als aus der Süßigkeit des Genuſſes.

Er wollte lächelnd mich unterbrechen; ich fuhr ihm jedoch in die Parade.

Wir wollen dem Himmel danken, — ſagte ich, daß er den Menſchen Arbeit gibt und nur ſo blutwenig ſogenannte Genüſſe ſchenkt. Dies fühlt jeder Menſch im natürlichen Zuſtande. Dies Gefühl iſt göttlichen Urſprungs und daher unwiderleglich. Der eingeriſſenen Sucht, ſtets neue Bedürfniſſe aufzufinden und ſie um jeden Preis zu befriedigen, entkeimen alle Sonderbarkeiten, Thorheiten, Lächerlichkeiten und — gerad heraus geſagt — Schlechtigkeiten der Gegenwart. Es muß mit aller Kraft hier Einhalt gethan werden, damit nicht die gleißende Glückſeligkeit des Fortſchritts, die wahrhaft Glücklichen aus dem Geleiſe bringen.

Er warf mir höhniſch ein, daß ich hier wohl nur die Bauern meiner Gegend im Auge habe, allein es wohnten auch noch Andere dieſſeits der Berge. Die ſolle man nicht ungerecht als Ketzer verdammen. Der Menſch ſei nicht allein zum Schwitzen unter dem Joche und dann zum Faſten, Beten und ſich zu kaſteien, erſchaffen.

Solche Wendung verdroß mich ernſtlich und ich ſchwieg, indem ich mir ein Papelito drehte. Dies bot ihm Gelegenheit fortzufahren.

Der Menſch will nicht nur klug und weiſe ſein, ſo nahm er ſeinen letzten Anlauf, den ich ihm gönnte, anfänglich mit ironiſcher Betonung, — ſondern er kann

es auch und iſt es wirklich zum großen Theile. Das liegt in der Größe und Erhabenheit ſeiner Natur. Das darf nicht erſt bewieſen werden. Die Menſchen haben die Sprache, deren ſie ſich bedienen, die Logik, die Philoſophie aus ſich geſchaffen. Sie haben die Papiermühle erfunden, dieſe wahrhafte Veredlung des Lumpenſtoffs, die Lettern, die unvergleichliche Kunſt, die Gedanken für den Geiſt von Millionen, bis in die entfernteſten Länder, für Jahrhunderte und Jahrtauſende zu bannen. Wenn es dem Bauer nicht möglich iſt für zehn die Arbeit eines Tages zu beſchaffen, ſo zeigt ſich hier ein einzelner Arbeiter, der dies nach allen Seiten in's Unendliche vollführt. Daher lautet die Loſung nicht mehr: Gebt Gott, was Gottes und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt; ſondern nur Gebt den Menſchen, was des Menſchen iſt. Das iſt die vollkommene Freiheit, ganz, nach ihrer weiteſten, umfaſſendſten Größe.

Meine Papiercigarre war fertig; ich ſtand auf und ſagte ihm gute Nacht. —

Wir können unſer Geſpräch morgen im Waggon fortſetzen, rief er mir zu.

Ich werde noch einen Tag hier bleiben, rief ich zurück.

Da ſprang er mir nach, bedauerte, es nicht zu können und hoffte mich noch in Wien wiederzuſehen. Einige kurze, verbindliche Worte zum Abſchied und der weiſe Jüngling war mir glücklich entſchwunden.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir's, als ob ich von einem ängſtlichen Alpdrücken befreit würde; denn der „novus Doctor," mit Molières Latein zu ſprechen, „qui tam bene manget et bibat et partet," war mir im Traume nicht von der Seite gewichen.

Ich trat zum Fenſter, die Sonne ſchien prächtig und beleuchtete den gegenüberliegenden Plainberg mit ſeiner herrlichen Kirche, und dem wunderthätigen Marienbild.

Was war natürlicher, als der Zug, dorthin eine kurze, morgendliche Wallfahrt anzutreten. Ich verſäumte es nie, wenn ich Salzburg, auch nur auf einen Tag beſuchte.

Es belebt wunderbar das Gemüth, dort zu beten, wo das kleine Bildchen in ſeiner einfältigen Einfachheit alle die Sinne feſſelnden Herrlichkeiten des Hochaltars überſtrahlt.

Es iſt etwa anderthalb Fuß hoch und kaum ein Fuß breit, und zeigt das liebreiche Angeſicht der Gnadenmutter, das in unnennbarer Holdſeligkeit, zu dem in ihrem Schooße ruhenden zarten Kindlein niederſchaut und mit ſanfter Hand, die aus Ehrerbietung zu zittern ſcheint, die Windeln entfernt, während das Kind die Aermchen entgegenſtreckt.

Die Legende berichtet, daß das Bild im Beſitz des Bäckermeiſters Paul Regner in einem Marktflecken

des baierischen Waldes war, dessen Haus während des dreißigjährigen Krieges von den Schweden eingeäschert ward. Dort fand man es unversehrt unter den dampfenden Ruinen.

Später wurde das gebenedeite Muttergottesbild in das Bisthum Augsburg gebracht und erst dreißig Jahre später, auf Verwendung des Erzbischofs Maximilian Gangolf wieder nach Salzburg überführt, um es dann an seiner jetzigen Stelle, in der prächtigen Kirche auf dem Plainberg, der allgemeinen Verehrung auszustellen. Fromme Pilger aus weitester Ferne wallen nun unaufhörlich dorthin.

Willst du Umständliches darüber erfahren, so findest du es in dem bei Pustet in Regensburg erschienenen vortrefflichen Werke: „Marianum, Legende von den lieben, heiligen und gottseligen Dienern Unserer lieben Frau und den berühmtesten Gnadenorten der hohen Himmelskönigin," das der hochwürdige Pfarrer Georg Ott, damals in Beratzhausen, verfaßt hat.

Was überstiege wohl den himmlischen Genuß, so recht aus innerstem Herzensdrang zu beten? Ist dies nicht die höchste Befriedigung eines in uns stets regen Bedürfnisses?

Die Schöpfung in ihrer vollen Schönheit wäre für den Menschen kurz, ohne das Gebet, eine todtenstille Wüste.

„Beten ist die Feierstunde des Herzens. Es ist ein

Lichtſchöpfen des Geiſtes, das Athmen höherer Lebensluft; Beten iſt die Poeſie der Ewigkeit. Das Herz empfindet, der Wille verlangt, der Geiſt denkt; aber höher als Alles iſt das Gebet. Denn das Gebet umfaßt den ganzen Menſchen; im Gebete ſammeln ſich alle Kräfte der Seele, brechen auf und ſtrömen alle Quellen des innern Menſchen. Das Gebet iſt die That des ganzen Menſchen; ſein eigentliches, intenſivſtes Leben; ein heiliges Feuer, das ſein Leben läutert; ein helles Licht, das ſein Thun verklärt; der Grund und Mittelpunkt ſeines ganzen Seins. Das Gebet iſt die höchſte Stufe, die der creatürliche Geiſt überhaupt erreichen kann in ſeinem Aufſchwunge nach oben, es zieht ihn am nächſten zu Gott hin und ſtellt ihn in die Strömung des Ewigen."

Ich konnte es nicht unterlaſſen, Dir dieſe Stelle im Auszuge aus der Kollektion, die ich größeren Werken entnommen und ſauber abgeſchrieben, meiner kleinen Reiſebibliothek einverleibt habe, mitzutheilen. Sie iſt in Hettingers „Apologie des Chriſtenthums" enthalten, deren vier Bände meine faſſende Habe zu beträchtlich vermehrt haben würden, ſo ſehr ich's gewünſcht hätte, ſie als Reiſebegleitung ganz mit mir zu führen.

Auch der Unglücklichſte birgt und bewahrt noch feſt in ſeiner Seele eine Hoffnung, wie ein Reicher einen Diamant hinter Schloß und Riegel bewahrt. Dieſe

Hoffnung iſt ein Thema, unendlicher Variationen fähig. Alle entſtammen einem in ſich geeinten Bewußtſein: daß wir einen allmächtigen Freund beſitzen, der uns erhört und uns zu helfen ſtets bereit iſt, wenn wir zu ihm beten. Die Wirkung des Gebets hängt von der Schönheit und von der Erhabenheit des Ausdrucks nicht ab. Wenn wir recht beten, wie wir ſollen, ſo wird Er uns ſchon die Worte auf die Zunge legen. Er wird es dir zutheilen, um was du beteſt, wie es bei Geibel heißt:

Wie hätt' Er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In Seines Rathes Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunſtkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Aus der Kirche getreten, wollte ich noch zu den Buden gehen, die allerlei Gegenſtände, religiöſe und profane, feil halten, mir einige Abbildungen der Muttergottes zu kaufen, um ſie daheim zu verſchenken.

Da ſtanden Leutchen, nach der Redeweiſe und Ausſprache zu urtheilen, Norddeutſche, die das gemiſchte Waarenlager umſtanden und es kleinlich fanden. Ich fand es für den Ort zu reichlich ausgeſtattet.

Ich ſagte, ſie möchten in das Gotteshaus eintreten, dort gebe es mehr und ſchöneres zu ſehen.

Da ſagte eine junge Dame in dickem Chignon, deren Sammethütchen zwiſchen den Augenbrauen ſaß: die Luft in einer Kirche ſei ihr zu drückend und an

einem ſo ſchönen Sommermorgen geradezu unerträglich.

Ein eleganter Herr, in der weiten Jacke, ſetzte ſchnell hinzu:

Kant, der große Philoſoph, dem man doch gewiß die Fähigkeit zu urtheilen nicht abſprechen werde, und der die Macht beſaß, durch das Gemüth, ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu werden, wie er es in einer darauf zielenden Broſchüre bewieſen hat, trat niemals in eine Kirche, weil ihm Beten und frommer Geſang zuwider waren und das Läuten ihn ſtets in eine tödtliche Angſt verſetzte.

Ich bemerkte, daß die Macht des Gemüths den berühmten Mann im Stiche ließ, weil hier der Verſtand des großen Denkers offenbar verfinſtert war.

Das naſeweiſe Geſichtchen mit dem fabelhaften Chignon blitzte mit den Augen zu beiden Seiten des Sammtdeckels etwas zornig und ſagte:

„Auch anderen geht es ſo, wie dem Philoſophen Kant. So ſehr mir auch die Opern Meyerbeers gefallen, ſo wird mir angſt und bang, wenn ſie im letzten Acte ſeiner Hugenotten mit der großen Glocke läuten. Wenn ich mich nicht vor meinen Nachbarn ſchämte, ſo liefe ich aus der Loge. Ich haſſe das abſcheuliche Gebimmel. Es iſt eine Störung, welche das äſthetiſche Gefühl empört und mitten im herrlichſten Genuſſe an den Sonntag erinnert.“

So führt mich meine Reiſe von Schritt zu Schritt, zu den untröſtlichſten neuen Entdeckungen.

Klage mich nicht der Weitſchweifigkeit an. Andere Reiſende laſſen es auch niemals daran fehlen, alle Umſtändlichkeiten, die Zahl der Perſonen, der Pferde und Eſel, die Qualität der mitgenommenen oder vorgefundenen Proviſionen, der Ungemächlichkeiten und Gefahren zu ſchildern, wie wir es von einem alltäglichen Bergbeſteiger bis zu einem Abeſſinienreiſenden zu leſen gewohnt ſind.

Ich mache hier eine Pauſe und ſtecke meinen Kopf tief in den Kragen meines Pelzes, den ich, wie Du weißt, auch im heißen Sommer nicht laſſen kann. Ich verſenkte mich in eine lange Reihe von Gedanken.

Sind wir denn dazu da, fragte ich mich, ſolche Schmach zu erdulden und allen Unrath jener Mißgeſchöpfe, den ſie auf uns ſchütten, hier mit einem ſtummen Bückling, dort mit einer kalten Rückenwendung allein zu beantworten? Sollen wir uns Finſterlinge, Schleicher, Heuchler, Sittenverderber, Sklaven eines verrotteten Aberglaubens, ungeſtraft ſchimpfen laſſen; nichts darauf erwidern, wenn man uns und das Heiligſte, was in uns lebt, verhöhnt, verſpottet und mit vom Koth der Gaſſe beſchmutzten Füßen, darauf herumtrampelt?

Ich hätte weinen mögen vor Zorn.

Ein dunkles Vorgefühl naher Ereigniſſe übermannte mich.

Ein großes Schickſal ſchreitet gleichſam unſchlüſſig auf und ab, die Erde erbebt unter ihm und die Menſchen wiſſen nicht, wie bald es ſie ergreifen wird.

Niemand in der Welt, ſelbſt Bismarck und Napoleon nicht ausgenommen, dürften es in dieſem Augenblick vorherzubeſtimmen wagen, wo es zur Zeit mit der Geſellſchaft hinauswill. Jetzt ſtehen die Dinge ſo: die Völker werfen eine Münze, mit Cäſar oder Pompejus Bildniß, in die Luft; Kopf oder Schrift! Republik oder Monarchie! Der Zufall wird ſcheinbar entſcheiden.

An jedem Einzelnen iſt es, ſo denkt wohl jeder auf Mittel zu ſinnen, die Gefahr abzuwehren, und wann ſie näher rückt, ihr mannhaft gegenüberzuſtehen. Das, was uns Katholiken bewegt, muß das Wirkliche, wie es ſich und wo es ſich uns feindſelig zeigt, ſtreng in's Auge faſſen. Denn aus den kleinlichſten Anläſſen wird der Kampf immer heftiger entbrennen. Aber entſcheiden wird er nichts, weil in der Welt von den Menſchen nichts entſchieden werden kann, ohne die perſönliche Einwirkung des Herrn, der über Alles gebietet. Zu keiner Zeit wird die Menſchheit über ihr Schickſal aus ſich ſelbſt beſtimmen können.

Unſer Gott lebt. In ihm iſt alle Macht, alle Gerechtigkeit vereinigt. Er iſt das Prinzip aller Pflicht. Die Geſetze der Natur, wie die Freiheit des Menſchen, bleiben ſeiner ſchöpferiſchen, väterlichen Hand anheim-

geſtellt. Ueber alles Irdiſche hinaus belehrte Er die Seele von jenem andern Daſein und die Menſchheit ward dadurch erhoben, zu einer neuen höhern, herrlichern Ordnung einzugehen. Er hat ſie dazu erkoren und verlangt, daß man nur ihm gehorche.

Die in ihrer erſtarrten Weisheit frierenden Thoren nennen das eine unerträgliche Sklaverei, es wird jedoch ein Tag erſcheinen, an dem ſie ſich nach dieſer wonniglich erwärmten Sklaverei zurückſehnen werden. Und wenn es auch noch dazu käme, daß ein neuer Wohlfahrtsausſchuß wieder ein Decret erließe, daß man den Namen Gott nicht ausſprechen dürfe und ſeinen geheiligten Statthalter auf Erden plündert, verjagt und kaum noch lebend dulden will. —

Als ich ſo weit mit meinen Gedanken gekommen war, hob ich den Kopf aus dem Kragen des Pelzes und freute mich, daß ich das Gewäſch des mit dem Trödler in der Bude feilſchenden, nobeln Geſindels keiner Entgegnung gewürdigt hatte.

Noch an demſelben Tage führte mich der Dampf nach Linz.

Bei meiner letzten Anweſenheit ließ ich hier einen Freund zurück, den ich jetzt nicht mehr am Leben fand. Den Dr. Bammesberger, Profeſſor der Moraltheologie. Er hatte mit mir in Bad Iſchl die Kur

gebraucht und einen gar heitern Umgang mit mir gepflogen. Er war der Sohn des Müllers im Ort, in deſſen geräumigem ſchönen Haus Kaiſer Franz Joſeph Abſteigequartier nahm, während ſeine reizende Campagna noch im Bau begriffen war. In dieſer Mühle wurde das Concordat mit dem heiligen Stuhle vom Kaiſer unterſchrieben, und des Müllers Sohn ließ auf einer Marmortafel mit goldenen Lettern dieſes Ereigniß an der, der Straße zugekehrten Fronte des Hauſes, den Vorübergehenden in das Gedächtniß rufen.

Die Ereigniſſe aber, die dieſem folgten, brachen dem Manne das Herz und er ſtarb in den beſten Jahren.

Ich weiß nicht ob die Gedächtnißtafel noch an ihrem Platze iſt. Sie wird von der vorüberrauſchenden Gegenwart als ein „Monument von unſerer Zeiten Schande“ betrachtet.

Das bereits durchlöcherte Concordat wird und muß zu Boden; wozu die Erinnerung der Mühle zu Iſchl?

Die dunkle tiefe Furche, die durch die Macht unglückſeliger Verwickelungen in der Geſchichte des Kaiſerſtaats gezogen wurde, verdankt ihr Entſtehen allein dem jeſuitiſchen Werke des Concordats. So heißen es die Völker in den Königreichen, Erzherzogthümern; die Deutſchen, die Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener, Südſlaven; ſie Alle litten unter dem Einfluſſe des von den

„Schülern Loyolas“ ausgeheckten und durch das Concordat ausgeführten Verdummungssystem.

Die Schlachten, Niederlagen, Abtretungen und Entäußerungen aller Art, die Oesterreich nach innen und außen so sehr geschwächt und zerissen haben, sie Alle hat das Concordat verschuldet und factisch herbeigeführt. Wäre diese Pest in der Ischler Mühle nicht zum Ausbruch gekommen, dann wären die Staatsmänner in Wien gewiß erleuchteter und die Feldherren auf den Schlachtfeldern sicherlich größere Strategen gewesen!

Die Friedensbedingungen in Villafranca und Nicolsburg hätten dann anders gelautet. — —

Man sieht ja deutlich, wie weithin beglückend blos die Risse in das Concordat gewirkt haben, schon einzig und allein durch die Gebahrung der Presse. Ist es nur einmal gänzlich beseitigt und sind erst die Jesuiten vertrieben, dann wird sich eine Glorie über die Lande „diesseits und jenseits der Leitha“ ausbreiten, deren Strahlen bis jetzt nicht zu ermessen sind. —

Da floß die Donau zur Seite der Bahn.

Der längste Strom Europas; indem die Wolga, obwohl länger, einen Theil ihres Gebietes in Asien durchströmt.

Was man auch ſagen mag, ich gebe dem Rhein vor der Donau den Vorzug.

Wie treffend ſind Göthes Worte auf die Rheinquellen:

Sehet den Felſenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch
Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder nach dem Himmel.
Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort — —

Sein weiter Lauf trägt das Gewicht unſerer ganzen Geſchichte; ſeine Ufer von hochbegabten deutſchen Stämmen bewohnt, waren ihr Schauplatz und die Bevölkerung mit ihr auf's innigſte verflochten. Sie bezeichnet die früheſte Cultur, bis auf unſere Zeit in hohem Grade ausgebildet. Von der Cultur des Bodens bis zu der des Geiſtes. Handel und Wandel; und Wiſſenſchaft; blühende Städte, treffliche Inſtitute, überall hin verbreiteter Segen der Civiliſation.

Und nun ſchwillt er
Herrlicher: ein ganz Geſchlecht

Trägt den Fürſten hoch empor.
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen; Städte
Werden unter ſeinem Fuß.
Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.
— — Sauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Aber auch der ſchwungvolle Schluß des prächtigen Gedichts läßt ſich auf den Rhein anwenden, denn das einfältige Wort: er verlaufe im Sande, hat ſich längſt überlebt. Von den reichlich dahinſtrömenden Armen, führt einer ſeinen Namen, der in die Nordſee ſich ergießt:

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz. —

Der Lebenslauf unſerer Donau iſt viel einfacher und fordert keinen ſo gebieteriſchen Wiederhall heraus.

Sie entſpringt im Schwarzwald aus Quellen, deren unbedeutende Namen nach einem kurzen Lauf von den Uferbewohnern ſelbſt ſchon vergeſſen ſind. Erſt wenn ſich ihre Gewäſſer vermengt haben, erhält ſie im fürſtlichen Schloßhof zu Donaueſchingen, in eine Art von

Brunnen gefaßt, ihren ſtolzen Namen, den ſie nun vor aller Welt trägt.

Nach dieſer kümmerlichen Kindheit wallt ſie ziemlich langweilig und unbeachtet, und gelangt erſt mit dem Eintritt in Bayern zu dem ihr gebührenden Anſehen. Von Ulm ab wird ſie ſchiffbar.

Der genialе König Ludwig der Erſte von Bayern, wie man ihn oft nennen hört, hatte neben vielen anderen ihm wohl nur allein großartig ſcheinenden Planen, auch den ſich angeeignet, eine Idee Kaiſer Karls des Großen auszuführen. Er wollte, um dem Handel in Deutſchand das mittelalterliche Gewicht wieder zu verſchaffen, Donau und Main durch einen Kanal verbinden. Aber die Idee realiſirte ſich nur halb; das heißt, der Kanal wurde zwar fertig, jedoch nicht benutzt, weil inzwiſchen, die von dem König nicht vorhergeſehenen Eiſenbahnen, bereitwillig die Vermittlung des Handelverkehres übernahmen. Man ſpricht jetzt davon, den Kanal künſtlich zu verſanden, und wo jetzt ſein ſchmutziges Waſſer ſich zu langweilen ſcheint, Eiſenſchienen zu legen, die ſich beſſer rentiren werden.

Auch eine andere Idee führte derſelbe kunſtliebende König aus, um die Donauufer intereſſant zu machen. Hier ſollte nach ſeiner Meinung einem höhern Intereſſe gedient werden, als dem Handel und Wandel.

Es wurden zwei Stätten von ihm gegründet; Prachtdenkmale, um den Patriotismus der Deutſchen zu ent-

flammen; Hallen, die ſchon beim Eintritt jedem von uns zurufen: Sei ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein; biſt du es, in dem Grade den Wir anerkennen, ſo wird dein Name hier in Erz eingegraben und noch mehr! du haſt ſogar die Hoffnung, daß deine Büſte daneben aufgeſtellt wird!

Dann eine zweite Halle, dort, wo der ſchon erwähnte Kanal beginnt, die in der deutſchen Bruſt das Andenken an irgend welche glorreiche Siege wachrufen ſoll.

Auch dieſe Unternehmungen, ſo ſchön und koſtſpielig ſie ſind, erreichten nicht ihren Zweck. Dieſe Poeſie verfing nicht bei dem Volke.

Bei den maſſenhaften Volksverſammlungen, wo Alle keine Koſten ſcheuen, ihre eigentlichen Geſchäfte, ihren Broderwerb auf Wochen einſtellen und auf weiten Strecken zum Stelldichein ſich begeben, iſt es Niemand eingefallen, das patriotiſche Hochgefühl dadurch zu begeiſtern, daß man Walhalla oder die Siegeshalle an der Donau zum Verſammlungsorte erwähle.

Ja, iſt es nicht noch auffallender, daß die beiden ſogenannten Parteien der Fortſchrittler und der Patrioten in Bayern, noch niemals auf den Einfall geriethen, ſich in der bayeriſchen Ruhmeshalle in München, mit dem Standbilde der Bavaria, zuſammen zu finden, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathen, ſondern immer nur ein Wirthshaus und im Sommer einen Bierkeller ſich erkieſen?

So blieben denn die Verſuche des Königs, die Geſtade der Donau den nationalen Zeitbeſtrebungen näher zu bringen, erfolglos, und der großmüthige Ludwig, der in ſeinem Teſtament die Walhalla der deutſchen Nation vermachte, wird ſich vorausſichtlich ebenſo verrechnet haben. Das Schickſal dieſer großartigen Bauwerke, zu deren Erhaltung weder die Fürſten noch das Volk die Beiſteuer leiſten werden, dürfte vielleicht daſſelbe ſein, als es dereinſt anderen, wiewohl viel unbedeutern Ausgeburten der Laune eines Fürſten zu Theil wurde: zum Beiſpiel dem Sonnentempel in der Eremitage zu Bayreuth, die noch hie und da von einem fahrenden Touriſten in flüchtigen Augenſchein genommen werden.

Die Donau fließt in ihrer Apathie ruhig fort, bis ſie die Kaiſerſtadt par excellence erreicht und hier ein Volk ſich in ihr ſpiegeln und baden läßt, das immer lachte, wenn Europa weint; das in ſich verliebt war und ſich hielt, wenn der Bürgerkrieg zu entbrennen drohte; eine Welt der Luſt und der fetten Küche, der Schelmenliedlein und der ungezügelten Genüſſe, während einer in ſchweren Kämpfen ringenden ſtrengen Zeit. Ein Volk, das dem Karren des Theſpis huldigt und ihm fortwährend theuere Opfer bringt und erſt dann vor den unausbleiblichen Schranken anhalten wird, wo die jungen Panther, die es ausgebrütet und gehegt hat, mit aufgehobenen Tatzen es in Empfang nehmen werden.

Wir wollen uns inzwiſchen mit dem herrlichen

Dome von Regensburg begnügen. Hier erblicken wir ein Denkmal, das nicht einer dünkelvollen Macht ſein Daſein verdankt, und ſtatt neugieriger Touriſten, fromme Beter zu allen Stunden anzieht. Dort an der linken Seite des Chors, wo jeden Morgen die friſchen Blumen geſtreut ſind, iſt die Ruheſtätte des frommen Biſchofs Wittmann, der in der hochleuchtenden Reihe, ſeiner berühmten Vorgänger, einen ſo hervorragenden Platz durch die zwar nicht glänzenden, aber großen und tiefen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Gemüthes einzunehmen berufen war.

Dritter Brief.

Wien. Das „junge Deutſchland.“ Mazzini. Der Graf Henri de Rochefort. Der „politiſche Materialismus.“ Oeſterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken.

So hab ich denn vor der Hand der großen, der eigentlichen Donau, den Abſchied gegeben, um ihr vielleicht ſpäter wieder, etwa im Prater, einen flüchtigen Beſuch abzuſtatten und mich der Stadt zugewendet.

Dies legt es mir an's Herz, den früher nur obenhin angedeuteten Grad der Bildung und Geſittung in Wien ſelbſt mir näher zu betrachten und daraus die Erfolge zu bemeſſen, die es auf den öffentlichen Stappelplätzen haben konnte.

Wie ſteht es überhaupt um die Civiliſation der großen Städte, wo die Werkſtätten der Bildung, von allen Blasbälgen des Fortſchritts in glühendſter Thätigkeit erhalten werden? So lautet die Vorfrage, die ich mir ſtelle.

Sollte die ſchnöde Behauptung ſich bewähren, daß

die Civiliſation nicht anſteckend ſei, weil Diejenigen, welche dem Heerde derſelben am Nächſten ſtehen, am Wenigſten von ihrem Einfluſſe verſpüren?

Wir wollen ſehen. — Ich bitte Dich mir die Beſchreibung meines letzten Wiener Lebenslaufs zu geſtatten, dabei aber mich früherer, länger andauernder, zu erinnern.

Ich war am frühen Morgen aufgeſtanden, hatte einigen intimen Freunden meine Karte geſandt und um die Stunde bitten laſſen, ihnen meinen Beſuch abzuſtatten; dann warf ich mich in einen Fiaker, um mir das neue Wien zu betrachten, das ich bereits ſeit fünfzig Jahren oft beſuchte, vor etwa ſechs Jahren zum letzten Male ſah, und während dieſer kurzen Friſt, in ſeinem Aeußern, großmächtig verändert fand.

Man hat oft ſchon vergleichsweiſe einen großen Staat ohne wirkliche Macht, einen Staat auf thönernen Füßen nennen hören; mit gleichem Rechte kann man von dem neuen Wien ſagen, es ſei eine große Anhäufung von coloſſalen Gebäuden auf gläſernem Fußgeſtell.

Alle dieſe ſchweren Wuchten mit Balconen und Terraſſen, von Karyatiden ſtämmigſter Conſtruction getragen, aus feſten Steinen in übereinander gethürmten Stockwerken erhoben, ruhen in friedlicher Zuverſicht auf immenſen Glaskaſten, denen man höchſtens das

Vertrauen ſchenken kann, den glänzenden Tand, der ſie füllt, gegen Staub und Schmutz zu bewahren.

Wie anders ſtellte ſich das alte Wien, mit ſeinen bombenfeſten Gewölben dar, die den Namen allen Magazinen jeder Art, in den Erdgeſchoſſen, verliehen hatten!

Für jetzt darf Wien noch ein ungeheurer Bauplatz genannt werden; ſo viel iſt noch im Bau begriffen, trotz dem was als ſchon fertig den Fremden überraſcht, und noch mehr ſoll in Planen, Entwürfen und Ueberſchlägen bereit liegen.

Für die Circulation der freien Ideen iſt durch die Preſſe gehörig geſorgt; für die Circulation der Flaneurs und Gamins breite Straßen mit gläſernen Schaukaſten; für die unberufenen Volksverſammlungen und Aufläufe große Plätze!

So hat der moderne Staat ſich an der Oberfläche der Hauptſtadt ſchon ſehr ſtattlich herausgeputzt.

Es imponirt, was man ſieht. Alles iſt in der Erfindung hochtrabend, prunkvoll, maſſenhaft und zum Theil in der Bearbeitung des Materials vollendet und dennoch macht es nicht den Eindruck, den die Meiſterwerke der Baukunſt ſonſt in uns erwecken.

Hier bleiben wir kalt und finden, daß die alten Modelle, die dem neuen Architecten wohl vorſchwebten, verunſtaltet von ihm wiedergegeben wurden und daß,

was er aus ſich geſchöpft und erfunden, als Gegenſatz des wirklich Schönen und Würdigen erſcheint.

Alles tritt verworren, unregelmäßig, nicht als eine nothwendige Geburt der Zeit, durch ihren Charakter bedingt, vor uns. Es ſchmeckt zu ſehr nach einer über Nacht zugefallenen Erbſchaft, die der Parvenü mit Haſt verpufft, um ſich prahlend hervorzuthun.

Was ich ſah, ſo ſchwerfällig es war, zerſtäubte und verrann. Es ſagte mir nichts. Ich mußte immer und immer wieder an einen Börſenſpeculanten denken, der plötzlich überreich geworden und den Großen in ſeiner Manier ſpielt, indem er Diners und Soirees gibt, mit feinen Delicateſſen ſeine Gäſte vollſtopft, und ſie dennoch vollſtändig leer entläßt, weil er ihnen nichts zu ſagen weiß als Das, was in dem Kurszettel geſtanden hat.

Das hat keine Geſchichte und wird keine haben; weder der Parvenü der Börſe, noch die neue Stadt Wien, die auch nichts weiter iſt. Die Stephanskirche und die alte Kaiſerliche Hofburg ſind nicht mehr an der rechten Stelle; hier in Wien werden ſie höchſtens, in einer vielleicht nicht gar zu fernen Zeit, wie ein nichtiges Curioſum betrachtet werden, das vordem einmal eine Bedeutung hatte.

Jedes der neuen großen Häuſer iſt eine Karavanſerei; eine ungeheure Herberge, die Alles aufnimmt, aber Niemand wird im Gedächtniß behalten, wer ſie einſt mit ihm bewohnte. —

Da hielt mein Fiaker und deutete mit der Peitsche vor sich hin.

Es war das neue Hofoperntheater.

Man hat es richtig begriffen, daß bei diesen „Kunsttempeln“ modernsten Schlages, der verschwenderischeste Glanz zur Nothwendigkeit geworden ist. Ganz abgesehen davon, ob das, was sie spielen, sich damit verträgt, es erfordert, es verdient; so verlangt es gebieterisch das äußere Ansehen, das bei dem jetzt herrschenden öffentlichen Gesundheitszustand in Kunstsachen nur durch eine übermäßige Prachtfülle erreicht werden kann.

Den kleinern Theatern ist hierin das Wetteifern nicht möglich und sie müssen sich entschließen bis zu einer Stufe hinabzusteigen, wo sie Das für die dramatische Kunst werden, was der Fiaker für ein edles Pferd ist. Der Sammelplatz aller Unreinigkeit, eine Abdeckerei.

Wie ich so weiter fuhr, fielen mir die entgegengesetzten Wege ein, die von den jugendlichen Weltreformern in den verschiedenen Ländern Europas eingeschlagen wurden, um weiter zu kommen.

Unser junges Deutschland griff seine Sache damit an, in Roman und Vers dem Bestehenden in sehr ernster Weise auf den Leib zu rücken. Es hatte den Muth sich allen ihm drohenden Verfolgungen auszusetzen und Einiges davon sogar auszustehen. Ob es den Glauben besaß, etwas Großes mit seinem Unter-

Digitized By Google

fangen zu erreichen, mag dahin geſtellt bleiben. Es genügte ihm ein augenblickliches Intereſſe zu erregen; ein Buch herauszugeben, von dem die alltägliche Blätterkritik Notiz nahm und das einmal geleſen, nicht wieder in die Hand genommen wurde. Es war eine Schriftſtellereitelkeit. Nichts weiter.

Die jungen Umſtürzler jenſeits des Rheins und der Alpen griffen die Sachen anders an. Hier geſellte ſich zur Eitelkeit ein heißeres Blut. Was bei uns verſtockt und verſteint war, brachten ſie, durch der Umſtände Gewalt begünſtigt, leichter in Fluß.

Mazzini begann mit der Theaterkritik. Er ſtimmte darin mit Richard Wagner überein, daß er ſich zum muſikaliſchen Reformator aufwarf. In ſeinen Scritti letterari erſchienen ſeine Ergüſſe, die es beweiſen ſollten, daß bis zu ſeiner Epoche eigentlich die Muſik nicht exiſtirte.

„Was man bisher mit dieſem Namen belegt hatte," war nach ihm: „nichts als eine Folge von Tönen, die nach einem willkürlichen Canon aneinander gereiht wurden, der allen natürlichen Geſetzen widerſprach. Die ſogenannten großen Componiſten waren nichts als trafficanti di note. Es fehlte denſelben die Weihe einer ewigen Glaubensmacht, die Taufe einer Miſſion.

Weiter heißt es bei ihm:

Muſik iſt die Algebra der Seele, durch welche die Menſchheit lebt.

Muſik iſt der Wohlgeruch des Weltalls.

Muſik iſt der Glaube einer Welt, deren Poeſie nichts als höchſte Philoſophie iſt.

Melodie iſt die Individualität; Harmonie der ſociale Gedanke.

Der Muſik gebührt in der Zukunft ein ſehr ausgedehnter Beiſtand der wiedergeneſenen Geſellſchaft. Der Muſik muß das Antragsrecht zu einem Gedanken übertragen werden, den die anderen Künſte nach und nach weiter bilden und auszuführen haben werden.

Die Zukunftsmuſik wird die zwei Fundamentalſätze zuſammenfaſſen: Individualität und Gedanke — Gott und der Menſch." —

Du haſt genug an dieſen Pröbchen, die ich Dir aus meinen Aufzeichnungen hier abſchreibe; denn Mazzini's Schriften führe ich nicht mit, wie Du Dir wohl denken kannſt.

Wie weit es dieſer genueſiſche Advocat, der keine Clienten hatte, ſeit dieſen ſchriftſtelleriſchen Anfängen gebracht hat, weiß die Welt. Es war ein gewaltiger Sprung, von dem Standpunkt eines muſikaliſchen Reformators, bis zu einem — wenn auch unglaubwürdigen — Schöpfer einer neuen politiſchen Ordnung, zu einem Wiederherſteller der tief geſunkenen Geſellſchaft, zu dem Erfinder einer, der Menſchheit beſſer anſtehenden, verbeſſerten Religion. Die Scritti letterari geben hinlänglichen Aufſchluß über den Charakter dieſes „nega-

tiven Advocaten," wie ihn ſeine Landsleute ſelbſt einſt genannt haben, die auch auf ſeinen maßlos ſchwülſtigen Styl ihr bezeichnendes Wort Ribombo anwenden. Indeß iſt er da; er lebt als unüberwundener, beſtändiger Verſchwörer, als ein literariſcher Maſaniello, der gefährlicher iſt als der Maſaniello der Gaſſe.

Ein Seitenſtück zu Mazzini bietet mir der Graf Henri de Rochefort, der das vor ihm voraus hat, daß er de vieille souche iſt und niemals eines Andern, ſondern nur ſein eigener Advocat ſein wollte, und auch, gegen Mazzini gehalten, ſich wie eine Miniature zu einer gouache verhält. Oel wäre zu viel.

Der Pariſer Graf ſtrebte anfangs nur darnach ein Held des Boulevard zu werden. Er war ganz und gar, was wir einen Spaßvogel nennen, ein Balddortbaldhier; boshaft, nicht ſowohl kritiſch als tadelſüchtig; dem, was ihm nicht gefiel, ſpritzte er Dinte in's Geſicht.

Von den Tugenden eines Demokraten reinſten Waſſers bemerkte man aber noch nichts an ihm. Er ließ ſich Monsieur le comte tituliren; blickte mit unverholener Geringſchätzung auf Andere, ſpottete ebenſo über das arme Menſchengeſchlecht und ſah Gott wie eine Erfindung an, die dem Herrn Grafen Stoff zum Lachen gibt. Das ſind aber noch keine demokratiſchen Tugenden. Der ernſthafte, wahrhafte Demokrat iſt und ſchreibt auch anders.

Was er mit ſeinem Treiben erreichte, war der

wohlfeile Erfolg, nur eben für einen Spaßvogel der kleinen Tagespreſſe zu gelten. Einen literariſchen Ruf bei denkenden, gebildeten Leſern zu erreichen, das durfte er ſich nicht einfallen laſſen.

Aber Du mußt ihn kennen lernen, wie er in jener Zeit war.

Ein Menſch ermordet einige öffentliche Buhldirnen, mit dem Raſiermeſſer, um ſie zu berauben. Rochefort vertheidigt ihn brillant. Hätte der Mörder ein Redetalent, ſagt er, ſo würde er den Richtern den Beweis geführt haben, daß er nur darin gefehlt, einen Theil der weiblichen pariſer Bevölkerung, der an einem gefährlichen Abſturz ſich befand, ſtatt durch ermahnendes Zureden, durch ein Raſiermeſſer aufzuhalten.

Als großer Kunſtfreund geht Rochefort zu der Verſteigerung eines berühmten Thiermalers. Er möchte ein theueres Bild erſtehen, ſeien es Schafe, wiederkäuende Ochſen, gleichviel! Und dafür wollte er bereitwillig ſeine Seele dem Teufel verkaufen. Er bat Satan, er möge ſich gefälligſt zu ihm bemühen, um über den Handel ſich mit ihm zu verſtändigen. Aber Satan kam nicht. Rochefort glaubt deßwegen, weil die große Anzahl ähnlicher Geſchäfte, die der Böſe im Mittelalter eingegangen, nicht beſonders lucrativ für ihn geweſen ſei; denn ſchon lange hört man nicht mehr, daß er Jemand ſeine Seele abgekauft habe. Der Herr Graf behielt ſeine Seele, allein

ſeine Mittel erlaubten ihm nicht, auch nur die kleinſte Skizze des Malers zu erwerben.

Er nennt die Zeit klaſſiſch, da die Mörder auf der Landſtraße, ohne Liſt anzuwenden, ſich auf die Vorübergehenden ſtürzten und ſchnell mit ihnen fertig wurden. Einen, der ſeine Frau heimlich ermordete; eine Frau, die ihrem Manne ſtatt Zucker Vitriolſäure in den Kaffe ſchüttete, durfte man ſchon als exceptionelle Weſen betrachten.

„Ha! wie weit ſind wir auch hierin ſchon vorgeſchritten!“ ruft er aus.

Das war das erſte Ziſchen der jungen Schlange. Jede Woche ein paarmal. Und immer ſpaßhaft und demokratiſch dabei, mit beiläufigen ganz allerliebſten Gotteslästerungen, im Dienſte der Freiheit und von der Eitelkeit erfüllt, daß ſein Geiſt Alles überrage. Es iſt als gewiß anzunehmen, daß ihm ſein Geiſt noch mehr gefalle, als das Vieh auf den Bildern jenes Malers, von denen er keines für ſich erſtehen konnte.

Warum ſollte ein Demokrat nicht von ſeinem eigenen Werth erfüllt ſein?

Dieſe Verehrung ſeiner ſelbſt führte den armen Grafen ſpäter zu dem Ergebniß, nicht nur ſchöne Gemälde um jeden Preis zu erhandeln, ſondern auch en Seigneur zu leben und es in den Wind zu ſchlagen, zehn, zwanzigtauſend Franken für Preßvergehen zu zahlen, ſo oft er dazu verurtheilt wurde.

Er wuchs, wurde groß und ernſt, trotzdem er ſtets für die Leſer eine lächerliche Seite behielt.

Mazzini, der mit regierenden Häuptern, wie früher mit Componiſten umſprang; Rochefort, der eine Laterne anzündete, die Frankreich in Flammen zu ſetzen drohte.

Und unſer junges Deutſchland, deſſen gewaltig ſich ſtellende, ſchreibſelige Stimmführer endlich froh waren, auf die Bretter zu flüchten, die die Welt nur bedeuten, um hier als Dramaturgen, Directoren, techniſche Leiter, Intendanten, einen Unterſchlupf zu finden, deſſen Krönung der Titel eines Generalintendanten oder Generaldirectors bildet. —

Hiermit wäre ich zu meinem Ausgange gelangt. Meine Gedankenreihe begann ſich zu entwickeln, als der Fiaker auf das Wiener Operntheater mit der Peitſche hinwies. —

Aber noch Eines bleibt mir beizufügen.

Zwiſchen dem Jahre 1830 und Jetzt waltet ein mächtiger Unterſchied. Leider ſind wir in der That weiter gekommen. Das bedarf keiner nähern Erörterung.

Dann aber muß man bedenken, daß aus den kleinlichen damaligen Verhältniſſen bei uns, aus den Redeübungen in den abonnirten Geſellſchaften, „Muſeum“ geheißen; aus keuſchen Träumern, aus den Gamins der holperigen Pflaſter in kleinen und kleinſten Städt-

chen, aus den Begabtern, in denen ſich eine Welt der Zukunft poetiſch geſtalten wollte, denen die Wirklichkeit zu einer wunderſeltſamen Erſcheinung ward, keine gewaltigen Volkstribunen über Nacht erſtehen.

Das waren gewiß ſehr brave Männer, aber ſchlechte Muſikanten, wie Clemens Brentano ſagte.

Es erweckt mir noch immer eine ſchmerzliche Erinnerung, wenn ich eines Abgeordneten zur Frankfurter Nationalverſammlung gedenke, eines jungen Schullehrers, der jedesmal die Abſätze in ſeiner Rede mit den Worten anhub: „Nun wohlan denn!“ und eines andern guten Bekannten, der mir bei der erſten Begegnung vor der Pauls-Kirche entgegenrief: „Iſt es nicht wie ein romantiſcher Traum, der uns hier zuſammenführt?“

Leider war das Erwachen trübſelig genug.

Und die Anderen drüben, die ſich in den Strudel unbeſonnen ſtürzten, die Alles zu wagen ſich berechtigt glaubten, weil ſie eigentlich nichts dabei wagten und zu eigener Verwunderung ſich emporgehoben fühlten, zur Sonne der Volksgunſt, zu Reichthum und Glück.

Sie hatten nur zuzugreifen in das ſie umwogende Leben, in die Verhältniſſe der Geſellſchaft, in welcher ſie lebten, in das wüſte Treiben, das in den engen, ſtinkenden Quartieren der Großſtadt ſich ihnen darbot. Sie war Werkſtätte und Stoff zu ihren Arbeiten. Hierdurch nimmt oft das Oberflächliche eine tiefere Fär-

bung an. Was ſie zu Tage förderten, war nicht die Frucht einſamen Nachdenkens. Es war nicht in einem Stübchen ausgeheckt worden, deſſen Fenſter in den Hof ſehen und die Armſeligkeit der Umgebung nie aus dem Geſicht entſchwinden läßt.

Die Anderen von drüben haben Alles ſelbſt erlebt, ſelbſt gehandelt.

Wollten ſie die Sinnlichkeit geißeln, ſo hatten ſie erſt geſtern eine üppige Nacht, eine Orgie mit durchſchwelgt. Sollte es dem Luxus gelten, ſo durften ſie die Augen nur im eigenen Zimmer umherſchweifen laſſen.

Ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß ich hier von einer frühern Periode ſpreche. Seitdem iſt auch bei uns ein lebhafter Umſchwung zu Tage getreten, ein im Vergleich großartiges Emporſtreben aus jener Beengung. Das iſt, trotz aller Verirrungen und Anmaßungen, nicht wegzuläugnen.

Die Wechſelwirkung, die ſich aber zwiſchen uns und Jenen zur Zeit bemerkbar macht, vermag jedoch nicht den getrübten Ausblick zu erhellen.

Wien.

Wir ſind von der Zukunft durch eine tiefe Kluft getrennt.

Von unbedeutenden Dingen nicht zu ſprechen, die mögen im alten Plunder ruhen wie vergeſſene Moden.

Ich möchte aber nur das erwähnen, was uns täglich ernährte; von dem unſer ganzes Daſein erfüllt wurde; was uns aneiferte, unſern erbitterten Widerſpruch oder unſere begeiſterte Zuſtimmung hervor zu rufen.

Wie der Blitz in ein ſchönes Haus fährt und ihm plötzlich das dunkle Kolorit einer Ruine verleiht, ſo erſcheinen die Wirkungen der Ereigniſſe von 1866 auf die heutige Geſellſchaft.

Alles, was früher beſtand, Legitimität, Ariſtokratie, Religion, Sitte, Künſte, hat die Kluft verſchlungen. Es iſt Alles verwittert, nichts in der Gegenwart wird es zurückrufen, es in der frühern Weiſe wieder herzuſtellen vermögen. Und wenn die Revolutionsarbeit Alles vollbracht haben wird, ſo wird man nur auf Trümmern ſtehen und vergebens auf die Poſaune der Auferſtehung warten.

Alsdann wird man erſt die wahre Bedeutung des Fortſchritts erkennen, den man die unendliche Vervollkommnung der Menſchheit nannte.

Man wird die Wirkungen vor Augen ſehen, die er auf das Geſammtleben, auf Sitten, übliche Gewohnheiten, auf Redlichkeit und wahrhafte Bildung ausübte, und wird ihm wenig zu danken haben.

Nur das Eine wird man ihm zugeſtehen müſſen, daß er ſeine Apoſtel zur Herrſchaft gelangen und ihre Deviſe zur Wahrheit werden ließ: „Uns gehörſt du an,

Volk, denn in uns iſt die Herrlichkeit des Fortſchritts verkörpert."

Dieſe Beſtrebungen einer Menge von zum Theil gebildeten und begabten Männern nach einem und demſelben Ziele, der allmächtigen Herrſchaft über die Maſſen, hatten bei'm Beginn die verſchiedenartigſten Elemente unter ſich verbunden. Das konnte nicht von langer Dauer ſein; es mußte ſich klären. Aber wie?

Man griff zur politiſchen Maskerade, zur Verſtellung, die nun tropfenweis in das Räderwerk der Staatsmaſchine eindrang.

Die Sucht Miniſter zu werden entbrannte und damit gelangte die Revolutionsidee zur Herrſchaft, zur Macht. Von jetzt an war die Arena geöffnet.

Eiſen und Blut, diplomatiſche Künſte, bezahlte Preſſe, ſtanden den neuen Gewaltigen zu Gebot. Sie herrſchten und konnten ihre Wurzeln um ſo tiefer ſchlagen, weil ſie den revolutionären Geiſt mit dem Deckmantel der Monarchie umgaben.

Hier haben wir den realen Inhalt unſers modernen Lebens; darum das uns umtoſende Geſchrei, welches aus den Kreiſen der ſocialen Bewegung erſchallt und den politiſchen Fanatismus wach ruft, der in der unbeſchränkten Preſſe ſeinen Wiederhall findet und ſie zur Nothwendigkeit macht. Wer es läugnen wollte, der müßte mit geſchloſſenen Augen und zugeſtopften Ohren dahinleben.

Die Lenker des Ganzen, vom Miniſter bis zum Volkstribun, gründen auf dieſe allein richtige Erkenntniß der Lage ihr Anſehen und ihre Macht.

Auch in anderen Zeitläufen hat es Regierungen gegeben, die mehr oder minder despotiſche Mittel zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft ergriffen. Dieſe gingen jedoch mit mehr Aufrichtigkeit zu Werk. Sie benannten nicht das Joch, das ſie dem Volke auflegten: Fortſchritt und Freiheit. Sie proclamirten nicht die Lüge als Wahrheit und ihre Niederlagen als Siege.

Metternich kokettirte niemals mit der Republik, er verhehlte keinen Augenblick, während ſeines langen Regiments, ſeinen Despotismus. Heute zieht die regierende Macht an der Spitze der Factionen mit einem goldenen Zauberſtabe einher und leitet ſie in die Klüfte der politiſchen Hölle.

Für den offenen Despotismus zu feig, der bei den beſtehenden Verfaſſungen auch nicht ausführbar wäre, begnügt ſich das neue Syſtem damit, gegen Meinungen zu kreuzen und in Bezug auf Religion, Moral, Freiheit, mit ſich handeln zu laſſen.

Deutſchland, an das ich hier zuerſt denke, mußte ſolcherweiſe zu einem Bazar werden, wo alle intellectuellen Dinge ihr Ellenmaß und ihren feſten Tarif erhalten ſollen.

Die Lüge iſt lebendig geworden und wandelt unter

uns. Der die Kette ſchmiedet, führt die Freiheit im Munde.

Das aber iſt nicht, wie man glauben machen will, die Folge der ſchweren Ereigniſſe, die ſeit 1789 ſich aufeinander über Europa ergoſſen haben. Es iſt nicht etwa aus einem errungenen großen Siege hervorgegangen, ſondern es hat ſeinen Urſprung in der Schwäche, die ſich anmaßt, während einer ſchwierigen Epoche die Zügel der Staaten zu ergreifen; ferner in der Unwiſſenheit und in einem brennenden Epikurismus, der ſich in eine verſtellte Mäßigung hüllt und einſtweilen mit einem Schaukelſyſtem ſich begnügt, bis ein großer Moment eine Chance ſicher geſtellt haben wird.

Hierin liegt die Unmoral unſerer Zuſtände.

Indem man der Tugend alle Hoffnungen raubte, enthob man das Verbrechen den Gewiſſensbiſſen. Nichts ſoll fortan beſtehen als die Macht, gleichviel von welcher Seite.

Und Das nennen ſie freiheitliche Errungenſchaften und brüſten ſich mit dem Fortſchritt!

Die Monarchie, gleichbedeutend mit dem Inbegriff aller Ehre und Loyalität; die repräſentative Staatsform, welche die Oeffentlichkeit bedingt und garantirt, wie ſollten die ſich mit der Handhabung einer Regierung in Verbindung denken laſſen, die verſteckt nur die Schande einer allgemeinen Knechtſchaft im Schilde

führt und über die von ihr zugemeſſene Freiheit ſtets ein zuwartendes Auge behält.

Für das, was wir um uns ſich zutragen ſehen und was ſich an Namen knüpft, die ich Dir nicht aufzuzählen brauche, weil Du ſie kennſt, von den größten bis zu den kleinſten hinab, beſitzen die Franzoſen längſt ſchon die Bezeichnung *le Ministreïalisme*. Das Wort hat ſeine Definition zwar noch nicht im Dictionnaire de l'académie erhalten, allein deſto gründlicher durch die Verwüſtungen, die es in der Geſellſchaft anrichtet. Ich würde als deutſche Ueberſetzung oder vielmehr Umſchreibung der franzöſiſchen Bezeichnung, „politiſcher Materialismus“ vorſchlagen.

Das Gegentheil davon wäre:

Alles in Liebe zu dem angeſtammten Fürſten zu vereinigen und damit die Achtung vor den beſtehenden politiſchen Inſtitutionen, für den Cultus des Monarchismus vor Allem zu befeſtigen. Das wäre gewiß würdiger und reicher an Segen, als die Maſſen aufzuwiegeln, die ſich um die jeweiligen Träger der Macht tumultuariſch drängen, welche ſie dann — wann ſie ſich ihrer Natur und den Umſtänden nach etwas unbequem machen, mit Hilfe der Polizei und wenn das nicht auslangt, der Soldaten, zu Paaren treiben.

Ein ſolches Regiment, wenn es ſo von den Miniſtern ausgeübt wird, kann nicht begeiſtern und zu ruhmwürdigen Thaten anfeuern.

Einer der wichtigſten Grundpfeiler der für jetzt beſtehenden Macht iſt wo anders zu ſuchen, als in der Begeiſterung, die zu ruhmwürdigen Thaten antreibt. Dieſe Forderung klänge unſerer Proſa der Gegenwart gar zu poetiſch und würde belacht. Ihr gilt die öffentliche Meinung als Schirm und Hort. Dieſe muß ſie für ſich haben und die Thaten werden ihren Fortgang finden und wenn auch nicht begeiſtern und zu hohem Ruhme gelangen, doch auch von Schimpf und Spott befreit bleiben, während Diejenigen damit reichlich bedacht werden, die das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen wiſſen.

Die öffentliche Meinung wird durch die Preſſe des Tages vermittelt. Sie iſt ihr Organ und von unberechenbarem Einfluß. Die Redacteure beherrſchen die Maſſen und ihre Vorſorge geht darauf aus, daß die öffentliche Meinung aus allen Poren der Geſellſchaft gleichmäßig dringe, eine zu weit ſchweifende Imagination in beſtimmte Gränzen gehalten werde und der geſunde Menſchenverſtand — ein in der That ordinärer Patron, den ein Jeder nach dem ihm zuſtehenden Maaße als Trinkbruder Abends in ſeiner Kneipe findet — zu ſeinem ausſchließlichen Rechte gelange.

Zerlegen wir einmal dieſe öffentliche Meinung in ihre Elemente.

Die Verfaſſung ſetzt die Freiheit der Preſſe; dieſe

die Publicität; dieſe endlich die öffentliche Meinung. Das iſt die natürlich ſich bildende Aufeinanderfolge.

Was aber wird daraus, wenn dieſe Elemente in ihrer Quelle und noch mehr in der Anwendung verderbt, durch ſich ſelbſt umgeſtoßen, unbrauchbar geworden ſind?

Die repräſentative Regierungsform hat alsdann ſtatt der öffentlichen Meinung ein Chaos zur Baſis. Taufe man es, wenn man will, die Majorität. Erreiche man dieſe durch Zwang oder Gold, gleichviel! Eine öffentliche Meinung im wahren Sinn wird dennoch niemals an den Tag treten. Was wir in Zeitungen und Broſchüren zu leſen bekommen, ſind immer nur Parteianſichten, wenn ſie ſelbſt ihre Unabhängigkeit ſo viel als möglich ſich bewahrten.

Sollte die ganze, die wahrhafte, durch nichts beeinträchtigte, von keiner Seite beeinflußte öffentliche Meinung zu einer gegebenen Zeit im Stande ſein, alle Hinderniſſe zu überwinden, alle Dämme zu durchbrechen, ſo müßte ein ungeheuerer Skandal daraus entſtehen, aus dem zugleich ein ernſtes Gericht ſich entwickelte.

Die politiſche Schande würde vor dem Volke, auf offenem Markte ausgeſtellt; die Mittel wären enthüllt, die angewendet wurden; der heilloſe Erfolg, der Alles in Grund und Boden verderben konnte.

Heuchler und Schmeichler, die ſich zwiſchen den Monarchen und das Volk eindrängten und Beiden den freien Blick entzogen. In zweiter Reihe die Liſt und der

Trug der Schnapphähne, die sich um die Träger der Gewalt drängten und bei dem Anbruch der verhängnißvollen Stunde noch etwas für sich erhofften, obgleich der Götze und sein Altar schon umgestürzt waren. Hier die Leute von der Feder, dort andere in der unnahbaren Stellung der Redner auf der Tribüne.

Aber diese ganze zahlreiche Gruppe, die sich sammt und sonders vermessen hatte mit der öffentlichen Meinung ihr Spiel zu treiben, die es unternahm, sie nach ihrem Bedürfniß zu schaffen, oder sich dünkte von jedem Urtheil Anderer unerreichbar zu sein, jetzt vor dem Volke an den Pranger ausgestellt, von der wirklichen, unabhängigen, unbeschränkten Meinung gerichtet; sie würde sich vergeblich nach einem Vertheidiger umschauen.

Einstweilen ist es noch nicht so weit. Die Machthaber dürfen noch immer den Staat, in welchem sie wirthschaften, für einen Ball ansehen, den das Glück ihnen zuwarf, damit ihr Eigennutz mit ihm spiele. Darin ist das große Freiheitssystem der Menschenbeglückung enthalten, das unter dem Schutze der lebendigen Theilnahme der Partei, an der vollständigen Zerstörung der Staaten fortarbeitet.

Ein alter redseliger Bürgersmann, den ich gestern im Prater beim Kaffee an einem Tische allein sitzend fand, äußerte sich, indem wir über das Vorstehende unsere Ansicht ausgetauscht hatten:

Wenn der Teufel einen Plan ausgebrütet hätte, unſer liebes Vaterland zu Grunde zu richten, ſo könnte er es nicht geſchickter angreifen als Die. Alles muß hin werden. Die rohe, unbändige Jugend muß bei Zeiten im Fortſchritt ausgebildet werden und ihre früheren Lehrer überſehen und auspfeifen. In dem Maaße, wie dieſe Ausbildung wächſt, wird ſich Alles zu einem verfeinerten Unglauben hinneigen. Neue Schriften, die Irrthümer verbreiten, dürfen nicht widerlegt werden. Ihr Einfluß, ſo zerſtörend er ſei, ſoll durch nichts gehemmt werden. Der übermäßige Stolz der Herren von Oben verlangt, daß die von ihnen eingeſetzten Beamten jede Gewaltthätigkeit zur größern Ehre des modernen Staats ausüben dürfen. Wer dagegen mukſt, iſt ein reactionärer Jacobiner. Gott der Ordnung und des Friedens ſei uns gnädig! —

Ich erſchrecke, wenn ich heute den langen Brief überſchaue, den ich geſtern Abend an Dich ſchrieb, und dennoch ſetze ich mich an den Schreibtiſch, nicht um ihn zu ſiegeln, ſondern um daran weiter zu ſchreiben. Ich habe noch gar viel auf dem Herzen. Es wird immer nur ſkizzenhaft bleiben, denn mit einer zuſammenhängenden Ausführung will ich Dich verſchonen. Das müßte ein dickes Buch werden. —

Der bedeutendſte Fehler unſerer Zeit liegt darin,

daß ſie zur Löſung ſocial-politiſcher Fragen nicht geeignet iſt. Ihr Charakter iſt zu wandelbar, um ein Ding andauernd zu wollen. In der Politik läßt ſich nur dadurch Dasjenige mit Beſtand ausführen, was man ſchon lange gewollt hat.

Die, ſo zu ſagen, improviſirten Neuerungen ſind ſtets vom Uebel. Die Zeit ſoll und muß gleichen Schritt mit den wirklichen Bedürfniſſen des Volkes einhalten, um das Neue zu rechtfertigen. Die zu ſchaffenden Inſtitutionen müſſen lange in dem Bewußtſein des Volkes herangereift ſein, ehe ſie Beſtand erhalten.

Das will nichts ſagen, daß man proclamirt, wir ſind ein neues Volk, das neue Aufwallungen empfindet und dadurch auch neue Bedürfniſſe hat.

Dieſe Aufwallungen, dieſe Bedürfniſſe finde ich jetzt nur befriedigt durch die Börſe und ihre Lotterieanlehen. Entweder ſpielt das Volk hier wirklich mit, oder es iſt ihm ein Platz im Parterre vorbehalten, wo es mit lüſtern begierlichen Augen dem Spektakel zuſieht.

Ich ſchaue mich um in Wien. Gibt es denn nicht andere Aufwallungen und Bedürfniſſe, als das Börſenſpiel?

Wie habe ich es überſehen können! Die Induſtrie zeigt ſich mir im vollſten Lichte, auch ſie iſt eine „allzeit Mehrerin“ des nationalen Reichthums, die

auch dem Aermſten den Weg bahnt, ſich aus dem Elend emporzuraffen.

Aber iſt dies wirklich der Fall?

Der Schwindel des Ehrgeizes, der die Geſellſchaft ergriffen hat, wird mir zu einem optiſchen Glaſe, das die hochgeprieſenen Gegenſtände verkleinert.

Da ſich alle Schichten untereinander verirrten und keine Gliederung mehr beſteht, kann von relativer Opulenz nicht mehr die Rede ſein. Für Alle wird mit gleichem Maaße gemeſſen. Wer mit Nichts anfängt, will über Nacht reich werden wie ſein Nachbar, der ein großes Vermögen einſetzt. So beginnt ein anhaltender Wettlauf der Nebenbuhler, den das Glück oft begünſtigt.

Dann aber zeigt ſich's, daß Einer, der zehntauſend Gulden jährlich erübrigt, kaum damit ausreicht, weil Luxus und Opulenz ſeine Bedürfniſſe vermehrt haben. Er hoffte nach ſo und ſo viel Jahren ſich zurückziehen und ausruhen zu dürfen. Er ſieht ſich getäuſcht. Es war ein Wahn. Er arbeitet, rennt, ſchwitzt heut mehr als ſonſt. Seine Livreebedienten, die der Luxus ihm zu halten auferlegt, ſchlafen ungeſtört; er jedoch liegt wachend auf weichem Lager und überdenkt und berechnet neue Unternehmungen, damit er die Dienerſchaft ernähren und ſtandesgemäß ausſtaffiren könne. Der Luxus iſt nicht mehr der Ueberfluß, ſondern die Forderung der Nothwendigkeit. Das Ueberflüſſige iſt gegenwärtig ſchon das Nöthigſte geworden. Eine reiche

Dienerſchaft, ein Stadthaus und eine Villa, Pferde und Wagen und dann erſt noch das Brod. So iſt die heutige Geſellſchaft. Ich erlaube mir den trivialen Gemeinplatz: Umgekehrt würde ein Schuh daraus. Er erſcheint mir paſſend.

Man hatte ſich ſehr getäuſcht zu glauben, daß der hohe Grad der Entwickelung und Ausbreitung der Induſtrie der Geſellſchaft zu Gute komme. Man wollte darin nicht nur eine Vermehrung des Nationalwohlſtands erblicken, ſondern auch eine Beruhigung der Gemüther, indem ſie die Gedanken auf eine den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmende Thätigkeit hinlenkte und zugleich den Sinn für eine beſtimmte Ordnung erweckte.

Wir wiſſen jetzt genau, was die Bevölkerungen der großen induſtriellen Werkſtätten nach dieſer Seite hin geleiſtet haben, und was ſie noch leiſten werden, unterliegt keinem Zweifel.

Darin gipfelt der wahre Fortſchritt des Jahrhunderts. —

Die Zünfte und Innungen ſind aufgelöſt, die unbeſchränkte Gewerbefreiheit mußte darauf folgen und die ſociale Bewegung gerieth in Fluß.

Die Arbeiter wollen von dem Drucke des Kapitals befreit ſein; ſie verlangen Verminderung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Beſchränkung der reichen Klaſſen. Dieſe Idee beherrſcht bereits das Leben des Volkes. Wieweit ſie ſchon zur Ausführung gediehen,

zeigen uns die täglich ſich erneuernden Thatſachen. Eine mächtige Koalition ſchürt hier, beſchützt, fördert mit bedeutenden ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln.

Ich will nicht verſchweigen, daß in dem Allen bis zu einem gewiſſen Grade eine zu Grunde liegende berechtigte Urſache ſich vorfindet; aber das bewegende Element iſt eben doch nichts anders als die Selbſtſucht, aus der die große Induſtrie ſich entwickelte.

Die feudalen Kämpfe der frühern Zeit werden jetzt in Duodezformat, aber nur um ſo verderblicher fortgeführt. Handelsmann gegen Handelsmann; preiſt Einer ſeine Waare als „ſpottbillig“ an, ſo bietet ſie ein Hauſirer aus: „ſpottbillig, zum Lachen.“ So auch die Handwerker gegen ihren Nachbar; eine Induſtrie gegen die andere, auf Tod und Leben. Endlich die Arbeiter gegen die Arbeitgeber.

Die induſtrielle Macht ſaugt allen Wohlſtand auf und entzündet den Krieg Aller gegen Alle, nicht nur in einem Lande, ſondern im Leben der Völker. Ich habe hier nur auf jene Erſcheinung hinzuweiſen, die man mit „Internationale Arbeiterverbindung“ bezeichnet.

Das fortwährende Gegeneinanderkämpfen auch auf dem induſtriellen Gebiet iſt das unerfreulichſte Symptom in der Gegenwart; das Loos der Menſchheit wird dadurch in Nichts gebeſſert. Die ſich immer weiter und

weiter vergrößernde Entfaltung des Reichthums wäre ſelbſt nicht zu beglückwünſchen.

Man wird mir vorhalten, daß mein Urtheil zu einſeitig iſt, daß ich nicht auch das berückſichtige, was wir dem induſtriellen Aufſchwunge verdanken.

Die Induſtrie iſt eine Wiſſenſchaft, ein Studium, ein Princip. Das habe ich ganz außer Acht gelaſſen.

In erſte Reihe ſind die unbeſtreitbar großen Erfindungen und Endeckungen zu ſetzen, die wir dem Studium und der Wiſſenſchaft zuzuſchreiben haben, aus welchen wir uns ein Princip aneignen.

Zum Beiſpiel: die Vervollkommnung der Schießwaffen, durch welche die Schlachten ſo ſchnell entſchieden werden und der Friede wiederhergeſtellt wird.

Die mächtigen Maſchinen, die den Orkanen und den Wellen trotzen; die Dampfkraft, die den Atlantiſchen mit dem ſtillen Ocean und das Mittelländiſche mit dem rothen Meere verbindet und jede räumliche Entfernung aufhebt; die eiſernen Sklaven, deren ſich der Ackerbau bedient, die der wohlthätige Dampf zur Arbeit treibt und dem Bauer das: „Im Schweiße deines Angeſichts," erſpart; die Aerzte, die ſich der vollkommenſten Werkzeuge bedienen und durch Mikroscop, Stetoscop, Chemie in die Natur unſerer Organe einen erweiterten Einblick erlangten; dies ſind nur zu geringſtem Theil die großen Errungenſchaften, die mir eben einfielen, weil ſie am nächſten lagen. Der Genius des Fortſchritts hat ſie geſchaffen und ſie der

Beherrſchung Aller überlaſſen. Es iſt der Ausdruck der modernen Civiliſation, die den Menſchen höher, freier und unabhängiger nach jeder Richtung hin werden läßt.

Leider kann ich die erleuchtete Befriedigung, die aus dieſem Erguß ſich kund gibt, nicht theilen.

Die Vervollkommnung der Waffen, durch die edeln Menſchenfreunde Dreyſe und Chaſſepot, hat nicht verhindern können, daß die Schlachten ebenſo mörderiſch bleiben wie vor ihrer Zeit, und wenn allenfalls durch ſie dem Kriege ein ſchnelleres Ende gemacht wurde, ſo war es wohl nur, weil der Gegner in Bezug auf die Waffen noch in zu großem Nachtheil ſich befand. Iſt das gehoben, ſo wird der Kampf auch nicht mehr in einer Schlacht entſchieden ſein. Die ausgiebigeren Mordgewehre haben bewieſen was ſie können. Wie viele Tauſend junger Chriſten, geſund von Fleiſch und Bein, liegen auf den Feldern Sebaſtopol, Solferino, Magenta, Mentana, Schleswig-Holſtein, Königgrätz! Sie haben die Wege nach China und Japan bahnen helfen; ſchöne, große und kleine Städte von Grund aus zerſtört und mit den naturgemäßen Erdbeben einen in den Erfolgen nicht zu unterſchätzenden Wettkampf beſtanden. In Summa: ſie haben Throne umgeſtoßen, das geheiligte Recht verletzt und dafür das Recht des Stärkern den Völkern gepredigt.

Nachdem ich mit dieſer kriegeriſchen Seite der In-

duſtrie, den Hinterladern, den großen Stahlgußkanonen, die bei den internationalen Ausſtellungen zum Bewundern ausgeſtellt werden und „bang machen“ ſollen, fertig bin, ohne daß es mir möglich war, einen der Menſchheit nützlichen Zweck darin zu entdecken, will ich mich mit meinen Fragen an einzelne Gruppen wenden, die friedliche Gewerbe treiben.

Die Fabrikanten antworten: die Ueberfruchtung der Production, die maßloſe Konkurrenz, die Anſprüche der Arbeiter, die Furcht vor einem Krieg, das ſind beängſtigende Zuſtände.

Die Kaufleute klagen: Ob auch die örtlichen Entfernungen verſchwinden und der Handel den Erdball umfaßt, ſo mache ſich eine größere Entfernung von der alten Redlichkeit in Handel und Wandel dafür geltend, die keine Schienen und Kabel vermitteln können.

Aber die Bauern, die ſind ja doch offenbar im Vortheil mit ihren ackernden, ſäenden, dreſchenden Dampfmaſchinen. Höre ſie ſelbſt!

„Wir haben ſonſt gerne den Pflug geführt, eingedenk des himmliſchen Ausſpruchs: „Im Schweiße deines Angeſichts.“ Wir fanden unſer Glück darin, dem Gebote Gottes und der Kirche zu dienen. Jetzt halten wir zwar weniger Knechte und Mägde, denen geht es aber nunmehr ſchlimmer, als da ſie bei uns dienten. Sie laufen in die Städte und ergreifen dort Das, was ſich ihnen darbieten will.

Sie werden Hausknechte, Bediente, Schenkwirthe, Kellnerinnen und noch Anderes. Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Neid, Gottlosigkeit, allgemeines Elend sind, mit nur wenig Ausnahmen, die Früchte."

Der Dampf, der die eisernen Sklaven bewegt, wird niemals den Segen des christlichen Schweißes ersetzen. In diesem ist ein Lebensprincip enthalten, von dem die Chemie nichts weiß.

Und erst in Tagen der Angst und Noth, wenn die vervollkommneten Waffen ihr ernstes Spiel beginnen; dann werden die eisernen Sklaven nicht für jene Arme einstehen, die ehemals den geliebten Boden der Heimath, Scholle für Scholle, vertheidigten.

Wo der Glaube untergraben wird und zum Theil schon erstickt wurde, kann die Bemühung nicht gelingen, durch alle nur immer möglichen Entdeckungen und Erfindungen eine vollständig umgewandelte Ordnung der Dinge zu erzeugen, und statt Befriedigung nur Klagen erwecken.

Der Götze, den der heillose Fortschritt verehrt, ist ein Knauser, der seine Gläubiger prellt. Man errichte ihm noch so viel Altäre, von Bonzen umgeben, die für Alle den größten Wohlstand und die uneingeschränkteste Freiheit und Macht prophezeihen, die täglich ja stündlich einen neuen Fortschritt in ihr Register eintragen; was hilft's? Das Volk merkt nichts davon, die Zeiten werden immer schlimmer.

Nur der vergnügliche Fortschritt, besonders der in der Fähigkeit der erleichterten Ortsveränderung, kann nicht geläugnet werden. Er führt dazu, den Menschen den Besuch fortschrittlicher Versammlungen mit ihren mannichfaltig arrangirten Festlichkeiten und Genüssen zu vermitteln. —

Ich habe Dir meine Meinung, wie sie sich mir im Angesicht des Wiener Tohu-Bohu erschloß, offen ausgesprochen. Allein ich bin deshalb doch kein starrköpfiger Reactionär. Ich möchte als solcher Dir nicht erscheinen.

Der wirklich vorhandene, überall sichtbare Uebergang zur Erneuerung kann nicht geläugnet und noch weniger gehemmt werden. Auch sehe ich nicht in Allem was geschieht und die zerstörenden Ideen um sich greifen läßt, die Schuld von Aufwieglern.

Es kennt den Gang der Natur und der Geschichte nur sehr oberflächlich, er ist, nach Liebig, nur als ein Spaziergänger an ihren Gränzen zu betrachten, wer da glaubt, daß einzelne Menschen, oder die durch sie verbreiteten Ideen, die große Umgestaltung der Staaten und der Gesellschaft auf die Dauer bewirken können.

Was man neue Ideen nennt, ist nur das geistige, dem Bewußtsein übergebene Band dessen, was schon früher in der Wirklichkeit, in tausend Verhältnissen da war und das Thun und Treiben der Menschen beherrschte, ohne daß sie sich dessen bewußt waren. Diese

Verhältniſſe zu kennen, dies Treiben zu ergründen und dabei zu ermitteln, inwiefern mit Beſonnenheit dem Andrängen der Zeit zu entſprechen ſei, ohne daß die geweckten Kräfte vernichtend auf die Ruhe der Staaten wirken, dies iſt die große Aufgabe, zu deren Löſung das Zauberwort noch *Keiner* gefunden hat.

Nicht nur Oeſterreich — ganz Europa iſt ſchwer erkrankt. Mit dem Medikaſtern kann die Krankheit nicht gehoben werden. Das muß ja ſelbſt Denen klar geworden ſein, die ihre homöopathiſchen Arzneien in Portefeuilles aufbewahren.

Das furchtbarſte Unglück für den edeln Menſchen wäre, wenn er fort und fort das Schickſal ſeines Vaterlandes den finſteren Mächten des Zufalls preisgegeben ſähe. Wenn die Hoffnung in ihm erlöſche, daß im Geiſte ſeines Volkes, im Herzen ſeiner Mitbürger, die ſichere Bürgſchaft ſich vorfände für Glück, Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Macht des Vaterlandes. — —

Aber nicht nur allein der *Boden*, den wir bewohnen, erhebt die Heimath zum Vaterlande; es gibt ein *geiſtiges* Land, wo unſere Sitten und Tugenden, wo unſere *Seelen* heimiſch ſind, und nur in ſo fern dieſes Land mit der Heimath *Eins* wird, *haben wir ein Vaterland*.

Die Tyrannei, von welcher Seite ſie komme und unter welchem Schilde ſie verhängt werde, handelt mit verbundenen Augen, wenn ſie das göttliche Licht,

das Anderen leuchtet, auszulöſchen trachtet. Dies iſt meine Ueberzeugung und dieſe theilen Alle, wenn ſie das jetzige blinde Zerſtörungswerk betrachten und ſich ihm mit aller Kraft widerſetzen. Ein ſolches Beginnen iſt nicht revolutionär. —

Für Heute will ich ſchließen. Ich bin müde und habe ſo ziemlich mich ausgeſchüttet. In's Breitere mich über dieſen Gegenſtand zu ergehen, verbietet mir die Gränze, die unſer Briefwechſel uns vorſchreibt.

Wenn der Engel, der mir die Gabe des Denkens erhält, dafür Sorge trägt, daß die vielfältigen fremden Erſcheinungen mich nicht verwirren, ſo hoffe ich, Dir noch von hier einen Brief zu ſenden. Dann will ich den finſtern Unmuth überwinden und mit vollem freudigen Herzen der Steiermark zueilen.

Wien.

Ich habe einer Sitzung im Reichsrath beigewohnt. Es war eine ruhige. Was die Redner ſprachen, erläßt Du mir. Du bekommſt es ja gedruckt zu leſen.

Giskra beſitzt eine überwiegende Perſönlichkeit. Ich ſah ihn ſchon in Frankfurt. Damals wirkte die hohe, breitſchultrige Geſtalt, das jugendlich ſchöne Geſicht mit dem ſlaviſchen Ausdruck; vorſpringende Jochbeine, breite Wangen und die eigenthümliche Oeffnung des Mundes, die zum Ausſprechen des brz, wrbcz,

skrczk u. ſ. w. erfordert wird und zur Gewohnheit geworden iſt. All das harmonirte recht gut und machte die Erſcheinung ſchon an ſich intereſſant.

Auf der Tribüne ſpricht Figur und Anſtand ſehr bedeutend mit.

Der witzige Detmold, der klein und bucklig war und niemals die Tribüne beſtieg, ſondern immer vom Sitze ſprach, fragte mich einmal, als Gagern eben mit ſonorer Stimme eine Rede vom Stapel ließ, die nicht ſehr gedankenreich war:

„Glauben Sie wohl, daß Gagern den Präſidentenſtuhl einnähme, wenn er wie Freudentheil ausſähe?“

Das war ein unanſehnliches, häßliches Männchen, das voll Lebendigkeit hin und her hüpfte, ſich rieb und kratzte, ſonſt aber geiſtvoll und offen ſeine Meinung vortrug.

Er langweilte, man rief „zum Schluſſe,“ wann er ſprach; während man den ſchönen Kopf Gagerns, deſſen breite Brauen das tiefliegende Auge beſchatteten, ruhig anſchaute und die wohllautende Rede dazu mit in den Kauf nahm.

Aber man iſt auch hierin weiter gekommen. Ich fühle jeden Tag mehr, wie ſehr ich zurückſtehe; ich, der ich nicht von der erſten Kaiſerwürde in Frankreich datire, ſondern von dem Tage, an dem das Königthum von Gottes Gnaden das Schaffot beſtieg. Großer Gott, ich ein Revenant des vorigen Jahrhunderts! Und die

Männer von 1813 todt und die von 1815; von 1830 verſchollen, von 1840 überlebt, von 1848 nur noch athmend, und jetzt noch allein die von 1866 in vollſter Blüthe der Lebenskraft, aufplatzend zur Fruchtbarkeit, aus der das Geſchick der Welt heranreift.

Welche Sprünge! Mit der ſchrecklichen Dirne Empörung gehen ſie um, als wären ſie ihres Gleichen; ſie leiten ſie bei der Hand auf die Wege, die ſie ihr ſchon im Voraus gebahnt hatten.

Wie unerſchütterlich im Eifer, wie beharrlich im feſten Muth, wie groß im Zorn, wie unerſchöpflich an Kraft! Alle Tage ſchlagfertig.

Und die Preſſe, die dabei hilft, fördert, anbahnt, leitet und allen Geiſt der Gegenwart dem vorübergehenden Haufen zur Aetzung hinwirft.

Ein alter Junge von 1792 kann nichts mehr lernen und muß ſich ſelbſt das Zeugniß ausſtellen, daß er unfähig ſei, ein der Anerkennung werthes Urtheil darüber abzugeben. Allein es drängt ihn einige Ideen, die ſich bei dem Leſen der Ideen Anderer in ſeinem Kopfe erzeugen, auch in ſeiner Weiſe zu erwähnen.

Mein Reſumé lautet: Ein langer Leichenzug iſt's; die in den Särgen liegen, wurden nicht durch Gebrechen und Krankheiten hingerafft, ſondern durch die elektriſche Entladung ihrer eigenen Staatsexperimente. Es ging ihnen wie dem Erfinder des Schießpulvers.

Treffend iſt die Schilderung, welche Dr. Fiſchhof von der Lage entwirft:

Als Arzt ſieht er die Miniſter wie ein Concilium medicum an dem Krankenbette des Kaiſerſtaates verſammelt; nach den ſich widerſprechenden Gutachten, hat man den Eindruck, daß an der Geneſung ſtark gezweifelt wird. In der That ſcheinen die Heilmethoden nunmehr erſchöpft.

Dr. Fiſchhof beginnt bei dem partriarchaliſchen Despotismus Metternichs, geht dann zum Despotismus Bachs, einer ſeltſamen Miſchung von Aufklärung und klerikalem Weſen, der das Konkordat abſchloß und die Univerſitätsreform durchführte und Dem Ungarn die Anfänge von Juſtiz und Verwaltung verdankt. Daran reiht er die hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten Goluchowskis, der die ſlaviſche Herrſchaft an die Stelle der deutſchen zu ſetzen verſuchte. Hierauf den liberal deutſchen Centralismus Schmerlings mit dem Motto: „Wir können (auf Ungarn) warten.“ Dann die Siſtirungspolitik Belcredis, mit ſlaviſchem Uebergewicht, und endlich den Ausgleich mit Ungarn.

Die Erbitterung der Nationalitäten iſt durch alle dieſe Experimente nur im ſteten Wachſen geblieben.

Jedes dieſer Syſteme ſollte den Widerſtand beſeitigen und aus dem ſtaatlichen Wirrſal erretten.

Ein einſichtsvoller Korreſpondent des „Schwäbiſchen Mercur“ fügt ſeinem Berichte hinzu:

„Wir wollen den ſchleunigen Zerfall Oeſterreichs nicht prophezeihen; dieſer Vorgang iſt manchmal ſehr chroniſcher Natur; auch kann's gelingen, durch das Heer, auf Koſten der Staatsgläubiger, das Reich noch einmal zuſammenzuhalten, aber ein Blick auf die Schwierigkeiten Oeſterreichs und die ſchon verſuchten Rettungsmittel iſt zur Orientirung manchmal nöthig."

Es hat an Volks-Arbeiter- und allen nur immer möglichen Zuſammenkünften und Verſammlungen nicht gefehlt, aber ich habe keine beſucht. Mein berühmter Landsmann Hippel, weiland Bürgermeiſter von Königsberg, ſagte: „Ich mag nicht zahme Thiere wild, und wilde zahm gemacht ſehen, denn ich bin ein zu großer Freund der Natur."

Deshalb ſehe ich mir auch keine Menagerie an, wo der Thierbändiger der Beſtie ſeinen Kopf in den Rachen ſteckt.

Wie ein alter Papagei auf der Stange wollte ich aber nicht einſchlafen. Im Wirbel und Strudel der großen Kaiſerſtadt gibt's Geſchöpfe aller Art. Es iſt wie ein See. Am Ufer die langbeinigen Reiher, die ſcharf zugeſpitzten Schnäbel gierig aufgeſperrt; im Schilfe quakende Fröſche, im Geſtein ſich aufblaſende Kröten und Geier und Sturmmöven, die über dem Ganzen ſchweben.

In ſolchem Gemengſel ſich zu iſoliren, iſt für mich Genuß. Man kann kalter Beobachter ſein, denn man wird nicht hineingezogen, nicht davon berührt.

Das Getöſe auf dem Fiſchmarkt von Sta. Lucia in Neapel, der Lärm des Boulevard du Temple ſtörten mich niemals im Denken bei der Arbeit; aber im ſtillſten Winkelgäßchen einer kleinen Stadt brachte mich ein Geſpräch, ein Zank, ein Handel, ein ſich unterhaltendes Klatſchpack vor meiner Stubenthür oder unter meinem Fenſter „ganz aus dem Häuſel," weil ich wider meinen Willen in Mitleidenſchaft gezogen wurde.

In Wien war mein Sta. Lucia und mein Boulevard du Temple die Tagespreſſe. Sie bot mir die Unterhaltung für den letzten Tag meines Aufenthalts, den ich mit gleichgiltigen Viſiten nicht verſchlemmen wollte. Die meiſten Freunde und alte Bekannte waren abweſend in der Sommerfriſche, und die ſehr kleine Anzahl neuer, die daheim geblieben war, hatte ich bereits geſehen.

Ich fand, daß die Wiener Zeitungen allen anderen gleichen. Der Vertrieb des Handels mit Gedanken geſchieht jetzt überall auf gleiche Weiſe; ein Journal wie der Hoff'ſche Malzextract; daran darf man ſich nicht ſtoßen. Die Kunſt zu ſchreiben iſt auch eine Induſtrie geworden und die Befähigten verdienen mitunter bedeutend viel Geld. Im Verhältniß mehr als der Berliner Malz-

fabricant, der größere Auslagen bei ſeinem Trafic hat, als ein Blatt Papier und Dinte.

Daß man von einer Judenpreſſe ſpricht, finde ich nicht nur ungerecht, ſondern abgeſchmackt.

Das Gebäude ſtand fertig, noch ehe jüdiſche Baumeiſter dabei vorzugsweiſe mitwirkten. Der Plan war ohne Einmiſchung der Juden entworfen.

Die ſo weit vorgeſchrittene Zeit kann es noch immer nicht laſſen, ungeachtet ihrer hochgeprieſenen wiſſenſchaftlichen Aufklärung und Toleranz, die gleichen Beſtrebungen der Juden zu verachten und wenn ſie es vermöchten, zu unterdrücken.

Es iſt erwieſen, daß noch immer mehr Chriſten als Juden in der Tagesliteratur ihre Beſchäftigung ſuchen und daß jene — ſo unglaublich es erſcheint — mit frecherer Gewalt gegen die Kirche Sturm laufen. Nicht ſowohl gegen die „allein ſelig machende," die ſie ſchon in den letzten Zuckungen wähnen, ſondern auch gegen die andere, die dieſen Vorzug nicht für ſich in Anſpruch nimmt.

Die Glaubenskraft des Mittelalters, wie die glücklichen Zeiten eines David und Salomo, ſind für Juden und Chriſten längſt verloren gegangen. Die Vermiſchung Beider hat nur bewirkt, daß der leichtſinnige Geiſt der Zeit durch den jüdiſchen Leichtſinn, der aus dem ſichtbaren Verfall der Religioſität unter den Juden entſprang, jenen ſtärkenden Zufluß empfing, aus

dem ſich Etwas erhob, was man als wohlthätige Frucht der Cultur betrachtet.

Das war das Schlußergebniß meiner mehrſtündigen Studien der jüdiſchen Chriſtenpreſſe, wie ich das Ding nennen möchte. —

Den Wienern bietet ſie mannichfaltige Zerſtreuung. An den ernſten, berichtenden, räſonnirenden, unterhaltenden Theil reihen ſich die Ankündigungen.

Ausſtellungen der Induſtrie, verbeſſerte Lampen, vervollkommnete Seife, unübertreffliche Locken und Chignons, Fortepiano, Harmonium, Pianino, unſchuldige Heilmittel, chineſiſche Künſtlichkeiten und wie viel Anderes noch, angenehm und nützlich für das Leben. Dazu die Diners, die Conzerte, die Bälle im Pariſer Genre, wo die „Fiakermilly“ irgend ein junger menſchenfreundlicher Herr von hoher Geburt vor aller Welt am Arm führt, um die Lüderlichkeit in ihre Rechte wieder einzuſetzen. Wo endlich ein viel genannter Staatsmann allererſten Ranges mit einer „Künſtlerin“ des Joſephſtädter Theaters neckiſche Unterhaltung pflegt über ihre beiderſeitigen Mühen, Beſtrebungen und Zwecke.

Bei meiner letzten Anweſenheit in Paris befand ich mich auf einem Familienball. Ein junger, hübſcher Mann, mit einer ausgeſprochenen Creolenphyſiognomie

fiel mir auf, der keinen Tanz ausließ. Ich fragte nach ſeinem Namen.

Graf Montezuma, lautete die Antwort.

Mit Theilnahme fragte ich, ob er von dem alten Kaiſer von Mexico abſtamme. Es war nicht der Fall, ſondern man hatte, als geſchichtliche Erinnerung, den Namen willkürlich einer ſpaniſchen Familie ertheilt, die ihn jetzt noch führt.

So gleichgiltig mir dies war, ſo ward ich eine dadurch erregte Verſtimmung nicht los.

Ich mußte an die altmexicaniſche Kazikenverfaſſung denken, über die ſich bis jetzt der norddeutſche Bund noch nicht emporgeſchwungen hat.

Unter dem Schutze des norddeutſchen Bundes verhauchen die kleinen „conſtitutionellen Erb-Monarchiechen" ihr Daſein. Es ſtirbt ſo eben Schwarzburg-Rudolſtadt an Diphteritis. Da gilt keine Schonung. Der Miniſter von Rudolſtadt, ein Herr von Beltrab, früher ein preußiſcher Landrath, gehört ſeit 66 zu den entſchiedenſten Feinden Preußens, ohne die Dazwiſchenkunft der preußenfreundlichen Favoritin des Fürſten hätte damals das Rudolſtädtiſche Contingent Front gegen Preußen gemacht. Uebrigens iſt Beltrab entſchiedener Katholik und ſogar Jeſuitenzögling! So ſteht's in der Zeitung für Norddeutſchland.

Rudolſtadt iſt nicht im Stande die Bundesexigenz

zu zahlen, alſo Execution, Sequeſtration der Regierung und fort mit dem Jeſuiten!

Nahe am Verenden ſteht eine andere „conſtitutionelle Erb-Monarchie,“ ein edler, alter Reußenzweig.

Auch ihm iſt nicht zu helfen. —

Die tiefere Bedeutung, die in dieſem naturgemäß erfolgenden Anheimfallen im norddeutſchen Bund, und dem gleichzeitigen Auseinanderfallen des Kaiſerſtaates ſich kund gibt, geht an den Wiener Maſſen vorüber und dient ihnen höchſtens zu ſchlechten Witzen auf jenen.

Daß „deutſche Civiliſation,“ wirkliche, von Wien aus nach dem fernen Oſten verſchleppt wurde, iſt entſchieden nicht wahr. Was ſich davon dort vorfindet, wurde auf Reiſen erworben, wo jeder nach ſeiner Weiſe ſich aneignete, was ihm für ſein Bedürfniß paſſend ſchien und für ſeinen eigenen Standpunkt erreichbar war. Begabte, tüchtige Männer geben davon Zeugniß in allen Bereichen des Wiſſens.

Die hier gemeint ſind, ſtehen oft in der lebendigſten Wechſelwirkung.

Indem ſie dort im fernſten Oſten jahrelang wirken, vermitteln ſie uns die Früchte ihrer angeſtrengteſten Studien und eröffnen der europäiſchen Wiſſenſchaft Bereiche, die uns ohne ſie wohl für immer unzugänglich blieben.

Welcher Stoff wird dadurch dem großen Studium der vergleichenden Sprachenkunde zugeführt! Ich war ein oft beglückter Zeuge dieſes Austauſches gelehrten Wiſſens, ohne Spur von jeder Anmaßung.

Was ich kennen lernte, waren Briten und Deutſche. Vornehmlich treten — nach meiner Erfaſſung — die Württemberger hier ſtark hervor.

Es wäre unverzeihlich, wenn ich nicht ſogleich den Namen eines noch jungen Mannes herſetzte, der mir in nächſter Nähe wohnt und an deſſen belehrender Unterhaltung, die meine beſten Lobſprüche nicht erreichen, ich meine Freude hatte.

Ich nenne hier den an der Münchener Univerſität angeſtellten Profeſſor Dr. Haug aus Württemberg, der weit über ein Jahrzehnt einer Braminenſchule in Oſtindien vorſtand, und in dieſem Augenblick mit ergiebigen Arbeiten über das Pehlwi der einſchlägigen Literatur einen unſchätzbaren Werth zugeführt hat.

Kaum erblickt er mich im Tamboſi'ſchen Schatten — gleich iſt er da, bei ſeinem Alten. „Ich lerne auch von Ihnen," ſagte er freundlich. „Wir lernen Einer vom Andern!" — —

„In Frankreich verſtehen ſie das Ding beſſer," ſagt Yorik zu Anfang ſeiner Sentimental journey. Ich behaupte, in Wien verſtehen ſie das Ding gar nicht. Sie wiſſen mit ihrer Bildung — was ſie im

Allgemeinen darunter verſtehen — ſelbſt nichts Rechtes anzufangen.

Würde W i e n, als ſolches, dazu mitgewirkt haben, ſo ſtünde aber deutſches Weſen in allen Beziehungen und Richtungen in anderer Achtung als jetzt im Oſten der Monarchie ſelbſt.

In frühern Jahren war es in Wien üblich, von den Ungarn die dümmſten Geſchichten zu erzählen.

Die Antwort iſt bekannt, die Einer einmal darauf gab: „Was kann man vom Ungar verlangen, hat er zum Nachbar hier den Türk und dort den Oeſterreicher!“

Nirgend zeigt ſich das Ideale, kein Funke von Poeſie, kein Zartgefühl. Alles iſt mit grobem Salz marinirt und dann den Liebhabern von der Gaſſe überlaſſen.

Es ſind nicht mehr die alten Wiener, wie ſie lebten und dachten, unter einem eiſernen Geſetz. Die M a c h t iſt jetzt zu einem willenloſen Vorſteher eines Club degradirt worden.

Da fallen mir Verſe ein vom a l t e n W i e l a n d aus einem Märchen, das ich einſt in meiner Jugend las. Ich will ſie Dir herſetzen, indem ich mir eine kleine Variation erlaube:

Der L u ſt vergeſſen
Die Wiener nie,
Haben wohl Müh'

Doch gut zu eſſen;
Bau'n ſpat und früh
Sich luft'ge Schlöſſer,
Ausmalend ſie.
Sind große Meſſer
Vom Wann? und Wie?
Hätten's gern beſſer,
Doch kriegen ſie's nie. —

Morgen früh auf den Semmering!

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuschlag. Das patriarchalische Regiment. Sedlnitzki. Die Studenten-Emeute. Kossuth. Das Frühstück auf dem Sela. Ein Gebirgsschütz. Versorgungsanstalten für arme Mädchen.

A. Eine Rückschau.

Mein Gemüth war finster, als ich meinen Leib der Eisenbahn übergab. Die alte gute Bekannte, die nur die „Kaiserstadt" hieß, die ich eben verlassen hatte, und wie ich glaubte auf Nimmerwiedersehen, war Ursache.

Als ich sie zum erstenmal besuchte, war sie mir liebenswürdig im Sichgehenlassen, wahrhaft großstädtisch erschienen. Es sind jetzt schon über fünfzig Jahre.

Ich hatte damals schon Berlin, Paris, Warschau kennen gelernt.

In Wien fand ich das alle Großstädte characterisirende Ganze wieder, aber dabei noch eine Beimischung, etwas ihm eigenthümlich, nur ihm allein angehöriges,

was mich anheimelte und für die Dauer des Aufenthaltes genügend feſſelte, obgleich ich es nicht bei mir daheim hätte eingeſchleppt ſehen mögen.

Indem ich nun daran zurückdachte, hatte ich gehofft, daß die friſche Morgenluft, außerhalb der Linie, den Menſchen in mir auferwecken würde; aber der Teufel des Ingrimms wollte nicht von mir weichen.

Wann ich ſonſt — wie oft! — mit dem ordinären Lohnkutſcher von Wien abreiſte, ſo empfing mich ſchon bei der „Spinnerin am Kreuz" die Idylle. Grüne Wieſen, friſche Quellen, Bäche, Häuſer und Schlöſſer; ich ſtreckte euch die Arme entgegen, ich durfte halten laſſen wo ich nur wollte; Alles gehörte mir! Ich durfte Alles genießen, mir zum Aufenthalt wählen, wie der Kaiſer, ein Miniſter, ein Banquier es nur vermochten.

Aber jetzt vermögen auch ſie es nicht mehr. Die Eiſenbahn hat es unmöglich gemacht.

Dieſen Morgen kam aber noch mehr hinzu, was meinen Mißmuth vertiefte. Der Wind übte eine wahrhaft tyranniſche Macht. Die Wolken ſtreiften die Höhen, von den Bergen keine Spur, und hie und da durch das Nebelflattern — Nebelreißen heißt's in Wien — ein Fetzen von Anbau, ein Geſträuch, oder der tief gebeugte Wipfel eines Baumes ſichtbar, in dem ſo herrlich ausgeſtatteten Boden der Steiermark. —

Ich duckte mich in die Ecke, zog mir den Pelzkragen über die Ohren und ſchloß die Augen. Wie lebend zog ſeit lang Entſchwundenes an mir vorüber.

Ich erblickte mich, wie ich zum erſtenmal nach Wien kam. Ich ſtand im fünfundzwanzigſten Lebensjahr und hatte, nach der Beendigung des Krieges, etwa zwei Jahre bei meinen Verwandten in Breslau zugebracht.

Hier beſchäftigte ich mich mit Sprach- und Literaturſtudien, ſchrieb daneben in Hell's Abendzeitung und den Berliner Geſellſchafter von Gubitz und hatte in Breslau zwei Feſtſpiele, zur erſtmaligen Feier der Schlacht bei Belle-Alliance und am Geburtstage Göthes, zur Aufführung gebracht, denen ein ein kleines Luſtſpiel „Der Großpapa" mit Beifall gefolgt war.

Dies beſtimmte mich, mit einigen größern Sachen für die Bühne nach Wien zu gehen, um dort mein Heil, namentlich mit einer Bearbeitung nach dem Spanier Don Juan de la Matos Fragoſo zu verſuchen; weil gerade zu jener Zeit die ſpaniſchen Nachbildungen von dem Theaterſecretär Schreivogel, der ſich dabei West nannte, mit vielem Beifall aufgenommen worden waren. La vida es suenno von Calderon; El Desden con el desden von Moreto.

So kam ich denn nach Wien mit einem ausgiebigen Paß und anderen nöthigen Papieren und wurde ſogleich auf die Polizei geführt. Ich hatte einen Regie-

rungspaß, der mich als Johann August Lewald, Privatgelehrter, evangeliſcher Konfeſſion, bezeichnete. Auf die Frage um meine Subſiſtenzmittel, konnte ich mit einem Creditiv auf das berühmte Bankhaus Arnſtein und Eskeles antworten und ein zweites Schreiben eines meiner Breslauer Vettern vorzeigen, das mich einer der erſten Großhandlungen Daniel Coith und Söhne empfahl, unter deren Adreſſe die Briefe für mich ankamen.

Das ſtellte vollkommen zufrieden und eine Aufenthaltserlaubniß auf eine nicht zu kurze Friſt wurde mir ausgeſtellt — aber nicht eingehändigt. Einer von den Schreibern empfing ſie mit der Weiſung:

„Führen Sie den Herrn da zum Herrn Regierungsrath . . . . . Haben Sie nur die Güte zu folgen.“

In einem obern Stockwerke angekommen, durchſchritten wir einen Corridor, in welchem Viele ihre Audienz erwarteten.

Auch ich mußte warten, während mein Führer in ein Zimmer ging und nach kurzer Zeit wieder da war, um mir zu melden, daß der Herr Regierungsrath, er war der Oberdirector der Polizei in höchſt eigener Perſon, mich erwarte.

Ich war durch das Ceremoniell ein wenig unruhig geworden; beim Eintritt in das Zimmer mehrte ſich dies Gefühl.

Hinter einer großen ſpaniſchen Wand aus Glas-

tafeln, wie wir ſie jetzt an Schaufenſtern haben, erblickte ich einen noch jungen, elegant gekleideten Herrn, der mich ſtehend empfing, dann meinem Begleiter winkte, mir einen Stuhl zu rücken und ihn hierauf ſich entfernen hieß.

Er hatte das kurze Protokoll, das unten aufgenommen worden war, durchleſen, ging gleich auf meine literariſchen Beſtrebungen ein und freute ſich ihres Gelingens, das er mir als ganz ſicher vorherſagte. Dabei fragte er mich fein und gewandt über mein früheres Leben aus; aber immer wiederholte er, wie ſehr es Wien zu ſtatten käme, wenn ihm von draußen tüchtige Kräfte zuſtrömten.

Er ſtellte ſich wirklich, als wenn ich — nach heutiger Redeweiſe — eine neue Aera dem Theater eröffnen würde.

Verdutzt verließ ich die Polizei. Das ganze Verfahren war ſo fremdartig und widerſprach in Allem Dem, was man ſich von der Wiener Polizei überall erzählte. —

Kaum war ich in meiner Wohnung auf dem Kohlmarkt, unweit der kaiſerlichen Hofburg, um daran zu denken, wie ich mich am ſchicklichſten einrichten ſolle, als mir auch hier ſcheinbar der Zufall hilfreich entgegenkam.

Ein artiger Mann, der im Hauſe gekannt war und über den ich mich erkundigen konnte, ſtellte ſich mir vor

und trug ſich als Bediente und Commiſſionär an. Ich dingte ihn ſogleich und er hatte bald mein volles Vertrauen ſich erworben. Seine Geſchäfte bei mir nahmen nur den Vormittag in Anſpruch. Nachmittags ging er anderen nach, um die ich mich nicht zu bekümmern hatte. Er war ſehr pünktlich in allen Beſorgungen; beſtellte meine Aufträge bei den Freunden, holte meine Briefe, trug ſie zur Poſt, kurz, er wußte von allen Verbindungen, die ich unterhielt.

Da ereignet es ſich einmal, daß ich das mit einem Freunde verabredete Stelldichein einzuhalten verhindert bin. Der Vormittag war zu Ende und ich ſage meinem Bedienten, er möge noch am Nachmittag deſſelben Tages die Botſchaft ausrichten.

Deſſen konnte ich allerdings ſicher ſein, aber die mir darauf zu Theil werdende Ueberraſchung wurde von mir nicht geahnet.

Ziemlich erhitzt fährt mich am andern Tag mein Freund an:

„Aber was fallt Ihnen denn ein, ſchickens mir einen Polizeimann auf's Bureau; die Anderen ſchaun mich an, ich weiß gar nit wie mir wird.“

Als ich meinen Bedienten zur Rede ſtellte, daß er die Commiſſion einem Andern übertragen, war die Sache bald gelöſt. Mein Bediente war bei der Polizei angeſtellt und hatte Nachmittags ſich wie gewöhnlich, ſeines Dienſtes wegen, in die Amtstracht geworfen.

Ich entließ ihn auf der Stelle und nahm mir einen andern, der mir von einem harmloſen, unbeaufſichtigten Schauſpieler empfohlen wurde. —

Wien hatte damals ein glattes, nobles Antlitz. Der gährende Schmutz war überall den Blicken entzogen.

Es mag auffallen, daß ich auch hier wieder mit der Außenſeite beginne, wie ſie ſich in ihren Gebäuden ausdrückt. Aber es iſt und bleibt ein charakteriſtiſches Moment, über das man nicht hinaus kann.

Die ſonſt ſo ſehr gerühmte ältere Wiener Civilbaukunſt hatte ihre gewundenen Verbindungsgänge, die couloirs, ohne Zugluft und Licht und eine Reihe hintereinander liegender Höfe.

Der erſte glänzte von Reinlichkeit, zeigte Brunnen und Zierpflanzen; der zweite enthielt Remiſen und Ställe, im dritten waren die Wohnungen für die Dienſtboten, den Herrn Kammerdiener, die Frau Kammerdienerin, die Kammerfrau der Dame vom Hauſe, den *chef d'office* oder den Koch, die Köchin nebſt den „Kuchelmenſcheru" u. ſ. w.

Endlich im vierten waren Gänge, die zu den Abtritten führten, deren ſich nur die Wenigſten bedienten, weil in jedem Schlafzimmer der noblern Valetaille ein Leibſtuhl vorhanden war.

In dieſem Bereiche roch es ſchon bedeutend ſchlecht und die leckere Außenſeite war der Erinnerung entſchwunden.

Nun kam aber noch der fünfte Hof, klein und von den Nachbarhäuſern durch himmelhohe Mauern geſchieden. Ein Zwinger für allen Unrath des ganzen Hauſes, der jahrelang hier brütete und gohr. Hier wurde das Gemüſe geputzt, das Geflügel geſchlachtet und Alles hingeſchüttet, was Augen und Naſen beleidigte!

Es klingt hart und für die heutige Geſellſchaft als übertrieben, wenn ich dieſen räumlichen Inhalt eines großen Bürgerhauſes mit dem damaligen Leben vergleiche, in dem ich mich bewegte, mit dem „Obers," der crème der Gebildeten, mit der ich in nahen Beziehungen ſtand.

Man war nach Außen luſtig und guter Dinge, nobel und prächtig, man ſprach frei und zog los über Alles, obgleich man ſich von Spähern und Angebern, Naderern und Spitzeln umgeben wußte. Man verſpottete ſie.

Aber in die fröhlichſte Unterhaltung, im geſchloſſenen Kreiſe, miſchte ſich die Frage:

„Habt ihr's denn ſchon gehört? Vorige Nacht ſind wieder dreißig nach Munkacz transportirt worden. Der und Der ſoll auch dabei ſein."

Munkacz war berühmt wegen ſeiner unter dem Waſſer liegenden Kerker.

Und wenn ich's noch näher haben wollte, durfte ich ja nur, während meines dreijährigen Aufenthalts in

Brünn, einen Spaziergang auf den Spielberg unternehmen, um einen lieben Freund, den Grafen St. Genois zu beſuchen, der damals Kommandant des Spielbergs war; und über die, mitten auf dem Wege, der zur Höhe führte, liegenden Eiſengitter ſchreitend, vernahm ich das Raſſeln von ſchweren Feſſeln, und wohl auch ein lautes Aufſeufzen dazwiſchen. Das waren die „Staatsgefangenen," die armen, edeln Italiener, die vom Galgen zu dieſer Exiſtenz begnadigt vorden waren. Graf Silvio Pellico und Maroncelli! —

Die jungen Kavaliere beſuchten die öffentlichen Bälle, bildeten eine Gaſſe und warfen ihre Klapphüte zwiſchen die Tanzenden, deren Stolpern ein unendliches Gewieher erweckte. —

Und ein junger Mann, Pächter einer adeligen Herrſchaft, der zur Abrechnung in die Stadt gekommen war, wurde von Kavalieren zum Abendeſſen in einem Gaſthof eingeladen, wo ich zu Nacht aß. Es war ein vollkommen ſchöner Mann, deſſen Kinn und Mund ein prächtiger nußbrauner Bart zierte.

Die Herren Kavaliere wurden immer luſtiger, ſetzten ihrem Gaſte zu, bis daß er betrunken war und als ein paar Kellner hinzuſprangen, um ihn in's Bett zu bringen, riefen die edeln Ritter lachend, ſie wolltem ihrem Freunde den Liebesdienſt ſchon ſelbſt erzeigen.

Andern Tages fanden ſich wieder Einige vom vori-

gen Abend zum Mittag ein. Von dem ſchönen jungen Mann war nichts zu ſehen.

Er konnte ſich auch nicht wohl ſehen laſſen, denn wie mir der Wirth „zum goldenen Hahnen“ es ſelbſt in's Ohr raunte, „haben die Herren dem frechen Burſchen mit Gewalt den Bart abgeſchnitten, und da er ſich wehrte, ſei er auch wohl arg zugerichtet worden. Es iſt nämlich nur gewiſſen Truppengattungen erlaubt derlei Bärte ſich wachſen zu laſſen.“

Hier ſah ich den Wirth ſcharf an.

Der zuckte die Achſel, drehte ſich auf dem Abſatz um, ohne ein Wort zu ſagen. —

Das war das patriarchaliſche Regiment vor fünfzig Jahren.

Im Jahr 1846 kam die „Europa“ in andere Hände, nach Leipzig. Ich dachte daran, mir einen andern Wirkungskreis zu wählen.

Nachdem ich mit bewährten, einſichtsvollen Freunden Rath gepflogen, faßte ich den Plan, in Wien eine ſogenannte Office correspondence in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu gründen.

Mitte November 1847 hatte ich die Vorarbeiten beſchafft und langte mit den wichtigſten Empfehlungen in der Kaiſerſtadt an.

Damals war die alte Despotie, „das patriarchaliſche Regiment,“ nicht mehr vorhanden. Es herrſchte ein Despot, der von einem Patriarchen nicht die Spur

zeigte, der Graf Sedlnizki, unumſchränkt, vor dem ſich Alles beugen mußte; von dem man ſich erzählte, daß er an ihn gelangte kaiſerliche Decrete in den Papierkorb warf, und daß er an ihn zu wiederholten malen gelangte Befehle nicht ausführte.

Das mag übertrieben ſein; allein ſo viel iſt gewiß, daß das herrſchende Syſtem den unruhigen Bewegungen gegenüber, die ſich überall zeigten, die ſtrenge Ueberwachung und die dazu erforderliche Machtvollkommenheit in die Hände eines „Generalgewaltigers" legte, wie ſonſt bei den Ruſſen Derjenige hieß, der von ſich aus Spießruthen verhängen konnte, deſſen ſtrenger unbeugſamer Charakter nur dann die nöthige Bürgſchaft leiſtete, wenn man ſeiner Handlungsweiſe keine Schranken ſetzte.

Man kann wohl denken, daß ich an dieſe Macht mich zu allererſt empfohlen ſehen mußte.

Ein regierender Herr hatte ſeinem bevollmächtigten Miniſter den Auftrag ertheilt, mich officiell dem Grafen Sedlnizki zu empfehlen — ich bemerke hier, daß es nicht der württembergiſche war, den ich während meines mehr als halbjährigen Wiener Aufenthaltes gar nicht kennen lernte.

Dann hatte ich eine recht warme ſchriftliche Empfehlung von meinem hohen Gönner, dem verſtorbenen Fürſten Karl Egon von Fürſtenberg, der dem

Grafen über mein Vorhaben eine umständliche Mittheilung machte.

Ich hielt schriftlich darum an, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen. Er war bereits durch den Gesandten, an den ich empfohlen war, von meiner Anwesenheit unterrichtet und ließ mich schon auf den nächsten Tag bescheiden.

Aufrichtig gesagt, ich war neugierig den mächtigen Herrn Grafen von Angesicht kennen zu lernen.

Wie denkst Du ihn Dir wohl?

Groß, stolz, vornehme Haltung; ein ernster Czechenkopf mit festem durchdringenden Blick! —

Nachdem einige Herren mit Portefeuilles sich entfernt hatten, wurde ich eingeladen einzutreten.

Es war durchaus kein Empfangzimmer eines hohen Beamten, sondern ein mit Schränken, Büchern und Acten angefülltes Büreau. Vor seinem Arbeitstische, an den sich sein Rücken lehnte, stand ein kleiner unansehnlicher Mann, im blauen Ueberrock, bis an den Hals zugeknöpft; ein bleiches, nichtssagendes, altes, glattes Gesicht, dessen Stirne dünne, stark weißmelirte Haare glattgestrichen umgaben, das mich mit matten Augen beim Eintreten zu messen schien, dann schnell nach dem ihm dargereichten Empfehlungsbriefe des Fürsten von Fürstenberg griff und ohne mir ein Wort zu sagen, ihn zu lesen begann.

Da er in seiner anlehnenden Stellung stehend verharrte,

wurde auch ich nicht zum Sitzen eingeladen und dieſe Unhöflichkeit deutete mir zugleich an, daß man mich bald abzufertigen im Sinne habe.

Nachdem er das Schreiben durchflogen, ſagte er — es waren die erſten Worte, die er an mich richtete:

„Sie ſind alſo nach Wien gekommen, Ihre ſchmutzige Wäſche bei uns zu waſchen?“ —

Meinen Unmuth verdeckte ich durch ein leichtes helles Auflachen, und antwortete raſch und ohne das geringſte Ueberlegen:

„Ew. Excellenz bedienten ſich ſo eben einer Redeweiſe, die bei uns, wo ſie erfunden wurde, ſchon längſt nicht mehr üblich iſt. Es beſtätigt mich in der Annahme, daß man in Wien in dieſen Dingen wirklich rückſtändig iſt. Zu den Zeiten des jungen Deutſchland nannte die Tageskritik ein neues Buch von dieſem oder jenem Lion der Preſſe „ein Ereigniß.“ Jetzt hat man die Abgeſchmacktheit längſt vergeſſen, aber geſtern ſagte mir noch ein gebildeter, junger Wiener: „ein neues Stück von Neſtroy ſei für Wien ein Ereigniß.“ Und angenommen, der Vergleich mit dem Reinigen der ſchmutzigen Wäſche wäre neu, ein pikanter Einfall Ew. Excellenz, der zum erſtenmal auf mich losgeſpritzt würde: ſo müßte ich immer fragen, wie paßt er hierher? Hat Durchlaucht von Fürſtenberg in dem Empfehlungsſchreiben über meine Reinlichkeit ein Urtheil gefällt? In meinem Koffer, der auf der Mauth

geöffnet wurde, fand ſich nichts Schmutziges vor. Nach entgegengeſetzter Seite, würde eine Bedeutung eher gefunden werden: ich wäre nach Wien gekommen, um Ihre ſchmutzige Wäſche zu waſchen; allein ich habe im Sinne nicht mit Seife, ſondern nur mit Dinte zu arbeiten und ſtehe hier vor Ew. Excellenz, mir die Erlaubniß zu erwirken, Ihnen vor Allen mein Memoire und mein Programm zu geneigten Händen zu überreichen, um Ihre Zuſtimmung zu der Art und Weiſe zu erhalten, wie ich mein Werk in Thätigkeit zu ſetzen gedenke."

Während ich ſprach, ruhete mein Blick auf dem Grafen, der mich ſtarr mit ſeinen matten Augen fixirte. Kein Zug in ſeinem Geſichte verrieth, daß er ungeduldig werde. Ich hätte, glaub' ich, eine Stunde lang fortſprechen können. Ich fühlte die Geringſchätzung, die darin lag, ſo ſtark, daß ich mich kaum bezwingen konnte.

Nachdem ich ihm die Papiere eingehändigt, verließ ich ihn raſch mit einer ſtummen Verbeugung. —

Ich ſuchte dann die anderen mir dargebotenen Wege einzuſchlagen. Freiherr von A., der ſich meiner mit Wärme annahm und der allabendlich von der Partie Metternichs war, ſagte mir, daß der Fürſt ſich für mein Project intereſſire und mir den Rath ertheilen laſſe, mich mit dem Hofrath Pilat, dem Redacteur des „Beobachter" in Beziehung zu ſetzen.

Ich that es alsbald und fand für meine Vorſchläge und Anerbietungen das offenſte Gehör.

Den kleinen, zugeknöpften Böhmen incommodirte ich während dieſer Zeit nicht weiter.

Inzwiſchen munkelte man verſtohlen von einer Camarilla-Emeute in der kaiſerlichen Hofburg ſelbſt.

Die auftauchenden Gerüchte von einer geheimen ſocialen Bewegung, die Kundgebungen in der Preſſe, die namentlich in „den Grenzboten“ von Wien aus und zwar von tüchtigen Publiziſten geſpeiſt wurden, manches was in dem juridiſch-politiſchen Verein vorkam: es ſprach ſich darin ein Etwas, ein bisher Unerhörtes aus.

Eine Oppoſition erhob ihr Haupt, nicht allzu kühn, aber auch nicht furchtſam.

Durch eine Anregung, die hier nicht näher bezeichnet wird, berief man einen kaiſerlichen Familienrath, dem Metternich beiwohnte.

Man verlangte von ihm, daß er an ſeinem „Syſtem“ Aenderungen vornehme, und der ſich offenbarenden Zeitbewegung in etwas zugeſtändlich entgegenkomme.

Das hieß das Unmögliche verlangen. Metternich verſtand nur ſo zu regieren, wenn die Zeit dieſelbe blieb. Daß den Ausſchreitungen Schranken entgegen geſtellt werden konnten, dieſe Macht trauete er ſich zu;

allein er war zu klug und zu ehrlich, etwas Anderes zu verſprechen.

Eine Ehrlichkeit, über die man ſich heute längſt hinweggeſetzt hat.

Da ſoll die heißblütige Erzherzogin Sophie, die ſich mit Recht als die Mutter des künftigen Kaiſers betrachtete, in heftiger Erregung aufſpringend, ihren Stuhl dem Fürſten vor die Füße ſchleudernd, ausgerufen haben: „So ſtürzen Sie denn Alles in den Abgrund der Anarchie!“

Wer war dabei? So wurde sous cape erzählt; ich erzähle nach. Im Vorzimmer waren Lakaien und laut ging's her. — —

Von jetzt an kam allerlei Auffälliges.

Ein Drama „Agnes Sorel,“ das im Burgtheater gegeben wurde, brachte Tiraden, daß wir uns fragten, ob denn die Cenſur ſchlafe?

Man verlangte den Verfaſſer. Ein unbekannter Name, der einem Dorfrichter bei Wien angehörte.

Ich erhielt plötzlich eine Ladung vor den Polizei-Oberdirector Muth.

Herr Muth war Vorſtand der Polizei in Brünn geweſen, als ich in den Jahren 18 bis 21 dort am Theater angeſtellt war. Wir waren mithin alte Bekannte.

Und ſo wurde ich auch von ihm empfangen.

Er erkundigte ſich nach dem Gang meiner Anliegen und gab die Zuſicherung, daß mir in Allem, was ich

literariſch unternehmen würde, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden ſolle. Dann ſtand er auf, klingelte und ſagte zu dem eintretenden Schreiber, indem er meine Hand ergriff:

„Herr Lewald iſt mein Freund, ſtellen Sie ihm eine Aufenthaltskarte auf jede von ihm beliebte Friſt aus.“ — — —

Kurz darauf ruft mir Caſtelli beim Morgengruß auf der Straße entgegen:

„Weißt ſchon? Sie haben den Louis Philipp fortgejagt.“

Der Sturm brach los und Metternich war noch da.

Einige Tage darauf, es war an einem Sonntag, ſitzen wir bei Bauernfeld, der im ſtädtiſchen Landhaus wohnte, und empfangen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde mündliche Depeſchen, von der Studentenemeute im Univerſitätsgebäude, die eine jetzt längſt verſchollene Größe, Profeſſor Hye, dirigirt.

Abends hält eine Fraction Studirender eine geheime Sitzung im Weißhappelſchen Kaffeehaus auf der Jägerzeil.

Montag feiern die Arbeiter und ziehen Arm in Arm in langen Reihen über Graben und Kohlmarkt. Das Trottoir gehört ihnen.

In die Herrenſtraße iſt nicht vorzudringen; am Landhauſe geht's ſchon toll her.

In den „drei Laufern," an der Ecke des Kohlmarkts und der Herrenſtraße, liegen zwei Herren, Cigarren im Munde, die mir zurufen, ich möge hinauf kommen. Es waren der badiſche und der bayeriſche Miniſterreſident.

Ueber mein ernſtes Geſicht lachten ſie.

Die Macht war ja noch in feſten Händen. Metternich war noch da.

Um Mittag traf der erſte Schuß einen Mann aus dem Volke.

Er wurde mit entblößter Wunde auf eine Bahre gelegt und durch die Straßen getragen. Ein unabſehbares Gefolge, das laut durcheinander ſchrie.

Die beiden Herren legten ihre Cigarren fort und wurden ernſt; ich brauchte es nicht erſt zu werden, denn ich hatte dergleichen ſchon oft erlebt.

Als ich von meinem Diner in „Stadt Frankfurt" nach Hauſe gehe, höre ich vom Mehlmarkt her wilden Lärm und Schüſſe fallen.

An der rothen Thurmbaſtei iſt das große Thor geſchloſſen; man wird mit der Laterne genau betrachtet und durch die Seitenpforte nur einzeln hinausgelaſſen.

In der Jägerzeil iſt's ruhig. Ich gehe in's „Karltheater," wo geſpielt wird.

Als wir das Theater verließen, ſah's ſchon lebendiger aus.

Haufen wollten in die Stadt, aber die Ferdinandbrücke war abgeſperrt.

Plötzlich erhebt ſich Wien in ſtrahlendem Lichterglanz über die ſchwarzen Mauern der Baſtei. Alles drängt zur Brücke. Eine Militärperſon zu Pferde beugt ſich zum Volke und wiederholt ſtets die Worte: „Fürſt Metternich hat abgedankt.“

Mit Vivat und Hurrah wird geantwortet.

Brücke und Thor ſind frei; Alles ſtrömt in die erleuchtete Stadt.

In der Nähe der Burg, in der engen Hofſtallburggaſſe iſt's finſter. Unter unſern Füßen klirren Glasſcherben; als wir uns dem Ballhof nähern, wo Metternich reſidirte, waten wir förmlich darin.

Alles hier ſtumm, öd und wie ausgeſtorben. Wie man denken kann, gut beſetzt, um jeden Angriff abzuhalten. Es wurde keiner verſucht; das Volk war mit Dem zufrieden, was geſchehen war, und dachte nicht an perſönliche Rache.

Als Morgens ſieben der intime Hausfreund des Fürſten, Herr von Hügel, deſſen Blumenausſtellung in Hiezing uns noch vor acht Tagen ein ſo friedliches Intereſſe geboten hatte, herbeieilte, um ſich nach Metternichs Befinden zu erkundigen, ſagte die Fürſtin:

„Denken Sie, er hat ſich geſtern, ſobald der gar zu

arge Lärm ſchwieg, in's Bett gelegt und ſchläft ruhig bis zu dieſem Augenblick."

Dies hinderte jedoch nicht, daß ein paar Stunden darauf ein Reiſewagen an einem unſcheinbaren Seitenportale hielt, der einen „Herrn Müller" über Dresden nach London entführte.

Die Empörung blies und die alte Polizei war nach allen Winden zerſtoben.

Wo Sedlnizky hingekommen? Wer weiß es. Es fragte, glaub' ich, Niemand nach ihm.

Inzwiſchen waren die zum Theil hohen Perſönlichkeiten, welche das Ganze hervorgerufen hatten, ſich bewußt geworden, daß die Dimenſionen ſich bald zu einer ungeahnten Größe zu ſteigern begannen.

Anfangs waren die Beſen wohl bald gefunden, die auf zwei Beinen ſtehend, oben einen Kopf, mit Schürhacken und Waſſereimern umherrannten, hier Lohe anfachten, dort Sündfluth verhängten.

Aber ſie zu bannen, dazu fehlte das Wort.

Die unheilvollſte Revolution war im Gange.

Die Wenigſten wußten, was ſie eigentlich erlangen wollten.

Das Volk hatte dem politiſchen Leben gänzlich fern geſtanden und was man heutzutag die „Fragen," die

„brennenden Fragen“ nennt, davon war damals noch nie die Rede geweſen.

Plötzlich wurde ein Schlagwort gefunden.

Man vereinigte ſich darin: Wir müſſen eine Conſtitution haben! Der Kaiſer muß uns eine Conſtitution geben!

Der dachte ſich Das, der Jenes dabei. Auf dem Lande verſtanden ſie darunter die Freiheit Laubſtreu im Walde einſammeln zu dürfen, wie mir von einem Abgeordneten in Frankfurt allen Ernſtes geſagt wurde.

Die Sorge der Anleiter und Treiber war darauf gerichtet, den Kaiſer dahin zu bringen. Und zwar ſo ſchnell als möglich, ehe Zwiſchenereigniſſe den ganzen Spuk vereiteln könnten.

Man dachte daran den Kaiſer zu überfallen und ihn mit ſanfter Gewalt zu nöthigen, dem Volke ſeinen Willen zu thun.

Im Weißhappel'ſchen Kaffeehaus auf der Jägerzeil hielten Studenten Sitzung. Sie hatten ſich genaue Kenntniß davon verſchafft, daß man vom Kaiſer-Joſephplatze, durch die Bibliothek, leicht in das Innere der Burg eindringen könne. Sie waren entſchloſſen, jedem Widerſtand thätlich zu begegnen und zum Kaiſer gelangt, dieſem ihre Forderung ernſtlich an's Herz zu legen.

Einige aus der Verſammlung, die dem Vorhaben nicht beiſtimmten, ſuchten mich auf, den ſie ſchon längſt

als ihren Freund kannten und ich bestärkte sie darin, sich von solchen Unternehmungen fern zu halten.

Ein ähnlicher Plan wurde von anderer Seite bis zu einem gewissen Grade ausgeführt.

Vom Michaelerplatze war ein Häuflein wirklich in die Burg eingedrungen und bis in die ersten Vorgemächer gelangt.

Hier mochte es wohl in einem Empfangsaal gewesen sein, wo ein begeisterter Freiheitsjünger, dessen Namen damals einen poetischen Klang hatte und jetzt in politischen Dingen oft genannt wird, sich auf die Stufen eines Thronsessels niederwarf, um mit Bleistift auf einem Papierwisch den engsten Rahmen einer Constitution für den Kaiserstaat zu entwerfen.

Neben ihm kauerte ein beliebter Theaterdichter, um ihm dabei zu leuchten. Ich kannte Beide persönlich.

Weiter gelangte die Sache aber nicht; vor den innern Zimmern war schon nöthige Vorkehrung getroffen.

Nach solchen finstern Anschlägen, wie benahmen sich die Wiener?

Ich habe hier die Geschichte vom Sonntag, Montag und Dienstag erzählt.

Mittwoch Mittag macht Kaiser Ferdinand eine Rundfahrt durch die Stadt. Alles war gut von Statten gegangen, da fällt's mit einem Mal einem Haufen ein, die Pferde auszuspannen und den kaiserlichen

Wagen in die nicht ferne Burg zu ziehen. Es geſchah am Kohlmarkt, unter meinem Fenſter.

Das war ein recht trübſeliges Bild.

Der Kaiſer erſchrack ſo heftig, weil er wahrſcheinlich ſich einen Ueberfall dachte, daß er in ſein gewöhnliches Uebel, einen kataleptiſchen Zuſtand, verfiel. Neben ihm ſtand die arme Kaiſerin Anna Maria Pia, die mit erhobenen Händen die Menge beſchwor, von ihrem Unternehmen abzulaſſen, und auf dem Vorderſitze erblickte man, in unverrückter Stellung, den jungen Erzherzog Franz Joſeph, das bleiche Geſicht mit glatt anliegenden Haaren, in der weißen Uniform, den Hut in der Hand. —

Am Abend deſſelben Tages wurde Koſſuth ein Fackelzug gebracht und ich hörte ſeine Rede, die er von einem Balkone herab ertönen ließ und die mit den volltönendſten, in allen Revolutionen landläufigen Redensarten geſpickt war, die begeiſtertſten Zurufe erhielt. — —

So drängten ſich die diſparateſten Begebniſſe.

Nun ſandten die verſchiedenen Nationalitäten ihre Deputationen nach Wien. Das konnte nicht ausbleiben; es verſtand ſich von ſelbſt. Allein wie ſtellte ſich eine Nationalität, ein Volksſtamm dar, der an der allgemeinen Bewegung theilnehmen, ſein Wort mitſprechen und ſeine alten Rechte wahren, und neue für ſich erhalten wollte?

Auf dem Platze dort ſind es die Kroaten, die mit flatternden, über die Hoſen herabhängenden Hemden und in ein langes, weites hellblaues Wamms gehüllt, mit einer rothen Zipfelmütze auf dem Kopfe, herumzotteln, indem ſie einen ihrer Originaltänze ausführen.

Man fragt ſich: weßhalb ſind ſie ſo luſtig, oder wollen ſie den Wienern einen Spaß vormachen?

Nicht weit davon ſtrampfen auch die Ungarn in ihrer ſtrammen Tracht ihren Tanz.

Außer einigen Gamins und gewöhnlichen Bummlern nimmt jedoch Niemand Notiz von dieſen nationalen Erſcheinungen, die geradezu unerklärlich für Zeit und Gelegenheit ſind; über den Beginn der Umwälzung, über das Verſtändniß, das im Volke darüber herrſchte, über die Männer, die ſich dabei in erſter Linie betheiligten, aber wohl Aufſchluß zu geben vermögen.

Hören wir weiter!

Heute begegnet mir ein guter Bekannter, ein Italiener, deſſen Name in der muſikaliſchen Welt durch ſeinen Bruder guten Klang gewonnen hat.

Er iſt ſehr aufgeregt, offene, glühend rothe Bruſt, an dem Hut ein Stück Wachstuch befeſtigt, darauf das Wort „Italia“ in großen weißen Lettern.

Er packt mich am Arm und zieht mich zu einem Fiaker, wir ſteigen ein und fahren der großen Donau zu.

Auf meine Fragen ſchüttelt er den Kopf und ſagt nichts, als: „Du wirſt ſchon ſehen.“

Endlich wird gehalten. Wir ſteigen aus. Vor uns ſchnauft mit comprimirtem Athem der große Dampfer Bela.

Eine Ehrenwache aus Wiener Jugend ſteht unterm Gewehr. Ein Haufe Neugieriger, nicht allzugroß, harrt deſſen, was kommt.

Trommelwirbel und die militäriſchen Honneurs.

Es iſt Koſſuth, dem es gilt.

Er geht die Front hinunter, wie ein inſpicirender General und ſpricht zu den jungen Leuten einige Worte, die ihm mit „Eljen“ antworten.

An ſeinem Arme hüpft tänzelnd eine junge Frau, die der Ehrenwache wie eine Königin zunickt.

Der Gefeierte begibt ſich in's Schiff. Mehrere folgen, mein Italiener und ich ſind dabei.

Im großen Saale iſt eine lange Tafel gedeckt. An der einen Seite die Ungarn, an der andern Italiener, dieſe jedoch in minderer Zahl.

Reden, Toaſte werden ausgetauſcht, die auf eine innige Verknüpfung der beiderſeitigen Intereſſen und auf die Losreißung vom deutſchen Joche zielen.

Ein Kanonenſchuß, der Bela beginnt ſich zu regen.

Wer nicht nach Peſth mitwollte, mußte an's Ufer eilen.

Mein Italiener drückt mir die Hand, mit bedeutendem Blick zum Abſchied.

Er begleitete den Helden des Tages Donau abwärts.

Ich rüſtete mich bald darauf zur Abreiſe, obgleich ſich mir zwei Gelegenheiten darboten, in Oeſterreich zu bleiben.

Herr Guſtav Heine, der Bruder des Dichters, ging damit um, ſein Fremdenblatt zu gründen und machte mir ein wahrhaft nobles Anerbieten, wenn ich einen Theil der Redaction übernähme.

Zu gleicher Zeit ſchrieb mir Holtei von Graz, der Verleger der dortigen Zeitung, Herr Leykam, wolle mir die Redaction deſſelben anvertrauen.

Mein Beſchluß nach Stuttgart zurückzukehren, war jedoch unwiederruflich gefaßt.

Auf der Poſt, im Begriff abzureiſen, tritt mich Meſſenhauſer an, um mir ſein Trauerſpiel „Catilina“ in der ihm eigenen wunderſchönen Handſchrift zu übergeben und bittet, im jetzt günſtigen Zeitpunkt, mich für die Aufführung zu verwenden.

Daneben wartet der junge Jellinek, der, während des politiſchen Drucks, in der Selbſtverbannung in Berlin lebte und erſt vor Kurzem voll Hoffnungen nach Wien geeilt war, um ſein Theil an der Befreiung zu nehmen. Er brachte mir Grüße von dem Dr. Karl

Hock, der die Herausgabe einer „Conſtitutionellen Zeitung“ begonnen hatte und mich auffordern ließ, ihm Artikel für das Feuilleton zu ſchicken.

Das Schickſal dieſer Drei iſt bekannt genug.

Karl Hock wurde Sectionschef, Freiherr, eine Autorität im Finanzfache und ſtarb erſt vor wenigen Monaten eines natürlichen Todes.

Meſſenhauſer und Jellinek wurden im Stadtgraben ſtandrechtlich erſchoſſen. —

B. Zur Wirklichkeit im Waggon.

Ich war mit Italienern zuſammengepfercht, einer von ihnen, den ſie Signor Conte nannten, und der ſtets von ſeiner Vaterſtadt Venedig und ihren Intereſſen ſprach, ſaß mir gegenüber, die Aermel aufgeſtreift bis zum Ellenbogen, den braunen, breitkrämpigen Hut tief hinten in den Nacken geſchoben, und mit den Händen geſtikulirend, als wollte er mich bei jedem Wort anpacken. Er ſchimpfte auf Oeſterreich. Die Anderen ſtimmten ein.

Als wir in Gloggnitz hielten, ſtieg ich aus und ſuchte mir einen andern Wagen. Ich wählte mir einen, aus welchem mich zwei Beine in grünen Strümpfen anlockten. Sie gehörten einem großen ſchönen Mann, in ächt ſteyriſcher Gebirgstracht, was mir die grünen Strümpfe gleich verriethen, der ſeinen Jagdſtutzen

an der Seite mit einem Arm umfing und gleich zuſammenrückte, um dem alten Herrn den Platz neben ſich anzubieten.

In der Wagenabtheilung ſaßen außer mir und dem Jäger ein Prieſter, der las, ein älterer Mann mit ſeiner Frau, die bleich ausſah und leidend ſchien, und ein ziemlich gerändetes Menſchenkind, deſſen Augen ſcharf hinter der Brille hervorſchauten.

Mit dieſem war mein ſteyeriſcher Nachbar in ein eifriges Geſpräch begriffen, das ſchon lange gedauert haben mochte. Der Bebrillte hörte ihn lächelnd an, ohne ihm zu antworten.

„Jetzt magſt mit Deiner Eiſenbahn von Wien nach Petersburg reiſen, das iſt Dir erlaubt, aber Du mußt nur nit dabei vergeſſen, daß man nit per Eiſenbahn in den Himmel kommt und daß kein Gas Dir dahin leuchtet. Dazu mußt Du eigene Flügerl haben; ſonſt kommſt nun und nimmermehr hin.“

Der Bebrillte wandte ſich zu mir:

„Der Menſch macht mir Spaß. Wir ſehen uns zum erſtenmal und er bedient ſich des vertraulichen Du, als hätten wir ſchon ein Scheffel Salz mit einander gegeſſen.“ —

Der Steyerer lachte laut auf:

„Du machſt ein Geſicht, daß Du mich erbarmſt. Ich will Dir ſagen, wie man's anſtellen muß, um ſich an den Werken unſers Herrn und Schöpfers zu erfreuen, um unſerm Kopf die Sorgen abzunehmen, um uns mit

Herzensluſt zum Tagwerk zu ſtärken. Geh! mach's wie ich. Steig mit mir hinauf in's Gebirg. Da gibt's Gamſen, Füchs, Adler, mitunter auch Wölf und Bären. Da iſt's luſtig. Edelweis und Speik wachſen dort auch und der ſtarke Wind reinigt unſere Lungen vom Staub, den wir hier unten ſchlucken müſſen. Bald hangt die Donnerwolk wie ein Leintuch vor Dir, Du ſteigſt mitten durch auf den nächſten Steinblock und hupfſt immer höcher in die Scharten und da haſt Du die Wolk unter Dir und ſie donnert und blitzt Dir grimmig nach und kann Dir doch nix Böſes mehr anthun. Wenn Du das einmal angehört haſt und den Sturm der dazu ſeinen Jodler pfeift, Du möchteſt von der Muſich der Deinigen nix mehr hören wollen. Und wann's Nacht wird, und Du durch den Gießbach mußt, über die Stein torkelſt, die Dir unter die Füß wegrutſchen, dann weißt Du, was es heißt ein Mann ſein. Ueber Dir der Himmel mit all ſeinen Sternen, daran erkennſt Du die Größe Gottes, entblößt dein Haupt und beteſt. Dann erſcheint er Dir, und Du dankſt ihm, daß er Dir Kraft und Muth und Geſundheit ſchenkt und deinen Stutzen und deinen Hund dazu."

Hier entſtand ein Pauſe. Wir fuhren eben in den kühn angelegten, langen Tunnel, die „kalte Rinne" ein, wo das Getöſe der Maſchine jedes Einanderverſtehen unmöglich machte. Bald darauf lag das freundliche Mürzzuſchlag vor uns.

Unter einer Halle am Bahnhof war eine lange wohlſervirte Tafel, mit einladenden Speiſen und Getränken, die mit reinen Leintüchern, des Staubes und der Inſekten wegen, zugedeckt war, die vor unſeren Augen erſt entfernt wurden, um uns den Anblick noch appetitlicher erſcheinen zu laſſen.

Hier wurde Raſt gehalten und während man ſich zur Weiterreiſe ſtärkte, griff das Geſpräch wieder Platz.

Da der Gemſenjäger mit beiden Backen kaute, ſo nahm der Rundbauch mit der Brille die Gelegenheit wahr, ſeinen Gegner zu belehren. Er rechnete dabei auf des Steyerers craſſe Unwiſſenheit und ſuchte ſeine Weisheit, nach der Mode, populär vorzutragen.

Zuerſt ſprach er von den Vorurtheilen, die im Volke wurzeln. Griff dann das Faſten und die Abſtinenz an, während er dabei ganz unmenſchlich in den Mund ſchob, endlich das Lächerliche, das überhaupt in jeder Enthaltſamkeit liege, die jeden naturgemäßen Trieb zu erſticken verſuche. Das Alles entkeime blos der rohen und grauſamen Berechnung der Pfaffen. Sie wollen das Volk hinfällig und krank erhalten, damit es recht oft in den Beichtſtuhl einkehre und es ſo zu knechten.

Der Prieſter winkte dem Jäger, daß er nicht darauf antworten möge und der Mann mit der Brille hatte Raum, mit ſehr verſtändlicher rother Proſa ſich weiter vernehmen zu laſſen, bis er zu dem Schluſſe gelangt war: daß, wenn die Pfaffen ſich nicht mit dem geſun-

den Menſchenverſtande verbänden, man die nächſten Mittel und Wege einſchlagen würde, das Volk ihrer Gewalt zu entreißen, damit die wiſſenſchaftliche Aufklärung und Freiheit allein und ohne ſie die Herrſchaft über den Geiſt des Volkes ausübe.

Hier wiſchte ſich der Jäger den Mund, that einen herzhaften Schluck und lachte wie ein Schelm:

„Alſo Du, mit Deiner Aufklärung, wirſt unſer Herr ſein, meinſt Du? Und das nennſt Du Freiheit? Du willſt nit, daß wir Alle gleich, Kinder Gottes ſein ſollen, der uns auf das ewige Leben hingewieſen hat, und uns hier Prüfungen, Arbeit und auch Freuden zutheilt. Es gefallt Dir nit, daß ein Gamsjager das weiß und ſich eben ſo klug halt, wie eppa Du. Ihr wellt allein 's Kommando führen, ihr gelehrte Herren, und wir Ungelehrten ſollen robotten für euch. Das könnt euch ſchon gefallen, aber uns net. Und Ihr mögt's anſtellen wie immer, Ihr bringt nix zu Stand. Sagt nur, der Prieſter muß aus der Schul weg, gut; die Kirchen ſollen nur Sonntags offen ſein oder ganz geſchloſſen bleiben, gut; die Klöſter ſollen Kaſernen und Fabriken werden, auch gut; dazu magſt Du die Macht haben. Aber Das, merk wohl auf! Eh Du's ausführſt, ſchick mir Polizeidiener und Mannſchaft und ſchärf ihnen ein: daß ſie fein bloßfüßig in der Nacht kommen, daß ſie meinen Hund erſt niederſchlagen und meinen Stutzen in die Gewalt kriegen; ſo — wann ich ſchlaf, mögen's

mich mit gute neue Strick binden, mir einen ſtarken Knebel zwiſchen die Zähne ſchieben, denn — thun ſie das nicht, bei'm lebendigen Gott, ſo wahr ich Anton Stuffler heiß, ſie kommen nit Alle heim, die Du ausgeſchickt haſt und die mich feſthalten, halten keinen Lebendigen. Und ſo wie ich, gibt's hier herum viel Tauſend. Eins wißt ihr nicht, ihr Herrn, euer Maaß iſt voll, geſtrichen. Wie euch die Prieſterröck und die Meßgewand zuwider ſind, ſo uns noch mehr eure narriſche Fräck und Hüt und Brillen und was ihr an euch habt. Wir wollen nix mehr wiſſen von eure Bücher, von eure Lehren, das haben wir Alles ſchon viel beſſer. Ihr ſeid Lügner, Aufſchneider, Ruheſtörer. Das habt ihr ſchon auch in Oeſterreich bewieſen. Macht das Volk nur recht wüthig, gegen Gott und jede Obrigkeit, am End geht's doch an euch ſelbſt aus. Seid's denn gar ſo dumm und glaubt's, der liebe Gott wird ſich von euch abſetzen laſſen und hätte keine, die ſich ſeiner annähmen?"

Er wandte ſich nach mir, nahm ſeinen Hut ab und neigte das Haupt.

„Ich muß da ſeitwärts hinein, eine ſtarke Stund. Da haben wir unſere Jagd. Seine Excellenz, mein Herr Graf, kommen morgen Mittag mit den andern Herrn von Wien und da hab ich noch Vieles in Stand zu ſetzen."

Ich ſchüttelte dem wackern Mann die Hand, wünſchte

ihm Glück und fragte nach dem Namen seines Herrn. Er nannte mir ein oftmals in der Geschichte ruhmvoll genanntes Geschlecht.

Ich hoffte, daß es nun bald weiter gehen würde, allein es mußte ein Lokalzug abgewartet werden, um einige Reisende, die sich am Bahnhof gesammelt hatten, wieder nach Wien mit zunehmen.

Der Bebrillte hatte den Jäger abgeschüttelt und fing wieder an, zu peroriren.

„Ich bin wahrhlich kein geschworener Feind des Adels," sagte er, „und mag es wohl leiden, wenn die Motten es leiden wollen, daß so ein Stück Pergament bei den Familien aufbewahrt wird; aber daß sie ihr Vergnügen an niedrigen und verächtlichen Dingen, wie zum Beispiel die Jagd, finden können, zeigt doch auch deutlich auf welcher Höhe sie stehen. Ein gekauftes Stück Wild kann sie aus der Langweile, aus der Unerträglichkeit des Anschauens ihrer selbst, ihrer innersten Krankheit nicht reißen, aber die Jagd kann es. Sie werden durch sie zu einer gewaltsamen Beschäftigung hingerissen, die sie von dem Gedanken an sich selbst ablenkt. Der Vornehme von Geburt glaubt jedoch, es sei etwas Edles und Großes an der Jagd, ein ritterliches Vergnügen, das herrliche Waidwerk. Ist das nicht Trug und Phantom? Ist es nicht Wahnsinn?"

Ich ließ den Schwätzer fortschwatzen und drehte ihm den Rücken. —

Zur Seite des Perrons ſtand eine Gruppe junger Mädchen von geringem Stand. In ihrer Mitte ein ſehr hübſches Kind, etwa zwanzig Jahr alt, bald das Tuch zu den gerötheten Augen führend, bald den Mund zum Lächeln verzogen. Die Andern umhalsten, küßten es der Reihe nach und wiſchten ſich dazwiſchen die Augen.

„Daß Du aber ſo bald ſchon reiſt," ſagte die Eine.

„Ja, weißt," ſagte die Fortreiſende, „es hat ſich nur um etwas dabei gehandelt, daß ſie haben mein Photographie zuerſt begehrt."

„Ja, warum denn?" fragte die Erſte.

„Na, ſie haben wiſſen wollen, wie ich ausſchau. Das iſt doch klar. Und wie ich das Bilderl an die Frau — Oberin hätt i bald geſagt — an die Frau Vorſteherin vom Inſtitut eingeſandt hab, hat ſie Reiſegeld geſchickt und möcht nur glei nach Wien."

Der Zug war vorgefahren und man rief „Einſitzen!"

Das hübſche Mädchen hüpfte in die dritte Klaſſe und nun riefen die Anderen allzumal durcheinander: „Reiſ' mit Gott! B'hüt di' Gott! Schreib' fein! Bet' fein! Gedenk an uns!"

Eine einzige ſtand ſeitwärts und weinte bitterlich und blieb ſtumm.

Das fiel mir auf. Beneidete ſie die Fortziehende,

die ein Glück erwartete, welches für ſie niemals zu erlangen wäre?

Sie war nicht ſchön und unter Allen am dürftigſten gekleidet; ſie blickte ſo demüthig zur Erde, als ihre Thränen floſſen.

Am Hals trug ſie ein kleines, ſchwarzes Kreuz, das führte ſie zu den Lippen, troknete mit der Hand die Augen und zog einen beſcheidenen Roſenkranz aus der Taſche; er war von Holz und das Kruzifix von Eiſen.

Sie ſchien mir die Einzige, welche die Freundin bedauerte, die ihr nicht blos eine Bekannte, eine Jugendgenoſſin war.

Und ich hatte mich nicht getäuſcht.

Das Mädchen in der dritten Klaſſe dankte Allen für die ihr geſpendeten Abſchiedsrufe, und nannte dabei die Namen ohne Zuſatz: „Bleib geſund, Nanni! Gott b'hüt di a, Miedl! Bleibt's mir Alle wohlauf!“

Dann aber blickte ſie nach der Traurigen mit dem Roſenkranz, ſtreckte weit den Arm zum Fenſter nach ihr aus und rief mit bewegter Stimme:

„Und Du, mein herzliebe Broni, gram Di nit, i ſchreib Dir glei, nur bet fein alle Täg für mi!“

Dieſer Ausdruck zarter Freundſchaft, der Hübſchen und Häßlichen, bei der Trennung, enthielt etwas ungemein Rührendes.

„Fertig!“ rief der Zugführer und pfiff, die Loco-

motive antwortete und der lange Zug that einen gewaltigen erſten Rucker.

Die Abreiſende nickte noch einmal ihrer Broni ein letztes Lebewohl und die Thränen rannen über die Wangen. Die Nanni und die Miedl und die Anderen ſchlenderten plaudernd davon und hatten ſchon den Bahnhof verlaſſen, da der Zug raſſelnd, dampfend, pfeifend und ſchnaufend über den Semmering Wien zueilte.

Das Kind im Waggon war mehr als hübſch. Das Geſicht wiederſtrahlte eine wahrhaft innere Geſundheit und Keuſchheit. Ihr Ton war herzlich offen, aber durchaus nicht keck.

Wohin führt Dich dein Loos? Ich hätte ſie fragen mögen, warum gaben Dir weder Eltern noch Verwandte das Geleit? Biſt Du verwaiſt? Warum verläßt Du deine Heimath? Warum weinte die einzige Broni ſo ſtill um Dich?

Ich hätte ihr zurufen mögen: Nimm Dich in Acht, bleibe treu, unterlaſſe nicht zur heiligen Jungfrau zu beten!

Das Herz war mir wie zugeſchnürt. Ein armes, junges Kind wagt allein den erſten Schritt in's Leben. Wolle Gott ihm beiſtehen in ſeiner Unbefangenheit, die ohne Ahnung der ihr drohenden Gefahren, einer mitleidloſen ſchillernden Welt ſich überläßt. Wie groß und entſetzlich iſt es ſchon, wenn treue Aufſicht

und Erfahrung zur Seite ſtehen. Wie ſchwer iſt es ſelbſt dann, vor dem Fall ſich zu ſchützen. Nur eines Augenblicks bedarf es; einer leeren Vorſpiegelung, einer Lüge, um über die Unſchuld den Sieg davonzutragen; um alle Hoffnungen auf Glück zu zerſtören, ein ganzes Menſchenleben zum fluchwürdigſten Elend zu verdammen!

Ich habe oft geleſen, wie ſehr man ſich darüber empört fühlt, Diejenigen mit den Namen Barbaren, Vandalen belegt, die ein Denkmal, ein Kunſtwerk beſchädigen. Und dabei ſchreiben ſie Bücher, welche Seelen beflecken und Herzen tödlich verwunden. Sie erfüllen die Welt mit ſchreienden Klagen über einen alten zerbrochenen Topf, über irgend einen alten Schinken, über ein ſchlecht reſtaurirtes Mauerwerk. Aber dieſe Archäologen und Aeſthetiker, dieſe Directoren und Konſervatoren der Integrität in Sachen der Kunſt, bleiben empfindungslos, wann eine Seele an ihrer Reinheit geſchädigt, eine Tugend geſchändet wurde. Es gibt Fälle, wo ſie darüber lachen können.

Ich habe das erlebt. —

Da hatt' ich nun Dir Etwas vom Lande zu erzählen. Es ſchien die lang erwartete und erſehnte Idylle zu werden, die ſich mir in der ſchönen Steyermark offenbarte. Aber da mußte ich ihr ſo einen Schluß anhängen, der den Charakter der Idylle gänzlich aufhob, die ohnehin in dem Style Geßners, von mir nicht ab-

gefaßt werden konnte. Der Grund davon war, daß eine Dame aus St. Petersburg in verſchiedenen deutſchen Städten umherreiſte, um für ihr Inſtitut daſelbſt unbeſcholtene Mädchen zu engagiren und daß in Paris, Wien und in anderen Großſtädten ſolche Inſtitute ſich mehren, die für eigene und fremde Rechnung Candidatinnen unter vortheilhaften, ſehr anlockenden Bedingungen zu gewinnen ſuchen, um ihnen gelegentlich gute Stellen zu verſchaffen.

Ich will Dir da eine tragiſche Geſchichte herſetzen, die dicht vor mir ſich zutrug, da ich in Baden-Baden mich aufhielt. Sie betrifft einen ähnlichen Anlaß in ſeinen Folgen.

Die Fremden alle hatten eine alte, häßliche Frau, beinahe täglich, mit einem Engel zur Seite auf den Promenaden geſehen; ſie nannten ſie die Fee Carabosſe mit irgend einer Königstochter der blauen Bibliothek. Die Eine ſo häßlich, als die Andere ſchön, die Frau etwa ſiebenzig Jahr, das Kind etwa dreizehn oder zwölf.

Welch ein himmliſcher Vorfrühling! ſo natürlich anmuthig, leicht, ſchlank aufgeſchoſſen. Die langen ſchwarzen Flechten berühren faſt den Boden.

Aller Augen waren ſtets auf das Paar gerichtet; junge Herren folgten ihm, grüßten. Wenn's der Alten

zu arg wurde, verließ ſie den Spaziergang. Man hörte, daß das Kind ſie Mutter nennt. Die Alte ſagt laut: „Wir müſſen nach Haus, die Tante wartet mit dem Abendbrod.“

Niemand ward aber dadurch getäuſcht. Die Tante iſt die Mutter, die Alte die Großmutter, der Engel kennt keinen Vater.

Dieſe Tante war Tänzerin bei dem Ballet eines Hoftheaters, das im Sommer ſeinen Mitgliedern Ferien gab, die ſie zu Gaſtſpielen oder zum Ausruhen an lieblichen Punkten verwendeten.

Durch meine früheren Beziehungen zum Theater, war ich auch mit der Balletdame bekannt. Die Alte ſchien mir ſehr gewogen und ich unterhielt mich gern mit ihr, denn ſie ſtrotzte von den ſeltſamſten Erfahrungen, die ihr wie ganz natürlich erſchienen. Als könnte jeder Menſch ſo etwas an ſich erlebt haben.

Einmal ſucht ſie mich auf. Es will ihr etwas das Herz abdrücken. So hatte ich ſie noch nie geſehen.

Es war zu Anfang Winter. Die Saiſon war längſt geſchloſſen und die Mutter-Tante hatte bereits wieder zu tanzen begonnen. Die Alte lebte mit ihrer Enkelin in ſüßer Ruh und ſtiller Vergnüglichkeit. Da ſchreckt ſie ein Brief ihrer Tochter auf, den ſie mich leſen läßt, während ſie wild und zerſtört vor ſich blickt und dazu murmelt: „Und ich mußte ſo alt werden, um Das noch zu erleben!“

Der Brief den ich leſe, meldet in kurzen Worten:

Der Vater des Kindes habe bis jetzt ſeine Tochter der Pflege der Mutter nicht entziehen wollen, da er wußte, daß es ihrem Herzen wehe thun würde. Jetzt aber, da das Kind in das Alter trete, um ſeinem Stande gemäß erzogen zu werden, fordere er's zurück, damit es in einem vornehmen Pariſer Internat die Bildung erlange, in einem Salon mit Anſtand erſcheinen zu können. Er wolle ſeine Tochter anerkennen.

Die Tänzerin wird in wenig Tagen ihr Kind abholen und ſie dorthin bringen, wo ein Abgeſandter des Vaters ſie erwarten wird, um es in ſeiner Hut nach Paris zu begleiten, da über den Stand der Mutter dort nichts verlauten ſoll. Der Vater iſt nämlich ein deutſcher Edelmann, ſehr vornehm und reich. Und nur Er will gekannt ſein. Das arme Kind wird in Paris für eine mutterloſe Waiſe gelten.

Die rauhen, heftigen Worte der Alten verhallen wirkungslos und ihre Verwünſchungen ſtößt ſie in ihren vier Wänden aus. Die Tänzerin, die dem Glück ihres Kindes nicht im Wege ſtehen will, iſt mit ihm auf und davon.

Ich gab der armen Großmutter den Brief zurück, die in ihrem richtigen, natürlichen Gefühl aufſchrie und dabei mit wildem Lachen die Worte ausſtieß:

„Sie ſoll vornehm, reich und geehrt daſtehen in der Welt — und keine Mutter haben — und ihre Mutter

in Schande dahinleben! Iſt ſie dann wohl vornehm? Kann ſie da wohl geehrt daſtehen?“

Hier brach das arme Weib in ein wildes Heulen aus. Dann ſtrich ſie die grauen Haare von der rothen Stirne zurück und trocknete mit den zitternden Fingern die eingeſunkenen Augen.

Ich beſuchte ſie tagesdrauf. Sie irrte im Zimmer auf und ab, ein unheimliches Zucken flatterte um ihren Mund. Es fehlte ihr Alles. Das Kind hatte ſie nun ſchon zwölf Jahre ſtets um ſich gehabt und es, nach ihrer Meinung, gut und fromm als Chriſtin erzogen. Und nun ſoll es in Paris erzogen werden! Um die Verderbtheiten der Welt an der Quelle zu lernen, um ſchlecht zu werden, wie Alle.

Das rief ſie mir entgegen.

„Ich hatte ſie ſo lieb, wie mein eigenes Leben, und würde ſie, wie meine eigenen Kinder, erzogen haben.“

Sie dachte nicht an den Fehltritt der Tochter. —

Als ich ſie um die Weihnachtszeit beſuchen wollte, hieß es: ſie ſei abgereiſt. Niemand im Hauſe wußte zu ſagen, wohin. Sie war verſchwunden.

Plötzlich kehrte ſie wieder zurück. Als ich davon hörte, begab ich mich zu ihr. Sie ſuchte ſich zu ſammeln und theilte mir mit, was ſich während ihrer Abweſenheit zugetragen hatte.

Bei dem Herannahen des heiligen Abends ließ es ſie keine Ruhe. Sie ging aus und kaufte ein. Bil-

derbücher, Noten, Zuckerwerk, ein ſeidenes Tüchel. Das herzige Kind war daran gewöhnt, von ihr beſcheert zu werden, und ſie hatte den großen Gedanken, deßhalb nach Paris zu reiſen. Sie dachte ſich die Freude, wenn Faniska die alte Mama kommen ſieht.

Es fror ſtark, ſie war ſiebenzig und gebrechlich, des Reiſens ungewohnt, noch dazu geizig; aber ſie kratzte zuſammen was ſie hatte, und reiſte.

In Paris angekommen, fuhr ſie alsbald bei'm Inſtitut vor, deſſen Adreſſe ihr bekannt war.

Die Internes wurden dort faſt unter klöſterlicher Clauſur gehalten und es war ſchwer, bis man Faniska in's Parloir herabkommen ließ.

Die alte Großmutter ſchilderte mir nun weitläufig, wie das Kind blaß und abgehärmt ausgeſehen. Zu Hauſe war es mit der guten Koſt überfüttert worden. Was das Kind gern aß, wurde auf den Tiſch gebracht; je mehr es zu ſich nahm, deſto größer die Freude, weil es als Zeichen der Geſundheit galt.

Im Inſtitut herrſchte aus doppelten Gründen ein ſtrenges Regime.

Der Plan in dem alten Hirne ward zur Ausführung reif.

Chriſtabend war's und die Großmama ſchellte wieder an der Pforte.

Man wollte ſie nicht einlaſſen: es ſei nicht erlaubt, ſo häufig zu kommen. Sie ſuchte nun, ſo gut es

gehen wollte, begreiflich zu machen, daß es wegen der Beſcheerung ſei. „Mais c'est encore trop-tôt pour donner les étrennes!“ wurde ihr entgegnet. Eine der Lehrerinnen erinnerte ſich, dieſe deutſche Sitte ſchon erlebt zu haben und man führte Faniska in das Parloir.

Aber die Alte hatte den Weihnachtstiſch in ihrer Wohnung arrangirt und wollte ihr Kind mitnehmen und gelobte, es längſtens in zwei Stunden wieder zurückzubringen. Das war eine unüberſteigliche Schwierigkeit; alles Kapituliren umſonſt.

Sie mußte ohne Faniska das Inſtitut verlaſſen. Sie würde ſich den grauſamſten Beſchimpfungen, einer Verhaftung ausgeſetzt haben.

Ihre Liſt, das Kind über den Rhein zu entführen, war zu plump angelegt, aber davon ſie überzeugen zu können, wäre für Jeden unmöglich geweſen.

Als ſie mir das Alles, nur viel umſtändlicher, als ich es Dir hier mittheile, erzählte, ſah ſie einer wilden Bärin im Käfig gleich, die in die Kette beißt, mit der man ſie zurückhält, wann man ihr die Jungen wegnimmt.

Hierauf ſank ſie mit einem gräßlichen Schrei in ſich zuſammen.

Für immer verloren, die Freude, die Wonne, den Stolz ihres Lebens! Das Kind der Schande ihrer Tochter war ihr dies Alles geweſen. Ihre unſchuldigen häuslichen Künſte, die altmodiſchen Leckerbiſſen, die ge-

ſtrickten Toilettſachen, die Schönheitswäſſerchen, die ſelbſt deſtillirten Magenſtärkungen — die nur Faniska galten — ruheten für immer. Das Häuschen, wo ſie wohnte, ſah aus wie jenes Schloß, als des Sängers Fluch darüber ergoſſen war.

Die Tochter kehrte heim, allein ſie konnte die unaufhörlichen Vorwürfe nicht ertragen, den Aerger nicht aushalten und ſie reiſte fort, um in der Fremde ihren Schmerz mit Anſtand zu umkleiden und ſo lange es gehen wollte, eine Linderung im Strudel der Welt, durch Balletſprünge zu erlangen.

Dann verfiel ſie dem Wahnſinn.

Nun begegnete ich der Alten nur noch auf einſamen Pfaden. Ich redete ſie nicht mehr an. Es war ein unheimlicher Anblick, wenn die zerſtörte Geſtalt die welken, hängenden Lippen bewegte und doch nicht ſprach. —

Solche Geſchichten könnte ich Dir noch viele erzählen, die mir vorgekommen ſind.

Die jungen Geſchöpfe erwiedern den erſten Händedruck ſchüchtern, antworten mit einem Seufzer, blicken unbefangen vor ſich hin, dann entſchlüpfen ihnen leiſe, faſt unverſtändliche Worte, die Bruſt hebt ſich höher, als wollte ſie ſich von einer Laſt befreien. So wird mit achtzehn Jahren die Lehre begonnen, die vollendet iſt ehe das zwanzigſte Jahr erreicht wurde. Plötzlich werden ſie nach einem kurzen Prolog in das heftig be-

wegte Drama des ersten Actes versetzt. Und wie löst die Gerechtigkeit den letzten? Schauderhaft!

Jene bescheidene, anmuthige, folgsame Elevin des Stuttgarter Ballets, die kleine Ruef, die wir Alle das „Rueferle" nannten, die uns, die bei dem Theater Angestellten, stets so artig grüßte; ich sah sie einmal, in anderen Verhältnissen, in München wieder. Es war die Frau Gräfin Chorinsky aus ihr geworden. —

Genug!

Bossuet sagt:

„Sein Glück zu finden, wo man soll, ist die Quelle alles Guten; gleichwie die Quelle alles Bösen darin besteht, daß man es dort sucht, wo man nicht soll."

Die Dinge fielen mir eben ein, als ich das schöne Mädchen nach Wien reisen sah.

Fünfter Brief.

Graz. Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oesterreich.

Aus Graz.

Indem ich diesen Brief beginne und nachdem ich mich in der mir so lieben, sonnigen, reizend gelegenen Hauptstadt des herrlichsten der Kronlande wieder zur Genüge orientirt habe, ist es mir unmöglich, an die früheren Mittheilungen anknüpfend, meine gefällten Urtheile nicht zu ergänzen und durch die neuesten Erscheinungen in dem social-politischen Leben in ihrer vollständigsten Weise zu bekräftigen.

Ich erwähle mir hierzu ein mächtiges, ein großes Beispiel.

Es gibt unzweifelhaft ein noch größeres. Eine geistige Macht, die zur Erkenntniß gelangt, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen und mit Aufopferung aller Güter und Gunstbezeugungen mitten durch die Dornen, von Verleumdungen und Spott verfolgt, nur

der in ihr erweckten Wahrheit gehorchend, ſich darüber hinwegſetzt, abtrünnig geſcholten zu werden.

Mein Mann, von dem ich hier ſprechen will, hatte das nicht nöthig; er war, eine Seltenheit in dem trüben Gewirre ſeiner Zeit, ein von Natur wahrer und einfacher Charakter, der ein Ziel vor Augen hatte, das er unabläſſig anſtrebte.

Er wollte ſeiner Gegenwart leben und rechnete mit Dem, was um ihn ſich zutrug, bemüht, es mit ſeinem innerſten Bewußtſein und ſeinem Gewiſſen in Einklang zu bringen, um auf dieſe Weiſe einen feſten Boden zu gewinnen, Dasjenige, was ihm vor der Seele ſchwebte, aufzurichten und zwar ſo, daß heranſtürmende Wogen es zwar mit Schaum bedecken, überſchwemmen, ſelbſt zum Theil verſtümmeln, aber niemals von Grund aus zu zerſtören im Stande wären.

Dieſer Mann iſt Alexander Bach, ein Oeſterreicher durch und durch, nicht wie es bei den Anderen heutzutage heißt, „vom reinſten Waſſer", ſondern wie ich es zu ſagen vorziehe, „vom edelſten patriotiſchen Feuer" durchglüht.

Niedergebeugt von den unverzeihlichen Mißgriffen der Politik, von der unerhörten Corruption in der Verwaltung, von der Knechtſchaft, die auf Land und Volk erſtickend laſtete, hob ſich ſein Blick mit Stolz, wenn er jener Zeit vor Kaunitz und Metternich gedachte, in welcher Oeſterreich die Vorhut Deutſchlands, Wien in

Wort und Schrift die eigentliche deutſche Hauptſtadt war, weil mit der Chriſtianiſirung auch alle großen Veränderungen der Lande germaniſchen Stammes hier ſich am früheſten und vollendetſten zeigten.

Bach rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Kraft in der reich geſegneten öſterreichiſchen Erde liege, Alles, was auf ſie faſt vernichtend niedergedrungen war, immer wieder durch richtig bemeſſene Pflege auferſtehen zu laſſen.

Oeſterreich, durch Erbe, Heirath und Tractate ein Aggregat ſo verſchiedenartiger Beſtandtheile, ſagte er ſich, iſt vorzugsweiſe ein hiſtoriſcher Staat und darf — in ſeiner binnenländiſchen, allen Einflüſſen der Jahrhunderte ausgeſetzten Lage, auf dem Kreuzweg der Nationen, in dem ewig bewegten Leben des ſtets ſich erneuernden Zeitendrama nicht anders denn als die beruhigende Kraft betrachtet und zur Geltung gebracht werden.

Monarchie und Dynaſtie bedingen ſich hier wechſelſeitig, ſind durch Nothwendigkeit unzertrennlich, wie nach Außen, ſo nach Innen, als das einzige Bindungsmittel und Symbol der Einheit in ſo vielfacher Verſchiedenheit.

Kaum wohl kann das große Wort der Legitimität irgendwo einen innigeren Anklang haben, als gerade hier, in der alten Kaiſerſtadt, in der alten Kaiſerburg?

Was wogen begangene Staatsfehler, was verlorene Schlachten, was verlorene Provinzen, dagegen gehalten?

Man beklagt ſich nicht über ſein Loos, welchem ſeine Liebe und ſein Intereſſe, wie in einer glücklichen Ehe, identiſch ſind, auf theuere Perſönlichkeit gegründet, nicht bloß auf eine oftmals drückende Pflicht, nicht auf hohle Abſtractionen, nicht auf eiskalte Berechnung des ſelbſtiſchen Vortheils.

In dieſem Sinne ſtand Bach ſeiner Zeit gegenüber.

Seine Vorſätze zwangen ihn, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten. Er hätte es ſicherlich verſchmähet, in der Wiener Tagespreſſe vor deren gewöhnlichen Leſern ſich vernehmen zu laſſen, ſelbſt wenn es die Cenſur erlaubt haben würde. Die täglichen Intonationen ſagten ihm nicht zu.

Es lag ihm weniger daran, die Nichtigkeit, den Ekel, die Ueberſättigung, den Abſcheu vor dem Gemeinen und die Unmöglichkeit dieſen Gefühlen zu entrinnen, zu ſchildern, als vielmehr den moraliſch-geiſtigen Standpunkt einer erleuchteten Generation anzuregen und in Bewegung zu ſetzen.

Dies gelang ihm in hohem Grade. Er konnte bald freudig erkennen, daß ſeine Anregungen in der außeröſterreichiſchen Preſſe, in dem ſocial-politiſchen Leben Wiens eine zwar anfänglich nur ſchwache Oscillation hervorrief, die jedoch gegen die vor Kurzem noch herrſchende Apathie für den Aufmerkſamen von einiger Bedeutung war.

Alles war ſo klar angelegt, daß es Jedem auf den erſten Blick verſtändlich wurde.

Bach war keiner von Denen, die allein im Beſitze alles Wiſſens ſich dünken und Anderen ihre Meinung als einzige Richtſchnur aufdringen wollen.

Er begnügt ſich damit, die Geſellſchaft, wie ſie ſich in der Gegenwart geſtaltete, als ein intelligenter Forſcher zu begleiten, bis zu der Grenze, die ſie nie überſchreiten wird, wenn ſie ſich nicht anderer, geeigneter Hilfsmittel zu bedienen im Stande iſt.

Ueber dieſe unterläßt er es vor der Hand Auskunft zu ertheilen. —

Im juridiſch-politiſchen Verein war zuerſt Das, was bei ſeiner Gründung durch ihn bezweckt werden wollte, durch Aeußerungen gediehen, die in der allgemeinen Unterhaltung, in aparten Beſprechungen, in Discuſſionen ſelbſt zu Tage traten. Freilich kam es dabei noch nicht zu Reſolutionen. Aber in den Herzen war laut geworden, was die Worte noch verſchwiegen. Es war Leben, politiſches Leben erwacht, über deſſen Weſen ſich Viele noch nicht einmal Rechenſchaft zu geben wußten.

Alexander Bach war Vorſtand des Vereins. Er war einer der anerkannteſten Juriſten und genoß als Advocat den Credit einer weit ausgebreiteten, vornehmen Kundſchaft.

Da kam die Februarrevolution von Paris herüber und trug Funken in das Wiener Glimmen.

Eines ſchönen Morgens war im Aufgange zu den Localitäten des juridiſch-politiſchen Vereins ein Zettel angeheftet, auf dem die Worte ſtanden: „Hier ſind Miniſter zu haben.“

Es wurde als ein ſchlechter Witz betrachtet und gleich entfernt; allein die Worte erhielten ihr ernſte Deutung, denn nicht lange darauf, ſo waren Mitglieder des Vereins zu den wichtigſten Portefeuilles gelangt.

Baron von Doblhof trat in's Miniſterium und mit ihm Bach als Juſtizminiſter, welchen Poſten er auch im Miniſterium Schwarzenberg behielt und dann das Miniſterium des Innern übernahm, um endlich ſeine großartigen Plane in Ausführung zu bringen.

Hier entwickelte ſich ſein ſtaatsmänniſches und zugleich ſein darin wurzelndes großartiges organiſatoriſches Talent, während einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit, im vollſten Maße.

Treu eingedenk des Wahrſpruchs eines weiſen Mannes im frühen Alterthum: daß „wer eine Stadt ohne Tempel, das heißt ohne Religion bauen wollte, es ſo viel wäre, als ſie in der Luft bauen,“ dachte auch Bach zuerſt daran, den Boden des Glaubens zu befeſtigen, um ſeinen Neubau zu beginnen.

Aber nicht entfernt kam es ihm in den Sinn, daß man durch Geſetze eine Religion erſt ſchaffen ſolle, ſondern umgekehrt, daß die Geſetze aus der Religion zu conſtruiren ſeien.

Er ſtand, wie man ſieht, der heute angewandten Methode geradezu entgegen.

Sein Ideengang war der natürliche.

Auf die Frage: „Hat das Chriſtenthum durch erlaſſene Geſetze die Altäre der falſchen Götter umgeſtürzt?“

Mußte die Antwort folgen: „Im Gegentheil. Die ſtrengen Geſetze gegen die Chriſten haben Dieſen zum Siege verholfen.“

Sobald ſich das Geſetz, von Menſchen gegeben, auf einen Ringkampf mit der Religion einlaſſen will, dann tritt das unbemeßbare Mißverhältniß zwiſchen Beiden zu Tage. Die Religion erſcheint koloſſal dem menſchlichen Geſetze gegenüber, das nicht im Stande iſt, bis zu ihm hinanzureichen.

Die ſtaatliche Macht darf nur darin der Religion ihren Schutz zu Theil werden laſſen, daß ſie dieſelbe Das ſein läßt, was ſie iſt: ganz himmliſch; aber ſie hüte ſich wohl, ſie menſchlich machen zu wollen durch Geſetze ihrer eigenen Erfindung. —

Der bitterſüße Rauſch war verflogen, der mit der Berufung des Erzherzog Johann begann, auf einen von ihm einmal ausgebrachten banalen Trinkſpruch hin proviſoriſch den Kaiſerthron deutſcher Nation als Verweſer einzunehmen, und dann mit der Ernennung der fünf Reichsregenten endete.

Die Weisheit, welche die Regierungen aus der

großen, erſchütternden Bewegung geſchöpft hatten, reichte wieder nicht weiter als bis zur Eſchenheimer Gaſſe in Frankfurt.

Ueberall herrſchte, wie man ſich bei mir zu Haus ausdrückt, ein Holterdipolter, ein furchtbares Durcheinander, ein unerträgliches Etwas, das die Nation hinter's Licht führen wollte.

Man lebte unter dieſem Eindruck und wußte nicht wohin ſich wenden, um eine Leitung, ein Einſehen, eine Abhilfe zu finden.

Es iſt anzunehmen, daß die Fürſten ebenſo rathlos waren. Sie rechneten auf das Zuwarten, welches ſchon oft aus Verlegenheiten riß. Inzwiſchen ſpielten die Hoftheater fort, es wurden Jagden abgehalten, die Bundestaggeſandten verzehrten ihren hohen Sold in Hüll und in Füll und in Freuden, und das Regieren war ihnen ein leichtes Ding.

Damals konnte man nach den verſchiedenſten Richtungen von Männern, die der Strömung nicht fern ſtanden, im Norden und Süden es mit dem Tone der Ueberzeugung ausſprechen hören, daß Oeſterreich eigentlich am beſten gefahren ſei und für ſich das ſchönſte Theil aus der Revolution gezogen habe.

Oeſterreich der Concordatſtaat!

Ja! es war hier nicht wie anderwärts, wo man von Dem zu Jenem überſpringen mußte und ſtets ein neues politiſches Glaubensbekenntniß aus der Taſche

ziehen durfte. Von dem Verlauf der Tagesbegebenheiten holte man sich nicht die Richtschnur für sein Gewissen.

In Oesterreich stand man auf festem Grunde. Man überließ sich keiner optischen Täuschung, welche Hirngespinnsten und unvergohrenen Gedankensplittern eine Wesenheit zugesteht.

Nur in Oesterreich wurde nicht von Reaction gesprochen; selbst die unverbesserlich Grollenden schluckten ihren Geifer stillschweigend; man wußte nicht ein einziges Opfer zu nennen; man hörte von keiner Verschwörung, von keiner Verurtheilung, die in anderen Ländern manchmal aus Rücksicht für Diejenigen verhängt wurde, die die Lüge einer Verschwörung zu ihrem eigenen Vortheil erfunden hatten.

Die allerdings unleugbaren Vortheile lagen zu offenkundig vor aller Welt Augen. In der Verwaltung, der Rechtspflege, dem Unterrichtswesen. Die Länder der Monarchie waren auf's Neue dem Hasse der Nationalitäten unter sich zum Trotze, zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, dem die Gemeinsamkeit der Interessen zum bindenden Kitte diente. Für alle Kronländer gleiches bürgerliches Recht, ein Strafrecht für Alle, gleichmäßige Besteuerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit und Ablösung der damit verbundenen Lasten; die Zollschranken zwischen

Ungarn und den anderen Ländern der Monarchie waren gefallen und zugleich das Prohibitivſyſtem.

Und alle dieſe großen und weitreichenden Dinge auf dem Boden des Concordats entſtanden und ausgeführt, das ihrem Fortgange auch nicht ein Strohhälmchen in den Weg warf.

Das Concordat regelte die Beziehungen der heiligen Kirche Gottes zum weltlichen Staat und war nicht intolerant.

Im Glauben feſt, rief es dem Fremden zu „Wir ſind katholiſch!“ Das Land in Treuen ließ den Ruf erſchallen: „Wir ſind Oeſterreicher!“ Aber als letztes Wort erſcholl: „Sei hier zu Hauſe, erfreue Dich der vollſtändigſten Gaſtfreundſchaft. Nichts ſoll Deine Gewiſſensruhe ſtören, Deine Gewohnheiten beeinträchtigen.“ —

Da glaube ich von meinen Leſern einen Einwurf zu vernehmen. Und gerade von ſolchen, die nicht in einer ſyſtematiſchen Feindſchaft gegen alles Katholiſche befangen ſind.

„Wenn dies auch ſo wäre,“ ſagen ſie, „ſo iſt denn doch nicht wegzuleugnen, daß zwiſchen dem Zuſtande der katholiſchen Kirche, oder ſagen wir weitergehend, der Religion überhaupt und der gegenwärtigen Cultur ein Mißverhältniß obwalte. Die Religion in der dogmatiſchen Hülle des Mittelalters paßt ſo wenig zu dem Grade heutiger Bildung, daß ſie die Ruhe, deren unſere

Zeit bedarf, nicht ſichert, ſondern untergräbt. Den leichtfertigen Freigeiſt führt dies zu einem theoretiſchen Atheismus; Derjenige, welcher ehrlicher zu Werke geht und ſein räſonnirendes Denkvermögen anſtrengt, um zu erforſchen, was ſchlechterdings über die Natur des menſchlichen Verſtandes ſich erhebt, vermag dies Experiment nicht zu einer Beſchäftigung ſeiner ſelbſtthätigen Kraft zu machen. Was die Angelegenheit jedes Menſchen iſt, wird ſomit dem Geiſtlichen überlaſſen. Nun erlaube ich mir aber das offene Geſtändniß abzulegen: Wenn ich den Prieſter in's Auge faſſe, ſo vermiſſe ich im Allgemeinen eine moraliſche, liberale, kurz eine menſchenwürdige Aufklärung. Der Prieſter erſcheint mir — ich nehme natürlich Einige aus, die mir bekannt wurden — beſchränkt im Kopfe und daher nicht im Stande über religiöſe und ſittliche Gegenſtände zu räſonniren. Was ſie erlernt hatten, was ſie wußten, leiſtete ihnen dabei keine Dienſte. Was können ſolche Männer mit den dürren Formeln und den ſalbungsreichen Worten, auf den freien, kühnen, philoſophiſchen Denker, auf die ſchöngeiſtige Dame und auf die gewandte raffinirte Jugend wohl wirken? Iſt es da nicht natürlich, wenn bei dieſem Zuſtande der angeſtellten öffentlichen Verwalter der religiöſen Lehre die untergrabene Cultur alle möglichen verderblichen Auswüchſe treibt?"

Ich erlaube mir hierauf zu antworten:

Die Religion iſt die heiligſte Sache der Menſchheit,

ſie beruht auf einem innern, allen Menſchen gemeinſamen und eben darum allgemein gültigen Grunde. Auf dieſem weſentlichen Fundament iſt ſie erhoben. Den Schein der Ehrfurcht hat ſie nicht erſt durch politiſche Heuchelei zu erringen. Die Ehrfurcht, die ihr von Millionen gezollt wird, iſt wahr, treu und ungezwungen, die Liebe zu ihr iſt uns angeboren.

Sie erwähnen, daß Ihnen einige Prieſter bekannt geworden, die Sie als Ausnahme gelten zu laſſen geneigt ſind; ich, der ich hierin weitere Erfahrungen gemacht, kann Ihre Aeußerung auf eine große ſehr große, Zahl ausdehnen.

In ihren ſchlichteſten, einfachſten Reden, ohne beſtechenden Farbenton, ohne irgend welchen redneriſchen Ausdruck, ſtrahlt das Licht des Glaubens, von einer zweifelloſen Aufrichtigkeit erhoben, und dringt in das Herz des Zuhörers, den es mit einer bewundernden Liebe erfüllt. Eine noch ſo geiſtreiche, ſchön durchgearbeitete Predigt dürfte keine ähnliche Wirkung erreichen.

Das iſt die wahrhaftige chriſtliche Poeſie! Sie ruht im Herzen, im Auge, deſſen Blick im Mittelpunkte der Schöpfung, den allmächtigen Herrn derſelben bewundert und liebt.

Aber es war nicht von chriſtlicher Poeſie die Rede, in Ihrer Bemerkung, ſondern von einem wirklichen Einfluß, den die Prieſter der katholiſchen Kirche auf der Bildungsſtufe der Zeit einnehmen.

Ich bin im Stande Sie durch eine Thatſache darüber aufzuklären, und habe nicht nöthig, wie unſere Widerſacher es thun, Luftbilder eigener Erfindung aufzutiſchen.

„Was Seelengröße, hoher Geiſt, Verachtung des gemein Irdiſchen iſt, wird Keiner faſſen, in dem ſie nicht ſchon keimen oder blühen, und dem nicht ſchon bei ihren Namen das Auge und die Bruſt weiter wird.“

Mit dieſen Worten Jean Pauls eröffne ich meinen Bericht.

Es war am zehnten November 1859, da wurde im k. k. Gymnaſium zu Graz von einem Profeſſor eine Feſtrede zu Ehren der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Schiller's gehalten. Sie erſchien zugleich im Druck, unter dem Titel: „Ein Lorbeer- und Olivenzweig zur Schillerfeier.“

Ich holte mir das Heftchen aus der Buchhandlung, um meinem Freunde Einiges daraus mitzutheilen, das durch den Redner ſowohl, als durch den Ort, wo er ſprach, eine Bedeutung erhielt, die durch das bereits mit dem heiligen Stuhle abgeſchloſſenen Concordat noch erhöht wurde.

Der Redner begann mit einem Wahrſpruche des Hiſtorikers Salluſt: „Was das Genie Vortreffliches ſchafft, gehört, gleichwie der Geiſt, der Unſterblichkeit an.“

Dieſe Worte, durch die er ſogleich ſeinen Stand-

punkt bezeichnete, reihen ſich an den obigen Ausſpruch Jean Pauls, ohne weitere Erörterung.

„Was irgendwo ſich ereignen mag," ſo heißt es weiter in der Rede, „ſei es eine Errungenſchaft des erfindenden Geiſtes, oder eine Wendung der Dinge in politiſcher Beziehung, es treibt, wie ein in den See geſchleuderter Stein, wogende Kreiſe nach allen Seiten hin; es entflammt Millionen Geiſter, es erregt Millionen Gemüther, und wird zur brennenden Frage des Tages, bei deren Löſung ſich das Herz Europas, Deutſchland, niemals unbetheiligt findet.

„Aber mitten in all das unharmoniſche Getriebe und Gewoge, mitten in den Tageslärm der politiſchen und nationalen Fragen hinein, tönt wie ein verſöhnender Accord ein Ruf, und er bringt Harmonie in die bewegten Waſſer. Es iſt ein altes Wort aus Göthes Dichtermund, und deutet mit Freundestreue auf Schillers Verdienſt; es fordert im „Epilog zur Glocke:"

„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

„Das Wort iſt in Erfüllung gegangen; nicht erſt heute, denn längſt iſt der „gute und große Mann" — wie ihn Johannes Scherr in ſeiner Feſtſchrift „Schiller und ſeine Zeit" nennt — der Liebling ſeiner Nation geweſen, längſt iſt ihm die Anerkennung ſeines Werthes geworden; aber heute geſchieht

mehr, heute am hundertjährigen Gedächtnißtage ſeiner Geburt reicht ihm ganz Deutſchland einmüthig den Ehrenpreis, heute feiert die deutſche Nation mit lautem Jubel, vor der ganzen Welt, den edeln Sohn des Vaterlandes, den edeln Dichter.

„So iſt Deutſchland, in dieſer Ehrenſache wenigſtens, eines Sinnes, und während ſonſt in alter Stammeseiferſucht die Völker faſt drohenden Armes ſich gegenüber ſtehen, ſchlingt ſich heute freudetrunken Hand in Hand, durch's ganze Land, zum treuen Bunde der Einigkeit.

„Und wahrlich, es iſt an der Zeit — jetzt, wo ſie von allen Seiten an dem deutſchen Eichbaum rütteln zu können glauben — jetzt, wo der wälſche Uebermuth eben die Frucht der jammervollen Zerſplitterung genießt — es iſt an der Zeit ſich bewußt zu werden: daß wir eigentlich Eins ſein könnten, Eins ſein ſollten; es iſt an der Zeit, dieſe Einheit wenigſtens ideal zu feiern, in der Gedächtnißfeier jenes deutſchen Mannes, der in ſeinem „Wilhelm Tell“ die Mahnung ergehen ließ:

„Die angeborenen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an;
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!
D'rum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig!
Seid einig, einig, einig!“ —

Bis hierher ſteht der Rede gewiß nichts im Wege,

auch außerhalb der Gränzen des Concordatſtaats, vor den aufgeklärteſten Leuten gehalten zu werden. Es dürfte vor dem Geburtshauſe des Dichters, zu Marbach am Neckar, eine Verſammlung der eifrigſten ſeiner Verehrer Nichts daran auszuſetzen finden.

Aber weiter!

„Und doch iſt es ſonderbar, daß Deutſchland Jahrhunderte hindurch reich an großen Männern, gerade an Schillers Geburt eine ſtolze Ruhmesfeier knüpft“ —

(Das iſt nun freilich anders geworden, ſeitdem die Rede gehalten ward — muß ich hier einſchalten. Die dii minorum gentium ſind bekannt genug.)

„Nicht ein ſiegreicher Held auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht ein weiſer Steuermann am Ruder des Staats, nicht ein ſcharfſinniger Erfinder weltumwälzender Maſchinen, nicht ein tiefforſchender Begründer ernſter Wiſſenſchaft — eines Dichters Herz iſt es, das ſich alle Herzen eroberte, eines Dichters Genius iſt es, den Alle liebend verehren, eines Dichters Streben iſt es, dem das dankbare Deutſchland ſeine Huldigung bringt.

„Und doch iſt dieſes wieder nicht ſonderbar, denn es iſt der deutſche Dichter, mit ausgeprägt ächt deutſcher Natur, dem man dieſe Liebe zollt, und indem das deutſche Volk den edeln Sänger der Ideale feiernd ehrt, ſtammet dieſe Verehrung aus der idealen

Seite des deutſchen Volkscharakters und windet zugleich damit der deutſchen Idealität einen Ehrenkranz.

„Hierin alſo findet die deutſche Nation den Anlaß und die Berechtigung den idealen Dichter zu feiern, und wenn ſie ſeiner begeiſterten Aufforderung zufolge, unermüdet ſtreben würde nach dem Edeln, Erhabenen und Reinen, ſo wäre ſie nicht nur in ihrer Einigkeit und vor dem Verfalle geſichert, ſondern ſie würde auch allen Völkern Europas voraus, ſiegreich auf der Ruhmesbahn voranſchreiten.“ —

Es wird nun weiter geſchildert, wie Schiller ſich aus dem „gemeinen Markt des Lebens“ in die reinen Höhen des Ideals erhoben, um der Lehrer und der Veredler ſeiner Nation zu werden. Alles was der Redner vorträgt, weiß er geſchickt mit Citaten aus den verſchiedenſten Werken zu durchweben, die von großer Beleſenheit, die ſich weit über ſeinen Beruf hinaus erſtreckt, Zeugniß ablegen. Göthe, der Literarhiſtoriker Hillebrand, W. Menzel, Scherr bis hinab zu dem „Aeſthetiker“ Carrière und noch andere, die zu kennen ich nicht die Ehre habe.

Da war gar nichts, was eine Unterhandlung zur Berichtigung herausgefordert hätte; das ward Alles, von dem Tone der Ueberzeugung getragen, ſo klar und bündig vorgebracht. Da war nicht die leiſeſte Anſpielung auf naheliegende Dinge, die ſich Einer an dem Platze unſers Profeſſors ſicher nicht hätte entgehen laſſen. Kein

einziger ſchlimmer Gedanke in dem wohllautenden Fluß der ganzen Rede.

Der in Heidelberg, Jene in Gießen, Erlangen, Göttingen, oder anderswo, hätten es nicht unterdrücken können, ihre ganze Armee, mit dem Train von Privatneigungen, marſchiren zu laſſen, gegen den Aberglauben, den Ameiſenhaufen dunkler Ideen, denen der Genius des Lichtes, in Schiller verkörpert, nicht den völligen Garaus machen konnte. Wie viel Unverdautes hätte da wohl die heranreifende Jugend zu koſten bekommen, um ſich für's Leben den Magen daran zu verderben.

War denn aber, ſo hör ich fragen, Nichts, was dieſen wohlduftenden Eindruck ſtörte? Miſchte ſich nicht der leiſeſte Schatten hinein? War es möglich, daß ein katholiſcher Prieſter ſeinen gefährlichen Poſten, den Dichter der „Götter Griechenlands" zu preiſen und zu verherrlichen, inne hielt und war der jeſuitiſche Scharfſinn nicht thätig, verſteckte Winkelzüge, ſtatt roher Ausbrüche, anzuwenden?

Dieſe Fragen kann ich mit einigen Stellen der Rede beantworten. Was ſie an Schiller auszuſtellen findet, zeigt wieder nur den Ausdruck der duldſamſten und verſöhnlichſten Menſchenliebe.

Der Redner dachte auch bei dieſer Gelegenheit nicht entfernt an ſich, er wollte nicht durch keck hinausgeſchleuderte Phraſen groß thun, und wahrſcheinlich einen wohl-

feilen Beifall bei dem größten Theil ſeiner erwachſenen Zuhörer ſich erringen; er blieb ſeiner Aufgabe getreu, in der Bewunderung der Tugend Schillers fortzufahren, und nur einer ſchmerzlichen Erwähnung ſich nicht zu entziehen, die jedoch wieder eine begründete Entſchuldigung in ſich ſchloß.

Es lag wohl eine rührende Selbſtverläugnung darin, als er die ſich ihm aufdrängende Verſuchung bekämpfte, die mir durch den Sinn ſeiner Worte hinlänglich verſtändlich war, als er den traurigen Zwieſpalt nicht verhehlte, in den der Dichter ſich zur Chriſtusreligion geſtellt hat. „Leider, daß es nichts Vollkommenes gibt unter der Sonne!“ fügte er hinzu.

Um dies zu erklären, lenkt er den Blick auf das achtzehnte Jahrhundert und die Culturgeſchichte.

Er ſchildert den unheiligen Geiſt, der über die Machthaber auf den Thronen, und die Machthaber auf dem geiſtigen Gebiet, ſich gelagert hatte.

Er führt Friedrich den Zweiten an: „ein Mann auf dem Throne, in Allem groß, dem der Chriſtusverſpotter Voltaire den letzten poſitiven Halt hinweggewitzelt; den Kaiſer Joſeph, edel als Fürſt, der das Licht einer falſchen Aufklärung anzündete, deſſen Flammen und Flämmchen in die abgelegenſten Thäler hinein und ſchwererſteigliche Bergeshöhen hinan leuchten ſollten.“

„Die Gotteslängner durften ſich ungeſcheut erheben

und ſchritten triumphirend an den verlaſſenen Kirchen, an den ſäculariſirten Ordenshäuſern vorüber. Die gelehrte Welt, großgezogen an humaniſtiſcher Weisheit, errichteten auf den meiſten Lehrſtühlen der eigenen Vernunft einen abgöttiſchen Altar, auf welchem der mit der Muttermilch eingeſogene Jugendglaube ihrer Zuhörer als unnützer Plunder verbrannt wurde.

„Die höchſte Bildung, ſo weit ſie von der Ariſtokratie der Geburt repräſentirt wird, war in ſchmählicher Nachahmung des franzöſiſchen Beiſpiels, in die gemeinſten Laſter verſunken und ſprach es mit empörender Frechheit aus: die Sittlichkeit ſei nur für das Volk der Arbeiter und die Kinder gut.“

In dieſe Zeit fielen Schiller's Jünglingsjahre.

„Sein idealer Sinn, beleidigt von der Wirklichkeit, die ihn umgab, entſetzt durch die Sittenloſigkeit der vornehmen Welt, empört durch die Heuchelei der Pietiſten, unter dem Druck der militäriſchen Zucht in der Karlsſchule, verleitet durch die Witze Voltaires und die herzbethörenden Phraſen Rouſſeaus, — dies ſtachelte ſeinen nach Freiheit dürſtenden Genius auf, in Sturm und Drang warf er die Blüthe des religiöſen Glaubens aus dem elterlichen Hauſe von ſich, und ſtimmte ein in das Loſungswort ſeiner feuerigen Jugendgenoſſen — Natur, Freiheit, Humanität, Weltbürgerthum!

„Ach, ſo ſchöne Worte! aber werthlos und weſenlos, ohne das Eine: Gott! Alles iſt Trug, ohne die Grund-

lage: Gottesfurcht und Erlöſungshoffnung in Chriſtus!

„Aber während die Anderen, im maßloſen Streben nach Natur, in die gemeinſte Rohheit und Sinnlichkeit verſanken, während ihre Freiheit in Geſetzloſigkeit, ihre Humanität in Selbſtvergötterung, und das Weltbürgerthum in Verrath des eigenen Vaterlandes umſchlug; rang ſich die edle Natur Schillers aus der Verſtrickung los, hielt ſich frei von jeder unreinen Leidenſchaft, bewahrte unverſehrt jede Mannestugend, und ward mehr und mehr geläutert und geſtählt, der begeiſterte Herold ſittlicher Schönheit, der unermüdete Kämpfer für das Recht zu werden.

„So wird er, als eine ächt deutſche Siegfriedsnatur, zum beſtändigen Kämpfer gegen den Drachen des rohen Materialismus; ſo iſt er ein Hort gegen die ſklaviſche Huldigung gemeinſinnlicher Lebensauffaſſung; ſo iſt er ein Prediger des ſittlichen Adels der Menſchheit, und wir — wir freuen uns doppelt, wenn Schillers herrliche Dichtungen an jenen nicht verloren gehen, bei denen die erhebenden und erlöſenden Worte der Kirche keinen Eindruck machen können, weil ſie ihrer Stimme das Ohr verſchließen.“ —

Wie an früheren Stellen, bei ſich darbietender Veranlaſſung, einzelne Gedichte: „die Macht des Geſangs,“ „die Kraniche des Ibicus,“ ein Chorgeſang aus „der Braut von Meſſina,“ von einigen Schülern des Gym-

naſiums declamirt wurden; ſo geſchieht es auch an dieſer Stelle der Rede mit den Zeugniſſen des Dichters für die Religion des Kreuzes.

„Der Sänger welcher im Gang nach dem Eiſenhammer die Idee verherrlicht, daß die reine Unſchuld unter Gottes unmittelbarem Schutze ſtehe; der Dichter, welcher im Grafen von Habsburg den Lohn der kirchlichen Ehrfurcht beſingt; der im Kampf mit dem Drachen den chriſtlichen Gehorſam des chriſtlichen Ritters feiert, er erfaßte ſogar den tiefern Sinn des chriſtlichen Lebens, und verherrlichte ihn als eine reine Perle ſeiner Glanzperiode in dem Johanniter:

„Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur Du verknüpfteſt, in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“—

Meine Leſer hatten ſich etwas anderes erwartet von dem hochwürdigen Herrn Gymnaſialprofeſſor in

Graz, und werden ſich freuen, gleich wie ich mich gefreut habe, daß die arge Vorausſetzung falſch war. Wenn auch ein Ketzergericht im Großen und Ganzen ſich für Ort und Stunde freilich nicht geſchickt haben würde, ſo ein kleines Scharmützel gegen den Freidenker, ein Bischen Großinquiſitormiene, um ein Stück Sündenregiſter mit dem Bann zu belegen und was etwa vom Dichter übrig blieb, wie nur etwa den unvollendeten Gypsabdruck einer erzgegoſſenen wahrhaft ſittenreinen Größe hinzuſtellen; das hätte man doch erwarten dürfen.

Und von all dem nichts.

Selbſt die äußere Erſcheinung des Redners, in moderner Haltung. Kein Kahlkopf, keine wichtige, gravitätiſche Miene, kein gelehrtes Stirnrunzeln, kein doctoraler Aplomb.

Die Sätze, ohne jedwede rhetoriſche Ausführung, in ihrem natürlichen Zuſammenhange, wie hingeworfen, im vollendeten Converſationstone vorgetragen. Er fing nicht mit den Alten an und ſtellte ſie als die ewigen Muſter auf; er ließ Dante, Taſſo, Shakeſpeare bei Seite; erwähnte nicht der romantiſchen Schule und ihrer Quelle in dem gläubigen Spanien; nicht der Verirrungen auf Abwegen in neueſter Zeit.

Er ſprach nicht als Enthuſiaſt, ſondern ſchritt ruhig und friedlich dahin, wie auf einem lieblichen Spazier-

gange, an deſſen Reizen er auch Andere willig theilnehmen ließ.

Indem er ſeinen Helden feierte, hatte er deſſen Licht auf ſich reflectiren laſſen und ward davon ſo durchdrungen, daß er mit ſeinem Helden Eins zu werden ſchien.

Iſt das nicht ſchön? Merkwürdig in der Nacht des römiſchen Concordats?

Jedoch einem Vorwurfe durfte er ſich nicht ausſetzen: dem des Indifferentismus, deſſen Wirkungen, jeder poſitiven Religion verderblich, ein der wahrhaftigen Humanität entſchieden feindliches Element in ſich bergen. Dagegen mußte der glaubenswarme Prieſter ſich offen verwahren.

Aber nie geräth er dabei in zelotiſchen Eifer und verunziert und befleckt den Eindruck, den er beabſichtigt. Wie ſchön iſt es wieder, wenn er zum Schluſſe ſagt:

„Möge Schiller dankbare Freunde finden aller Orten, aller Zeiten, wir freuen uns darüber; denn uns, die wir Katholiken ſind, iſt ſein Zuruf nach idealer Weltanſchauung, nach ſittlichen Vorbildern, die Ermunterung zum Streben nach dem Höchſten, nicht fremd; ſondern unſerer Natur auf das harmoniſcheſte entſprechend.

„Denſelben Ruf, den der Dichter, in ſeiner Weiſe, an die Menſchheit ergehen läßt, ruft uns in heiliger und göttlicher Weihe auch die Kirche zu. Unſere

heilige Religion hat uns dieſe Idealität in höherem Sinne, mit der trefflichſten Grundlage, und nicht mit dichteriſcher, ſondern mit realer Wahrheit, längſt zur Richtſchnur gemacht. Nicht bloß die ſchöne Kunſt, ſondern auch die heilige Wiſſenſchaft, nicht allein die eigene menſchliche Kraft, ſondern die göttliche Gnade, ſoll uns zu einer edeln, ſittlichen, ſchönen Lebenserfaſſung leiten.

„Darum feiern wir ja aus Grundſatz jene ſeligen und großen Menſchen, die dies Ideal anſtrebten und erreichten, und wir erkennen es und freuen uns, wenn es auch allenthalben anerkannt wird, daß es ein Lebensbedürfniß ſei, das Andenken ſittlich erhabener Geiſter hoch zu halten.

„Und ſo haben wir gern die Hand geboten den Brüdern deutſchen Stammes, zur gemeinſamen Feier jenes Mannes, der uns Allen angehört, weil er durch und durch deutſch iſt, und weil die deutſche Nation nur Ehre an ihm erlebt, und ihre eigene uralte Ehre in ihm wieder gefunden hat.

„Möge unſere heutige Einigkeit ein Vorbild, ja der Beginn ſein, der ſteten Einigkeit zu allem Guten, Schönen und Großen, und möge Schillers Genius, nach weitern hundert Jahren, unſere ſo reich und ſo tiefbegabte Nation zur vollen Ehre und Kraft erwacht und geſtählt erblicken.“ —

An dieſe, faſt im Prophetenton geſprochenen Worte

reiheten sich Hochrufe für Schiller und jeden deutschen Mann von sittlicher Tugend, der sein Vaterland liebt, und auf dieses Vaterland selbst. —

Da hör' ich wieder welche von der andern Seite, die ich gut kenne, einwenden:

„Es hat in unserer Zeit immer etwas Bedenkliches, vor Allem der Jugend und dem stets jugendlich kindlichen Volke gegenüber, Heroenbilder aufzupflanzen, an denen man auch geistiger Weise einen Theil mit dem Mantel zudecken muß.

„Ein Hinweis, bei solcher Gelegenheit, auf die Heiligen Gottes, ist durchaus unstatthaft.

„Die Kirche stellt sie uns vor zum Schutz und Beispiel für Alle, und zwar für jedes Gebiet des Lebens. Wir dürfen und sollen sie von allen Seiten betrachten; während jene modernen Heroen eines Cicerone bedürfen, der die Beschauer erst an den rechten Standpunkt stellt."

Ein anderer Dreinredner geht weiter und behauptet: „Wenn es noch ein wirklich katholisches Deutschland gäbe, so müßte es sich bei so einer Schiller- oder anderen Feier nur passiv, wahrhaft leidend, verhalten. Wenn man die eine Liebe, deren nur jedes Menschenherz im vollen Sinne fähig ist, der wahren Mutter der Lebendigen, der Kirche widmet, kann man für König Friedrich, Kaiser Joseph, Dichter Schiller u. s. w. nur Ge-

fühle hegen, wie sie der Gerechtigkeit und dem christlichen Mitleid entsprechen.

„Der heutige Geniecult und die Monumentomanie haben ihren Grund in dem systematischen Bestreben des Freimaurerthums, neue Feste und neue Heilige an die Stelle jener des Christenthums zu setzen. Wenn man Schillers poetischen Werth nicht in Betracht dabei zieht, so läßt ihn Das, was übrig bleibt, für Maurer groß, für Christen aber gewiß sehr klein erscheinen." —

Hätte dieß der Redner, Gymnasialprofessor Dr. Richard Peinlich in Graz, in seinen Ideenkreis mit hineinziehen wollen, er würde sich offenbar vergriffen haben und seine versöhnende Hand, gerade herausgesagt, mit der kritischen Peitsche bewaffnen müssen. Vor diesem, nicht zu entschuldigenden, Mißgriff haben ihn seine Bildung, sein Geist und Takt glücklich bewahrt.

Er mußte die Klippe umschiffen, die ihn dem Verdacht aussetzte, als sei er ein Feind der im bessern Sinne aufklärenden Bildung. Sein Ziel: Wahrheit in den Grundsätzen, hat er offen dargelegt und durch die Mäßigung in der Ausführung derselben seinen Leitstern im Amte erwiesen.

Auch der Katholik, der Alles glaubt, was der Glaube verlangt, wird sich nicht enthalten können, zu schätzen und zu lieben, was zu schätzen und zu lieben erlaubt ist. Darüber besteht kein Zweifel.

Als neulich des katholiſchen Abgeordneten Waldeck Begräbniß mit großer Oſtentation in Berlin ſtatt fand, meldet ein Correſpondent eines ſehr verbreiteten Blattes wörtlich:

„Conſtatirt muß die Thatſache werden, wie die Rede des katholiſchen Propſtes am Sarge, der von der großartigen Bedeutung des Entſchlafenen für das Volk wenig wußte, aber deſto mehr ſeine Anhänglichkeit an die Formen der Kirche betonte und darin auf Nachahmung hoffen wollte. Der würdige Herr hatte Recht in ſo weit, als Waldeck in der That ſich an die Kirche hielt, die Sterbſacramente begehrte und empfing; er (der Propſt) erinnerte ſich aber nicht daran, daß Waldeck einſt gegen die Macht des Papſtes donnerte (!) und bis an ſein Ende der Hierarchie entgegentrat, wo ſich dazu Gelegenheit fand. Wenn deſſen ungeachtet die katholiſche Partei den verſtorbenen Volksmann für ſich vindizirte, der bekannte Rath Müller an der Seite des Kreuzes und mit den katholiſchen Geſellen dem großartigen Leichenzug voranſchritt, ſo beweiſt das nur:

wie weit unter Umſtänden der katholiſche Klerus ſeine Gränzen zu ſtecken verſteht.“ —

Da muß man Reſpect haben! Nicht wahr?

Der Propſt zu St. Hedwig hätte am offenen Grabe erwähnen ſollen, daß der im Glauben treu verſtorbene Waldeck gegen den Papſt gedonnert habe!

Und welche ſchöne Toleranz leuchtet aus der wirklich unſinnigen Schlußbemerkung?

Von einem noch grünen Kritiker von Renommee las ich erſt neulich:

„Als Schiller, der Knabe, anfing Geſchichte zu ſtudiren, zog ihn vor allem die Periode jener phantaſtiſchen Zeit an, welche den Geſammtoccident zu einer Flamme entzündend, die katholiſche Weltanſchauung auf den Höhepunkt führte — die Zeit der Kreuzzüge.“

Dieſer Trompetenſtoß ſtörte mich aus dem Schlummer, der mich bei dem Leſen ſeines Artikels zu beſchleichen anfing.

Als ich das Blatt in die Hand nahm, wußte ich wohl, daß die darin credenzten Schüſſeln nach dem modernſten Küchenrecept zubereitet ſeien; allein eine ſolche Brühe hatte ich nicht erwartet. Die Zeit der Kreuzzüge als eine phantaſtiſche aufzutragen! Es iſt wahrhaft ſublim abgeſchmackt.

Die Kreuzzüge entſprangen einer ſehr reellen Quelle und die Zeit war viel weniger phantaſtiſch, als es zum Theil die jetzige, nach verſchiedenen Richtungen hin iſt.

Es handelte ſich nicht darum, zu wiſſen, ob das heilige Grab den Jüngern Chriſti, oder den Anhängern Muhammeds angehören ſollte; es handelte ſich darum, zu

entſcheiden, welche von Beiden die Welt beherrſchen ſollten.

Zur Zeit der Kreuzzüge beherrſchten die Moslim den ganzen Orient, und droheten den Occident in ihre Gewalt zu bringen. Die europäiſchen Völker bangten und zitterten. Welch ein anderer Damm wäre im Stande geweſen, den Strom aufzuhalten und zu erſticken, wenn nicht der, den die Vereinigung aller chriſtlichen Völker bildete? Der göttliche Hauch der Religion entflammte ſie zu einer allgemeinen, edlen Begeiſterung. Der Zauber des Gedankens, das heilige Land zu erobern, über dem der Himmel ſich aufgethan, um dem Sohne Gottes Zeugniß zu geben, belebte Alle und nahm die ganze Chriſtenheit für ſich ein. In dieſe einfache Form wurde die hohe Idee der Kreuzzüge gekleidet, welche eine ſchnelle Vereinigung der Völker, eine wunderbare Uebereinſtimmung der Gefühle, der Intereſſen und Anſichten in ſich ſchloß, und auf unerwartete Weiſe der religiöſen Zwietracht, den politiſchen Wirren und den Bürgerkriegen ein Ende machte.

Würde der phantaſtiſche junge Kritiker nur ein wenig von den damals abgehaltenen Concilien wiſſen, von der Frechheit des „geſunden" Menſchenverſtandes, die ſich überall Bahn brach, ſo müßte er auch einſehen, daß die europäiſche Bildung, ohne die Kreuzzüge, in die Finſterniß der Barbarei zurückgeſunken wäre. Der Name Jeſus Chriſtus und das An-

ſehen, das der Glaube an Ihn verlieh, wirkte ſtärker, als das Schwert der Kämpfer.

Ich bin feſt überzeugt, daß ein Geiſt wie Schiller die Zeit der Kreuzzüge nicht für eine abenteuerlich phantaſtiſche anſah und ſein „Ritter von Rhodus“ und „die Johanniter“ aus einer anderen Anſchauung erfloſſen ſind.

Aber ich habe meine Leſer ſchon zu lange von Schiller unterhalten und wohl noch ſo manches auf dem Herzen, ihnen von anderen Handwerkern zu ſagen.

Man ſtoße ſich nicht an die Bezeichnung, ſie iſt modernſten Gepräges.

Nach dem Ausſpruch eines Abgeordneten im Norddeutſchen Reichsparlament, als es ſich um das literariſche Eigenthumsrecht handelte, gehören die Dichter in die Kategorie „der geiſtigen Handwerker.“

Klingt das nicht vollends wie Gewieher? —

Doch, kehren wir zum Concordat zurück.

In Oeſterreich iſt das Wort „Aera“ bis zur Lächerlichkeit abgegriffen worden. Ein Zeitraum von wenigen Wochen wurde in ſeiner wandelbaren ſocialen Exiſtenz zu einer neuen Aera geſtempelt.

Da hörte man von einer Schmerling-, von einer Giskra-Aera u. ſ. w. Gleichviel war es, wie lange Regen oder Schnee der Himmel auf die Aera eines Miniſteriums herunterfallen ließ; wie viel Ochſen, Kühe,

Hämmel und Schweine während derſelben geſchlachtet, wie viel Gemüſe zu Markt gebracht, wie viel Menſchen geboren und geſtorben waren. Das Endergebniß war ſtets daſſelbe. Alles Geſchehene verſank in das Grab der Vergeſſenheit.

Die neue Aera ſah wieder, gleich der alten, junge und alte Frauen ihre Einkäufe in derſelben Fleiſchbank machen. Leben muß der Menſch! —

Der Abſchluß des Concordats begründete eine neue Aera in Oeſterreich.

Sie kann nicht zerſtört; ſie kann nicht aufgehoben, nicht von einer neuen abgelöſt werden. So lange es noch katholiſche Gewiſſen gibt, bleibt das Concordat in voller Kraft.

Allein noch Eines bleibt übrig zu widerlegen.

„Die dogmatiſche Hülle des Mittelalters, die ſo wenig zu dem Grade heutiger Bildung paßt, daß ſie Dem, was die Zeit erſtrebt und ſich zum Theil ſchon erobert hat, hemmend in den Weg tritt.“ —

Darauf will ich eine Antwort aus dem Buche: „Deutſchlands nächſte Aufgabe,“ von den Gebrüdern Reichensperger geben.

„Im „Mittelalter, wo der Spiritualismus im Zenith ſtand, erhoben ſich zu den Füßen der mächtigen Kathedralen, mitten in einem Walde von Thürmen, alle jene Palaſtſtädte des Großhandels, mit deren Luxus das Gepränge unſerer heutigen Nabobs auch nicht von

Ferne einen Vergleich aushält. Und jene erſtaunliche Kunſtpracht, deren ſpärliche Reſte wir kaum zu unterhalten vermögen, war keineswegs in dem Umfange, wie der des heutigen Luxus, auf das Elend eines zahlloſen, ſtets dem Winde des Zufalls preisgegebenen Proletariats gegründet. Sagt uns doch ein glaubhafter Zeitgenoſſe, der Italiener Guicciardini, von Flandern, wo Pracht und Induſtrialismus am höchſten blühte, daß der Wohlſtand ſich bis in die unterſten Schichten erſtreckt habe.

„Was Alles mit den damaligen Mitteln der Erde und dem Meere abgewonnen und daneben zur Ehre Gottes, für Religion und Gottſeligkeit geleiſtet worden iſt, thut in unwiderleglicher Weiſe dar, daß das ächte chriſtlich religiöſe Leben keineswegs dem practiſchen, oder jenem männlichen Unternehmungs- und Forſchungsgeiſt Abbruch thun muß, der ſich der Natur zu bemächtigen und ſie botmäßig zu machen weiß.“ —

Doch jetzt wieder ſpeciell zu Dir, lieber Freund!

Ich möchte gar zu gern ein Stückchen Idylle meinen Reiſebriefen einverleiben. Wohl wüßte ich ſie zu finden; allein es führte mich von dem für jetzt einmal eingeſchlagenen Wege zu weit ab.

Die ganze Oberſteyermark böte die herrlichſte Scenerie, in ihren Höhenzügen bis hinan zu den Alpen, bei deren

Anblick der bekannte Naturforscher Leopold von Buch, in dem köstlichen Badeort Gleichenberg, begeistert ausrief: „Dieser Ort führt seinen Namen mit Recht, dies sind Berge ohne Gleichen!“

Und dann alle Thäler, die man durchzieht, bis zu der weltberühmten Wallfahrt Mariazell, an die mich der geweihte Pilgerstab, der daheim an meinem Schreibtisch lehnt, täglich erinnert.

Welche Kette der reizendsten Idyllen bieten sich in diesem lachenden Winkel der österreichischen Monarchie dar!

Und zwar keine solche aus Milch, Butter, Käse, Hühnern und anderen ländlichen Gegenständen, ausstaffirt mit Sennerinnen, barfüßigen, plumpen Burschen, mit Vieh, Schweinen und Gänsen, wie sie die sogegenannten Genremaler und die süddeutschen ordinären Dorfgeschichtschreiber zu malen und zu schildern verstehen. Wo Alles so erlogen ist. —

Es war Abend; der Himmel grau; nur hie und da schimmerte es aus der Höhe.

Ich verließ den „Elephanten“, mein Absteigequartier, und schlug den Weg durch den ältern Stadttheil ein.

Das Geräusch der Straßen wurde schwächer und über den niedrigen Häusern wurde ein erweiterter Horizont sichtbar. Endlich war ich dort hingerathen, wo die einzelnen Wohnungen schon auf Aeckern und in Gärten sich

verlieren und das ſtädtiſche Ausſehen mit dem ländlichen ſich vertauſcht.

Ein paar ſpielende Kinder ſah ich, einige einſame Spaziergänger, die hier eine von den Tagesgeſchäften ungeſchwängerte Luft einathmen wollten, begegneten mir und ich war bald in's Freie gelangt, eine weit ausgedehnte Ebene, über die der Mond langſam ſich erhob.

Damit ging mir plötzlich ein Licht auf.

Ich hielt mich ſtets für geſcheut und erſtaunte jetzt über mich ſelbſt, wie ich in einer ſolcher Selbſttäuſchung ſo lange hatte verharren können!

Mein ſtolzes Selbſtgefühl fühlte ſich ſehr herabgedrückt.

Was war es?

Der plötzlich erglommene Mondſchein beſtrahlte auf einem Mittelabhange der fernen Berge ein Schloß, an deſſen Mauern meine herzigſten Jugenderinnerungen hafteten.

Hier verlebte ich zwei glückliche Sommer bei meinem Freunde. Er hatte ſich der Tonkunſt mit ganzer Seele ergeben, und ich ſollte ihm den Text zu einer Oper liefern. Componiſt und Dichter zuſammen, in täglicher perſönlicher Berührung am Werke ſchaffend, das müßte die Sache auf's Beſte fördern, dachten wir.

Der Freund war nun längſt todt; aber der heutige Schloßherr war ſein Sohn, den ich damals als Knaben ſchon kannte.

Es bedurfte eines kurzen Ueberdenkens. Meine Jugend trat mir lebhaft vor Augen; jene glücklichen Stunden ſprachen zu mir und ich hörte aufmerkſam zu. Ich griff zu; die Idylle war gefunden.

Der Sohn meines Freundes hatte ſich noch nicht lange mit einer Tochter aus einem guten bürgerlichen Hauſe verheirathet, wie ich erfahren, und lebte mit der jungen Frau fern von der haute volée, in ländlicher Ruhe, um ſie nicht in ſchiefe Beziehungen zu bringen.

Das war klug von ihm. —

Ich kehrte ſehr befriedigt von meinem Abendgang in den „Elephanten“ heim und ſchlief im Nachdenken darüber ein, wie ich mich aus allem und jedem politiſchen Aerger löſen könne, um mit jungfräulichem Verſtand, reiner Seele und unſchuldigem Herzen, wie ſie die mich erwartenden Verhältniſſe, die ich aufzuſuchen ausgehen wollte, verlangten, in mich aufzunehmen, und von dieſer Bereicherung Dir in meinem nächſten Briefe das Intereſſanteſte mitzutheilen.

Sechster Brief.

Unterwegs. Schloß U . . . . . Ein Dorfschulmeister. Eine christliche Idylle.

Ich wählte den ersten Zug. Ich konnte nicht schlafen, hatte die Nacht halbträumend von neuen, anmuthigen Abenteuern dagelegen und freute mich, als der heranbrechende Tag es mir erlaubte, ihnen entgegenzufliegen.

Aufrichtig gestanden, muß ich selbst eine Aehnlichkeit mit dem ingenioso hidalgo des Cervantes constatiren, die nicht einmal durch Zeit und Land sich unterscheiden läßt; denn die Zeit war meinem Suchen ebenso fremd und feindselig gegenüberstehend, wie dem seinigen und das Land, das ich durchzog, war ebenso wie das Land seiner Ritterfahrten, von ganz anderen Interessen erfüllt und aufgeregt, als von dem Preise der Dulcinea und ihr zu Ehren eine Lanze zu brechen mit wem es sei; gleichwie auf dem Boden der reinmateriellen Dinge, im Drängen und Wogen nach augenblicklicher

Sättigung, ein Ausgehen darauf, Zuſtände des einfach natürlichen Lebens in ſeiner vollſtändigen innigen Zartheit aufzufinden, den Schein des Lächerlichen auf ſich lenkt. Aber wohlgemerkt! nur den Schein, denn es iſt längſt erwieſen und anerkannt, daß die eigentliche Weisheit im Junker von La Mancha blühte.

Erlaſſe meiner Beſcheidenheit die Anwendung davon auf meinen Hang zur Idylle. —

Es war ſo ſchön, als ich aus dem „Elephanten" entfloh und mich im Freien befand.

Der Bergwald begränzte die Ausſicht; ſchwere Halme ſchaukelte der Morgenwind auf den Aeckern; fettes Gras auf den Wieſen, das den ſteyriſchen Kühen den erſten „Obers" der Welt bereiten hilft; die Kohlarten gleich Staudengewächſen; an jeder nur einigermaßen behäbigen Wohnung ein Gewächshaus; an der Kamerz hangen köſtliche Trauben, Birnen von einer etwas beunruhigenden Größe an den Bäumen, deren Schatten dem müden Wanderer deßhalb nicht anzurathen wäre.

Eine ganz beſonders auffallende Schönheit der Landſchaft bildet das Epheu, in welchem mancher Thurm, manches alte Mauerwerk, wie in einem Futterale ſteckt.

Alles, was mein Auge umfaßt, verhält ſich in einer ſtillſchweigenden Harmonie zu einander. Die Dinge empfangen und ſpenden ſich wechſelſeitig Leben und Schönheit.

Wir nahen uns einem von vielen Menſchen be-

wohnten Orte. Der Thurm zeigt es uns an, deſſen Glocken eben geläutet werden.

Sollten hier nicht auch jene wechſelſeitigen Beziehungen walten, die aus der todten Natur, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, uns zum Gemüthe ſprechen?

Aber was finden wir? Neid, Zank und Streit, Undank, ſelbſt gegen den Schöpfer!

Das Alles fährt mir beim Läuten des Kirchthurms ärgerlich durch den Kopf. Aber, guter Gott! wie wär's erſt dann, wenn die Kirche nicht da wäre, und die Glocken nicht läuteten! —

Die Eiſenbahn bringt mich ſchnell vorüber. Mein Träumen iſt zu Ende, wir halten im Bahnhof, und ich muß mich nach einer Gelegenheit umſehen, um die drei Stunden bis zu dem Schloſſe meines Freundes zurückzulegen.

Mit dem Zeiſelwagen, deren zwei daſtunden, zu fahren, war unmöglich; ein ziemlich eleganter Einſpänner war ſchon belegt und da ſtand nur noch eine alte Landkutſche, wie ſie mich ſchon vor fünfzig Jahren von Ort zu Ort führte; nur daß ſie jetzt etwas gebrechlicher und ſchmutziger ausſah, wie damals.

Ein Rückſtändiger gleich mir, ein Freund alter Unbequemlichkeiten, ſelbſt längſt verjährten Unordnungen und Unzulänglichkeiten, unter Umſtänden und nach Maßgabe, nicht immer obhold, konnte ſich's nicht beſſer wünſchen.

Ich miethete das ſehr herabgekommene Fuhrwerk, und nahm meinen Platz in ſeinem zerlumpten Innern. Es ſtieß gewaltig. Meine Cigarre wollte nicht brennen. Ich fragte den Kutſcher, ob er Feuer habe, er drehete ſich nach mir um und ich ſah, daß es ein munterer Burſche von ziemlich geſetztem Alter war, etwa fünf und dreißig bis vierzig, dem der Schalk aus den Augen blitzte. Bei höher Gebildeten nennt man es „der Geiſt.“

Ein gutmüthiger Zug um den Mund, der mir — der ich Phyſiognomiker bin — ſchon Vertrauen einge-flößt hätte, wenn es nicht mehr noch ſein Aufputz gethan.

Unter ſein Leinwandblouſe, die vorn offen war, bemerkte ich eine Sonntagsweſte von blauem Sammt, mit blanken Knöpfen. Solchen Leuten der Art, die am Sonntag ihren Staat anlegen, darf man ſchon trauen; es ſind nicht die ſchlimmſten.

Ich ſchwang mich aus der Caroſſe auf ſeinen Sitz, bat ihn ſeine Pfeife auszuklopfen, indem ich ihm eine Cigarre offerirte.

„Wie ſtill und ruhig iſt's hier allweg,“ damit fing ich die Unterhaltung an, „wie thut es ſo wohl“ —

„Ja, hier herum gibt's noch brave Leut', die ſich nichts drein reden laſſen, heut iſt Sonntag, jetzt ſchicken's ſich zum Kirchgang.“ —

„Seid ihr von hier?“ fragte ich.

„Eben auf der Herrſchaft des gnädigen Herrn geboren, zu dem ich Euer Gnaden hinfahre.“ —

„Aber Eure Sprache klingt ſo fremdartig.“ —

„Das macht, weil ich weit und breit herumgeworfen bin. Mein Vater ſelig war ein unruhiger Kopf und wanderte aus. Zuerſt an den Rhein, dann verlockt's ihn hinüber nach Frankreich, wo es uns gar ſchlecht erging. Die Eltern ſtarben im Elend und ich mußte bei Fremden dienen, bald dort, bald hier, wo ich Brod fand. Mit Pferden wußt' ich gut umzugehen und ſo hat mir's grad niemals gemangelt. Endlich ward ich's ſatt, nachdem ich Alles erfahren und zum Theil nothgedrungen hatte mitmachen müſſen: Club, internationale Verſammlung, Strike und all das Teufelszeug, was damit zuſammenhängt; da nahm ich mir vor, hierher in mein Daheim zurückzugehen und zu merken, wie's da ausſchaut. Gott ſei Dank! hier liebt und ehrt man noch für jetzt den Pfarrer und den gnädigen Gutsherrn; hier gibt's keine Sozialiſten, die ſagen: der Baron iſt zu reich, er muß mit uns theilen. Aber wie lang wird's noch heben? Das kann über Nacht umſchlagen. Da iſt der Gewaltsmann, der Rechbauer, der ſich für den Weiſeſten hält, weiſer als Alle, die ſeit zweitauſend Jahren auf Erden gelebt. Nur Er allein weiß was Rechts. Mit dem Concordat fort! die Verehlichung wird auf dem Rathhaus zu Protocoll gegeben und nicht in der Kirche eingeſegnet;

Juden, Türken, Heiden können mit Christen solche Ehen eingehen; keine exercirte Soldaten mehr, sondern Haufen von Landmiliz, die den Krieg in die Länge ziehen und mehr Geld und Menschenopfer fordern, wie man es in Amerika gesehen hat. Schauen's! Das ist der Herr Rechbauer, und bei all dem Unsinn, der jedem Christenmenschen die Haare zu Berg treibt, halten sehr Viele zu ihm, deren Zahl alle Tage zunimmt."

Es war mir interessant, von meinem Kutschbockpolitiker ein so zutreffendes Urtheil über den „Gewaltsmann," wie er ihn nannte, zu hören. Ich hatte mich in Graz nicht um die von Rechbauer angerichtete Wirthschaft bekümmert. Die staatsmännischen Eigenschaften, die er sich zutraute, waren mir längst lächerlich erschienen.

Gegen die Auflehnung der katholischen Polen will er die Aufhebung des Concordats als Mittel; gegen die von den Tyrolern behauptete Glaubenseinheit wendet er die obligatorische Civilehe an und gegen die czechischen Rebeller das Milizsystem!

Das paßt gut aufeinander.

„Ja, Euer Gnaden mögen mir's auf's Wort glauben, auch hier herum spukt schon die Rechbauer'sche Weisheit," fuhr mein Kutscher fort. „Noch gestern, als ich auf dem Bahnhof hielt, sagte mir ein Bekannter, ein Pfifficus erster Klasse, aus dem Ort: „Meinst du nicht auch, Toni, es geht nicht gerecht zu in der Welt?

Man mag arbeiten und ſich ſorgen und ſparen, ſo viel man will, man bringt doch nichts Rechtes vor ſich und Andere wieder thun nichts und ſchwelgen im Ueberfluß.“ — „Schwenkſt du auch ſchon zu den Rothen?“ machte ich. „Nein, das nicht, aber die Rothen ſind nicht im Unrecht. Euer Baron zum Beiſpiel: hunderttauſend Gulden, ſagt man. Mit dem vierten Theil wäre er immerhin reicher als Alles hier herum. Sag mir, Toni, wozu brauchen wir ſolche Barons?“ Und das, Euer Gnaden, habe ich geſtern erſt mit eigenen Ohren hören müſſen.“

„Nun ſagt mir aber auch, mein guter Freund, was haltet ihr von den reichen Baronen? Braucht man ſie oder nicht, und wozu?“

Ich gab ihm eine friſche Cigarre, er that wie Racines Hippolyt in der „Phèdre:“ Sa main sur les chevaux laissait flotter les rênes und im langſamen Fortrollen unſers Rumpelkaſtens begann er ſeine Meinung mit ziemlicher Weitläufigkeit auseinander zu ſetzen.

Was er in ſeiner Manier vorbrachte, mag und kann ich Dir hier nicht wiederholen. Es lief darauf hin, daß er ſich überzeugt halte, die Verſchiedenheit der Stände ſei hienieden eine nothwendige Bedingung des Daſeins, wenn gleich untereinander alle Chriſten, als Kinder Gottes, ſich gleich ſeien. Der Herr Baron, ſein Gutsherr, habe ihm das ſelbſt geſagt, als er ihn in einer ſchweren

Krankheit mehrmals heimſuchte. Wo der liebe Gott Einen hinſtellt, da ſteht er und muß zuſehen, daß er nicht umfalle. Eben ſo ſpricht der Pfarrer. Die ächte Gleichheit und Brüderlichkeit iſt in der Kirche. Aber die Rothen, die von dem Baron nichts wiſſen wollen, haben es ſchon offen erklärt, daß ſie auch nächſtens den Pfarrer fortjagen werden.

„Das iſt freilich nicht zum Lachen, aber nun kommt ein anderer Schwindel dazu, über den man doch lachen muß," ſagte er, indem er die Pferde durch einige Schläge aus dem Schlummer weckte —

„Was wäre das?" fragte ich.

„Das allgemeine Stimmrecht heißen ſie's. Du wirfſt dein Zettel mit dem Namen eines Abgeordneten in den Topf da, und biſt eben ſo viel und gleich dem Baron und dem Pfarrer. Ich, der ich mit Reſpect vor Euer Gnaden, tagtäglich den Miſt aus dem Stalle ſchaffen muß, ſoll mir einbilden mit den Herren auf gleicher Linie zu ſtehen, die ſtudirt und in der Politik hochbewandert ſind. Ich ſoll wählen! Wen? Den ſie wählen ſollen, das wiſſen ſie; wir Anderen, Volk, wie wir heißen, wählen Den, welchen uns der Herr Baron, der Herr Pfarrer, oder gar der Rechbauer, unter die Hand gibt. Solche Wirthſchaft ſchlägt ganz und gar dem Faß den Boden aus. Das iſt das Ende. Der Mord alles freien Wollens. Statt des Rechtes eines Jeden, wird Treuloſigkeit und Verrath für Alle herrſchen."

Er würde nie und nimmer ſich zur Abgabe eines Wahlzettels hergeben, damit endete ſeine Erklärung, die dadurch oftmals unterbrochen wurde, daß er abſtieg, um an ſeinem Geſpann zu baſteln und zu neſteln, wo jeden Augenblick etwas riß und losging.

Ich unterhielt mich dabei ſehr gut und dankte dem Himmel, der mich einen ſo geſunden Philoſophen, braven Mann und guten Kutſcher hatte finden laſſen. An der Seite Rechbauer's ſelbſt, oder an der eines andern großen Staatsweiſen, hätte ich mich nicht ſo erbaut und erfriſcht gefühlt. —

Wir näherten uns jetzt dem Ziel unſerer Fahrt und ſtiegen allgemach von der Höhe, zu der ſich die Converſation geſchwungen hatte, bis zu der eigenen Perſönlichkeit nieder.

Mein Kutſcher hatte mir ſchon von ſeinem Lebenslauf einiges mitgetheilt, er fügte nur noch hinzu, daß er eine brave Frau hier geheirathet habe und eines Knaben Vater ſei, deſſen ſich der Herr Pfarrer annehmen wolle, um einen Prieſter aus ihm zu machen.

Dann erlaubte er ſich die Frage, welchem Stand ich angehöre. Als ich ihm darauf geantwortet, konnte er ſein Erſtaunen nicht bemeiſtern. Er bat um Entſchuldigung, allein was ihn drückte, mußte heraus. Er hielt meine Antwort für Scherz, da er bisher glaubte, daß mit meiner Hantirung nur ein verächtlicher Begriff verbunden werden könne.

Es wurde mir nicht ſchwer, ihm dieſen Irrthum zu benehmen. Er glaubte mir auf's Wort.

Ich meinerſeits war vollkommen überzeugt, daß er ſich zufriedener fühlte durch die Art und Weiſe, wie er mit ſeiner alten Landkutſche alltäglich dieſelbe Strecke zurücklegte, als ich durch diejenige, die meinen Weg durch Zeit und Raum, beflügelt, raſtlos, mich ein langes Leben hindurch aufſuchen ließ. —

Am Portal der äußeren Mauer ließ ich ihn halten. Ich ſagte, es geſchehe, ſeine müden Gäule zu ſchonen, in der That aber war es, um keine risée bei'm Vorfahren am Schloſſe zu riskiren. Die kleine Anhöhe würde ich mit Vergnügen zu Fuße zurücklegen.

Beim Abſchied empfahl er ſich zur Weiterbeförderung nach dem Bahnhof, wo ich ihn angetroffen hatte. Ich verſprach es ihm, allein das Verhängniß wollte es anders fügen.

Schloß N . . . . .

Ich trug meine geringe fahrende Habe ſelbſt. Nachdem ich den kleinen Doppelkoffer, den Pelz und ein paar Bücher dem Bedienten im Vorſaal abgegeben, nahm ich eine Karte heraus, damit er mich bei'm Herrn Baron melde.

Bald darauf brachte er die Antwort: der Herr Baron ſei aus und werde erſt zur Tafel wieder da ſein,

allein die gnädige Frau Baronin ſei bereit mich zu empfangen.

Ich fand zwei Damen, deren eine ſich weniger, die andere ſich ſehr gezwängt benahm. Ein mehr als kalter Empfang, dem eine angemeſſene, weltläufige Schicklichkeit, ſelbſt einem fremden, ganz unerwarteten Beſucher gegenüber, einen mildernden Anſchein gegeben haben würde.

Da erſchallt plötzlich ein helles Lachen und hereintritt ein Herr mit weißem Schnurrbart, der mir beide Hände entgegenſtreckt und mich beim Namen ruft.

Ich erkenne einen alten Freund, aus den Jahren, die ich in meiner Jugend in Brünn zubrachte, den Hauptmann B. Wir lebten viel zuſammen. Abends trafen wir uns bei Markowic, dem ungariſchen Weinwirth, und faſt jeden Tag begleitete er mich zu dem Grafen St. Genois, dem Commandanten des Spielbergs. Ich habe dieſes trübſeligen Spaziergangs ſchon früher Erwähnung gethan.

Jetzt fielen uns jene Tage ein, als wir uns herzlich umarmten. Die Damen ergriffen die Gelegenheit, um ſich zu entfernen und die ältere ſagte: „daß ſie die Freude des erſten Wiederſehens nicht ſtören wollen und ſich das Vergnügen näherer Bekanntſchaft für ſpäter vorbehalten.“

Ich erwiderte ſehr ſchnell: daß ich dieſe Verheißung

ihrem vollſten Sinne nach acceptire, und legte ſo viel Herzlichkeit als möglich in die Worte.

Die Damen grüßten ſteif, lächelten nicht im Geringſten und verließen uns.

Die ältere, des Barons Gattin, hatte ein hübſch geformtes Geſicht, brünett, nicht gerade geiſtreiche Augen, aber ein ruhiger, geſcheiter Blick, der offen ſich auf die Gegenſtände lenkte.

Die jüngere, faſt noch Kind, dem Ausſehen nach etwa ſechszehn Jahre, war weniger anſprechend. Die Haare blond, blaßblaue Augen, die bei'm erſten Abord nichtsbedeutend erſchienen. Sie hatte bei meinem Empfange nicht den Mund aufgemacht. —

Mein Freund war, ſeit unſerm Brünner Beiſammen, vom Capitän zum Oberſten avancirt und wenn ſchon um einige Jahre jünger als ich, dennoch über das ſechſte Stufenjahr hinaus.

Es drängte mich etwas Näheres über den Baron und ſeine Familienverhältniſſe zu erfahren, da ich ihn ſeit ſeinen Anfängen ganz aus dem Geſichte verloren hatte, damit ich als ungeladener Gaſt, in ſeinem engen Familienkreis, nicht allzu fremd erſchiene. Mein Oberſt ſchien dieſem anzugehören.

Er ſchlug mir einen Gang durch den Park vor, wo wir gehörig Zeit hätten, da die Glocke erſt um vier

Uhr zu Tiſche rufe und weithin zu hören ſei. Es werde überdieß zweimal geläutet, um Jedem Zeit zu gönnen, ſich zur Suppe einzufinden. Die gnädige Frau halte ſehr auf Ordnung in allen Stücken.

„Nach dem Tode ſeines Vaters," ſo begann mein Freund ſeine Mittheilung, „trat unſer Baron Philibert, jung, reich und unabhängig in die große Welt. Es war natürlich, daß er daran dachte, ſich eine Parthie zu finden, die ihm ebenbürtig; reich und aus vornehmem Hauſe.

„Seine Wahl war bald getroffen. Eine Zierde der hocharistocratiſchen Salons wurde der Gegenſtand ſeiner Huldigungen und zeigte ſich ihm gleichfalls huldvoll zugeneigt.

„Schon glaubte er am Ziele zu ſtehen, als ihm ein Mitwerber in den Weg trat. Es war einer ſeiner nächſten Verwandten, älterer Linie, der den Grafentitel führte. Kurz, es war Graf Bernhard, mein Vetter von mütterlicher Seite, ſehr reich und vornehm, von gereifter Erfahrung, allen Anfoderungen der hohen Geſellſchaft vollſtändig gewachſen. Von den Eltern der Dame erhielt er den Vorzug vor ſeinem jugendlichen Neffen, der darüber verzweifeln wollte.

„Gleich nach der Hochzeit hatte der Graf Paris zu ſeiner Reſidenz erwählt, wie es nahe lag, um den Gegenſtand der Herzensneigung ſeines Neffen aus deſſen Geſichtskreis zu entfernen.

„Die junge Gräfin litt aber bald an einer Ueberreizung der Nerven, die dem Salonleben zugeschrieben wurde und der Graf verstand sich dazu, in seinem alten Stammschlosse, in den Kärnther Tauern gelegen, einige Sommermonate zuzubringen, um die einsame Ruhe und die herrliche Luft wirken zu lassen. Ich besuchte ihn dort, allein die junge Frau kränkelte auch hier und nach Paris zurückgekehrt, starb sie zu Anfang des Winters.

„Graf Bernhard versank nach ihrem Tode in tiefe Melancholie, die er — wie verlautete — dadurch lindern wollte, daß er den Ort seines kurzen Eheglücks verließ. Er ging auf Reisen und blieb Jahrelang aus, ohne irgend einen von der Familie über seinen jeweiligen Aufenthalt in Kenntniß zu setzen."

Der Oberst setzte hier ab, weil es eine Rampe hinanging.

Ich rief etwas ungeduldig dazwischen:

„Das Vorspiel war das, gut aber etwas gedehnt. Nun wünscht' ich einmal die ersten Acte des Drama zu erfahren, die vor meiner Ankunft sich abwickelten, um meine Rolle hier mit Anstand durchführen zu können."

„Geduld!" fuhr der Oberst verschnaufend fort. „Philibert brachte den ganzen Sommer auf seinem alten Stammschlosse zu. Dort besuchte ich ihn alljährlich. Es ließ sich mit ihm ein recht vernünftiges Wort austauschen,

ſein Ueberdruß an dem Verlauf der ſocialpolitiſchen Dinge ſprach mich an und das Familienſchloß war mir auch ein lieber Aufenthalt. Es machte nicht den Eindruck einer der Verwilderung überlaſſenen Einſamkeit auf mich, ſondern einen ganz entgegengeſetzten. Es war einer ſtarken Veſte zu vergleichen, die Souterrains in den lebendigen Felſen gehauen, und dabei ſtieg der Koloß ſo frank und leicht aus dem Boden, wie ein Baum.

„Seitdem Philibert ſich vor einigen Jahren verheirathet hatte, ſchmollte ich mit ihm. Er hatte die Tochter eines Kaufmanns erwählt. Ich mißachte den Bürgerſtand gewiß nicht, er aber hätte anders wählen können und ſollen. Gleichviel! ich zog mich zurück. Kam nun noch dazu, daß er der neuen Frau Baronin zu lieb das Stammſchloß nicht mehr zur Sommerreſidenz erkor, weil der Kaufmannstochter natürlich der Sinn für die alte Ehrwürdigkeit abging, ihr die Räume zu finſter waren und was weiß ich, was ſie ſonſt noch daran auszuſetzen fand. Philibert ließ daher dies liebliche Bergſchloß, das er nach ſeines Vaters Tode vernachläßigt hatte, auf's Schönſte wiederherſtellen, fügte ihm die Attribute einer allermodernſten Villa hinzu und wohnt jetzt für immer hier.“

Winter und Sommer?

„Winter und Sommer. Wie's jetzt ſo viele der vornehmſten Kavaliere machen. Graf Wickeburg und

ſeine Familie halten's drüben in Gleichenberg ebenſo. Es gehört ein ſtarker Magen dazu, wie ſonſt in Wien zu bleiben. Vor zwei Jahren traf ſich's, daß ich zufällig, auf einer Kirchweih, Philibert's Frau kennen lernte. Er ließ es an einer Einladung nicht fehlen und da ſie keinen üblen Eindruck auf mich machte — ſie benahm ſich natürlich an der Seite ihres Mannes, der ſie mit einem nahen Verwandten bekannt machte — freier und natürlicher, als heute mit Deinem Hereinplatzen mit der Thür in's Haus. Auf ſo etwas iſt man hier niemals gefaßt, das merke Dir zur Richtſchnur."

Was iſt's aber mit dem blaßäugigen, blonden Mädchen?

„Das iſt die Schweſter" —

Blos zum Beſuch, in der Sommerfriſch?

„Nein, für immer, beſtändig" —

Mit der kommt man wohl leichter zurecht. Das heißt man ignorirt ſie —

„Was fällt Dir ein? Die hat das erſte und letzte Wort."

Das ſtille, einfältige Ding, das ſo ſauertöpfiſch drein ſah?

„Stille Waſſer ſind tief, bedenke das hier zu allererſt. Die erſte Zeit nach ihrer Verheirathung war die junge Frau trüb, in ſich verſchloſſen; das bekümmerte Philibert. Da kam ihre Schweſter Maria aus der klöſterlichen Erziehungsanſtalt in das elterliche Haus zurück. Man machte von hier aus den Vorſchlag, die

jüngere Schweſter als Geſellſchafterin der ältern zu berufen. Die Mutter war damit nicht ſogleich einverſtanden. Ihr bürgerlicher Stolz machte ſeine Einwände bei ihrem gefügigern Manne geltend. Allein die Bitten ihrer ältern Tochter und Philiberts wurden ſo dringend, daß ein Widerſtand von der Mutter Seite nicht mehr möglich war, nachdem auch der Zweifel beſeitigt worden war, daß für die Weiterausbildung deſſen, was ſie aus dem Inſtitute an Erlerntem heimgebracht, auf's Beſte geſorgt werden könne.

„Hier?“ rief ich mit wachſendem Erſtaunen.

„Ja, der Herr Benefiziat nicht nur allein, ſondern auch der Schulmeiſter im Dorfe, haben bereitwillig dieſe Pflicht übernommen. Nun, Du wirſt Dich bald überzeugt haben, wie's hier mit dieſen Dingen beſtellt iſt. Seltſam genug. Aber wer duldſamer Natur iſt, wie ich zum Beiſpiel, läßt jedem die Freiheit ſo einfältig zu ſein, als er will.“ —

Hier hörten wir läuten; mein Oberſt unterbrach ſich, ergriff meinen Arm und ſang mit lauter Stimme das bekannte Lied:

„Meiner Liebſten Stimm' iſt ſchön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch der Bäume Dämmrung bricht;
Aber höher hebt's die Bruſt,
Und den Magen regt die Luſt,
Wann das Tafelläuten ſpricht!“ —

Als ich ſo an ſeiner Seite dahinſchlenderte, kam es

mir zu Sinn, daß ich in der höchſt ſonderbaren, hier obwaltenden Conſtellation, wenn ſie der Schilderung nach ſich bewährte, meine Rechnung wohl finden dürfte: ein in ſich befriedigtes, ſich wechſelſeitig bedingendes und ergänzendes Daſein in einer kleinen Gruppe glücklicher Menſchen zu beobachten.

Nach dem Eſſen lud mich Philibert auf ſein Zimmer, um den Kaffee zu nehmen.

Was ich auf dem Herzen hatte, mußte jetzt ſchnell heraus.

Der ſchöne Mann, den er mir ſelbſt als den Schulmeiſter ſeines Dorfes vorgeſtellt, der bei Tiſche ſo überall mit darein ſprach, ſich ſo ungezwungen benahm, und ſo that, als ob er im Schloſſe zu Hauſe wäre; und dem, vom Kammerdiener bis zur Livree, eine Aufmerkſamkeit bezeigt wurde, wie es ſonſt bei einer freiherrlichen Dienerſchaft dem Dorfſchulmeiſter gegenüber nicht der Fall iſt —

Philibert ließ mich nicht weiter meine Beobachtungen auskramen und ſagte: „Unſer Sylveſter iſt eben ein ganz beſonderer Schulmeiſter, mußt Du wiſſen. Er iſt mein beſter Freund. Wir waren Studiengenoſſen. Wir theilten Leid und Freud, beſtanden jugendliche Abenteuer aller Art. Nach der Univerſität ſchieden ſich unſere Pfade. Ich war reich, er war es nicht. Ich

dachte an's Heirathen und wollte meine junge Häuslichkeit in eine ländliche Einſamkeit verlegen. Bis der Plan, eine Partie zu finden, ſich verwirklichte, trug ich Winters der Geſellſchaft in der Reſidenz den ſchuldigen Tribut ab, und gönnte mir dann eine lange Sommerfriſche vom erſten Erwachen des Frühlings bis zum ſpäteſten Herbſte. Da beſuchte mich Sylveſter.

„Er gefiel ſich wohl bei mir und ich machte ihm den Vorſchlag zu bleiben. Er würde es mit Freuden angenommen haben, wenn ſich ihm eine ernſte Beſchäftigung dargeboten hätte. Er beſaß vielſeitige Kenntniſſe, aber die ſogenannten practiſch anwendbaren gingen ihm ab. In der Wirthſchaft war er nicht zu brauchen und eine bloße Verwalterſtelle hätte ich ihm auch nicht anbieten mögen" —

Ich mußte lachen: „und da machteſt Du ihn zu Deinem Dorfſchulmeiſter!"

„Ich ſehe ein, daß Dir das ſchwer verſtändlich iſt, bis Du mich nicht zu Ende gehört haben wirſt. Du begreifſt nicht, wie ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, der auch nur in geringem Grade mit Dem begabt wäre, was man Phantaſie, Imagination, Poeſie benennt, dazu ſich hergeben kann, mit der Erziehung der Bauernkinder ſich zu befaſſen. Aber gerade jene ſubtilen und ſublimen Elemente in ihm haben ihm den freiern Aufſchwung über ſeinen Standpunkt im Leben ermöglicht, ihn die darin wurzelnden Hoffnungen mit erweitertem

Blick ermeſſen laſſen und endlich zu dem gereiften Entſchluſſe verholfen, wie und wo für ihn eine dauernde Befriedigung zu finden ſei.

„Seine Gedanken ſtrömten alle nur nach dieſer einen Richtung und ſeine ſtill verſchloſſene, tiefe Innerlichkeit war bald vor dem Zuge der herzlichſten Freundſchaft gewichen. Er theilte mir mit, daß er trotz der ernſten Studien, denen er ſich unterzogen hatte, niemals hoffen dürfe, auf gewöhnlichem Wege dem Staate nützlich zu werden. Er ſei nicht geeignet, ſich vornehme Beſchützer zu gewinnen, ſich vorzudrängen und Anderen den Rang abzulaufen.

„Er wiſſe zur Ausführung ſeiner Ideen nur einen Anhaltspunkt zu finden, der ihn von dem Einfachnatürlichen nicht entfernte, das in unſerer modernen Weltgeſtaltung am ſelteſten anzutreffen iſt. Es hatte ihn darauf hingeleitet, ſich dem Lehrerſtande zu widmen; aber nicht etwa Lehrer an einer großen Anſtalt, welcher die Aufgabe hat, Gelehrte zu bilden — nein! er wollte nach eigenen Principien eine Schule auf dem Lande halten, und die Kinder der Bauern zu guten Menſchen erziehen.

„An dieſem Gedanken hing er mit der vollſten Schwärmerei ſeiner Seele und mit dieſer Eröffnung trat er vor ſeinen beſten Freund. Der Schulmeiſter unſeres Dorfes war ſo eben geſtorben und er bat mich, darauf hinzuwirken, deſſen Lehreramt antreten zu dürfen.

„Anfangs hörte ich ihn mit zweifelhaftem Lächeln an, wie es jeder gethan haben würde, der die Bildung und Bedeutenheit Sylveſters mit dem in Vergleichung zog, was er für ſeine zukünftige Lebensſtellung ſich erwählt hatte. Allein keine Einrede verfing. Er wollte ſich jeder Prüfung unterwerfen und alle von ihm erheiſchten Garantien leiſten. Zugleich bekannte er ſich dazu, neue Ideen, ſo weit es in dieſer Sphäre möglich wäre, niemals unbedingt zu verwerfen; jedoch betheuerte er dabei, keinen verderblichen Samen jemals dadurch auszuſtreuen.

„Dies Alles legte er mir, mit Ordnung in gehöriger Uebereinſtimmung verbunden, dar und ich mußte ihm verſprechen, ſofort die nöthigen Schritte einzuleiten.

„Ich that es mit voller Ueberzeugung. Sylveſter, ſo mußte ich mir ſagen, will an dem Wohle der Menſchen mitwirken, ohne ſich mit weithinſchallendem Geſchrei in die Maſſen zu ſtürzen und für einen zweifelhaften Erfolg die beſtehenden oder erſt muthwillig heraufbeſchworenen Wirren zu vermehren. Sein Streben wollte aus der Stille des Tiefinnerlichen ſich entwickeln.

„Nun weißt Du über unſern Schulmeiſter Sylveſter vor der Hand genug. Du wirſt ihn kennen lernen und bei ſeiner Offenheit wird es Dir als gewiegtem Menſchenkenner nicht ſchwer fallen, Dir ein Urtheil über ihn zu bilden.

„Jetzt aber iſt es Zeit! die Damen erwarten uns auf der Terraſſe."

Die Baronin reichte mir die Hand; ihre Schweſter grüßte mich lächelnd. Wir waren nun ſchon bekannter geworden. Philibert hatte geſagt, daß ich ein lieber Freund ſeines Vaters geweſen und ihn ſchon ſeit den Kinderjahren kenne.

Während des Tafelns war ein lebhaftes Geſpräch geführt worden, an welchem die Damen ſich betheiligt hatten. Ich wurde von ihnen über meine Reiſen befragt und die Baronin richtete recht lüſterne Blicke auf ihren Mann, während ihr Mündchen ſich wie zu einer Frage ſpitzte, die ſie aber nicht ausſprach.

Philibert antwortete darauf aus dem Stegreif:

„Ueber's Jahr, Käthchen, wenn Du willſt, in's Bad — nach Italien, wohin es ſei, und Mariechen begleitet uns — nicht ſo?"

„Das wollen wir uns noch überlegen," ſagte die Baronin darauf mit ernſtem Tone.

Jetzt beim Thee war das Eis der Unterhaltung zwar gebrochen, allein an einen alltäglichen Wortſchwall, eine Fluth von Fragen, an Scherz und Gelächter kein Gedanke. Man bewegte ſich innerhalb der beſcheidenſten Gränzen einer Converſation, die ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand erſtreckt. Und dieſer war,

nicht ohne meine Anregung: Sylveſter, der Schulmeiſter.

Zu melden habe ich noch, daß außer Philibert und ſeinen Damen, dem Oberſt und mir, noch eine alte Dame, eine Verwandte des Hauſes, die Fräulein Pepi titulirt wurde, zugegen war.

Um den Faden des Geſprächs länger auszuſpinnen, brachte ich immer friſche Einwendungen vor und darf wohl nicht erſt verſichern, daß ſie fingirt waren.

Philiberts Gattin hielt den Satz aufrecht, daß der Lehrer auf dem Lande um Neues ſich nicht zu bekümmern habe, am wenigſten daran denken dürfe, es zu erfinden. Seine Aufgabe ſei, das religiöſe Band feſt und unauflöslich um die jugendlichen Herzen zu ſchlingen, nach alter Weiſe und Form, damit das junge Heidenthum nicht auch in dieſer Urſchichte der Geſellſchaft verheerend eindringe.

Und damit ſollte der Menſch fortkommen im Leben? Und wie ſtellt es nun der Herr Schulmeiſter hier an, um aus den Bauern auch tüchtige Arbeiter auf ihrem Felde zu machen? denn mit dem Beten allein wächſt ihnen kein Halm, entgegnete ich. Welcher Mittel zum Zwecke bedient er ſich? Wie geſchieht die Ausbildung der intellectuellen Anlage in Verbindung mit der moraliſchen, ohne welche ein taugliches Werkzeug des Sittengeſetzes im Kreiſe der Geſellſchaft niemals ſich bewähren wird. Sylveſter und die Seinesgleichen vom

Fach können doch ihre Lehrmethode nicht wie ein Handwerksgeheimniß betrachten. Die Klötze, aus denen der Künſtler ſeine Ideale formen will, müſſen rein, fein, fleckenlos ſein. Wo finden die Dorfſchulmeiſter ſolches Material für die ihrigen?

„Ach, wäre Herr Sylveſter nur hier,“ ſagte Schweſter Mariechen, von einem recht keck herausgeſtoßenen Seufzer begleitet, „er würde auf ihre Frage eine ſehr beſtimmte Antwort in Bereitſchaft haben“ —

Philibert nahm ſchnell das Wort:

„Du mußt den Ausbruch einer naiven Empfindlichkeit meiner Schwägerin zu gute halten. Sie iſt, wie wir Alle, von Sylveſters Verdienſten überzeugt. Ich wünſchte auch, daß er hier wäre, um Dir in angemeſſener Weiſe zu antworten. Er, ſo wie auch unſer hochwürdige Benefiziat, die ſonſt ihren Abend bei uns zubringen, haben ſich verabredet, unſer erſtes Beiſammenſein nicht ſtören zu wollen, bis wir ſelbſt wieder mit Dir bekannter geworden ſein werden.

„Ich will es daher verſuchen, Dir in Sylveſters Namen Deine Anſpielung auf den Bildhauer, ſeinem Marmorklotz gegenüber, zu beantworten.

„Die Kinder, mit denen Sylveſter es zu thun hat, die er ausbilden ſoll, empfängt er ſchon vorgebildet aus den Händen der Mütter. Dieſe erſte Erziehung vermag nichts zu erſetzen. Alle Schulreformen mit ihrem vergrößerten Lehrapparat reichen dazu nicht

aus. Eine jede Mutter hat den Willen, aber auch die Fähigkeit, ihre Kinder zu erziehen. Es ist Läſterung, dies zu verneinen. Sylveſter iſt erfüllt von dieſem Glauben und wie er mir oft geſtand, hat er durch die Erfahrung gelernt, daß in der fortgeſetzten Belebung und nachhaltigen Unterſtützung der mütterlichen Kraft nur allein ein glücklicher Erfolg durch ihn in der Schule zu erzielen ſei."

Verſteh' Dich ich recht, ſagte ich, ſo gerathe ich zu dem Schluß, daß die Erziehung der Kinder bei den Müttern beginne. Das iſt allerdings ein weites Feld.

Die Baronin: Die Arbeit iſt dennoch nicht ſchwer. In der ärmſten Hütte gewahrt man, was ein Mutterherz faſt ohne alle Beihilfe an ſeinen Kindern zu thun im Stande iſt. Die meiſten Frauen, die Arbeit im Hauſe haben, haben auch den größten Theil des Tages ihre Kinder neben ſich. Der Unterricht der Mutter ſetzt weder Wiſſen noch Kunſt voraus. Er beſteht nur darin, des Kindes Aufmerkſamkeit auf ſeine Umgebung zu lenken, ſeinen Sinnen die nöthige Uebung zu verſchaffen, um das Gedächtniß zu fördern, das Sprechen und dadurch das Denken zu lernen, endlich Fertigkeit in den natürlichen Bewegungen des Körpers zu erlangen. Den Müttern die Hand zu bieten, damit ſie hiebei den richtigen Weg einſchlagen und verfolgen, erfordert anfänglich einige Aufmerkſamkeit, dann neben dieſer, eine unausgeſetzte Beharrlichkeit. Dem Herzen der Mütter

und ihrem durch das Herz vorbereiteten, wie Sylveſter es nennt, inſtinktartig, einfach und richtig geleiteten Verſtand, darf wenig nachgeholfen werden. Man wird nur die Mittel, die ſie anwenden ſollen, ihnen ſo an die Hand zu geben haben, wie ſie dieſelben wirklich gebrauchen müſſen.

Wie das anzuſtellen, begreife ich wieder nicht, rief ich mit verſtellter Verwunderung aus. Trotz aller reichen Erfahrungen komm' ich mir, dieſem ungeahnten Fortſchritt gegenüber, wie meine eigene Mumie vor. Die geiſtigen Strahlen, die man nur mit einiger Aufmerkſamkeit und Beharrlichkeit in die Köpfe unſerer Bäuerinnen ſchießen zu laſſen hat, um neben der nährenden Milch ihrer Bruſt, ihnen auch den Milchſaft des Geiſtes zu erſchaffen, damit er wieder nur durch Fingerzeige dahin gelange, brauchbare, geſittete Menſchen zu erziehen, das geht über meinen Horizont. Ich bitte daher um weitere Belehrung meiner Unwiſſenheit. Ich dächte auch die Bauernkinder ſind nicht alle über einen Kamm zu ſcheeren. —

Die Baronin: Doch! in der Stadt mag's ſein, da werden die Kinder zu irgend einem Stande erzogen. Der Bauer ſoll nur ein rechtſchaffener Bauer werden; das ſei ſein Stolz, das Bewußtſein des ächten Adels ſeiner menſchlichen Natur. Er iſt auf der Welt, zunächſt Gott ſeinen Nebenmenſchen zu dienen; was

er für ſie verrichtet, erhält jedoch erſt ſeine Weihe durch das Chriſtenthum.

Ich beneide ihren Schulmeiſter um ſeine beredten Advocaten, ſagte ich, allein noch bei Weitem mehr um ſeine Methode, aus dem Bauer einen Menſchen par excellence zu bilden. Wäre ich nicht zu alt, um zu lernen, ſo könnte ich mich entſchließen, einen Curſus bei ihm durchzumachen.

„O, man iſt nie zu alt um zu lernen," ſprang Marie ſchnell ein, „der heilige Ignatius von Loyola hat noch mit vierzig Jahren unter den Knaben auf der Schulbank Platz genommen. Aber da war doch ein Unterſchied."

Allerdings, rief ich lachend, ich bin kein Heiliger und mache nicht Anſpruch darauf jemals einer zu werden.

Darauf wollte ſie auch nicht anſpielen, erwiederte ſie. Sie meinte nur, daß Ignatius ein Bettler war, den er auch in ſeinem Aeußern zur Schau trug, wodurch die Knaben ſich ihm ohne Scheu näherten. Ein vornehmer Stadtherr, in modiſcher Toilette, würde ſie aber nur einſchüchtern und müßte ſich vorerſt mindeſtens als Bauer coſtümiren. —

Ich ſagte darauf, daß ein ſolches Traveſtiſſement auch nichts helfen würde. Ich ſei zum Schauſpieler verdorben und müſſe daher den Wunſch aufgeben, die Bekanntſchaft mit Sylveſters Menu zu machen.

So weit waren wir, als unſer Oberſt den prächtigen Gedanken in die Höhe ſchießen ließ:

„Ich dächte auch, es wäre an der Zeit, die Gränze der Kinderlehre zu überſchreiten und den Herrn Sylveſter ſeine Zauberſtückchen üben zu laſſen, wie es ihm beliebt. Der Abend wird kühl und ich will noch ein wenig meine Füße bewegen, ehe ich mich einſperre.“

Wir waren ſogleich bereit, es eben ſo zu halten; nur ſchlugen wir verſchiedene Wege ein. Er ſtieg hinab in den Küchengarten, wo es windſtiller war, wie er ſagte, wir erhoben uns noch weit über die Terraſſe, um dann auf jähem Abhang das Dorf zu erreichen.

Schweſter Maria ſchlug ein helles Liedchen an, hörte aber gleich wieder auf.

Ich fragte, warum ſie ſo plötzlich ſchweige.

„Ich ſinge es in Gedanken weiter,“ ſagte ſie. „So ganz ſtill, von keinem lauten Tone geſtört — dann iſt mir's, als ob ich den friſchen Duft einer herrlichen Blume am frühen Morgen einathme.“

Tante Pepi bemerkte: „Was das nun wieder iſt! Was man ſingt, will man auch hören und noch mehr, man will auch gehört werden“ —

„Das klingt wohl ſehr natürlich,“ ſprach die Baronin, „allein das Inſichverſenken Marias iſt es auch und wohl noch mehr. Dieſes läßt ſie nur Das vergeſſen, was ſie umgibt, und darin liegt die höhere Befriedigung, die ſie empfindet; das Andere jedoch iſt nichts als eine liebe

Uebung, eine Beſchäftigung, die ſich an die Umgebung wendet und ſich mit ihr in nähere Beziehung verſetzt. Hierin liegt in dieſem Falle allein die Befriedigung, die keinen rein innerlichen Genuß aufkommen läßt.“

„Es verhält ſich anders damit, dabei bleib' ich,“ ſagte Fräulein Pepi. „Der Ton will gehört ſein, dazu ward er geſchaffen. Der geſungene Ton dringt am ſicherſten in's Herz, wie zum Beiſpiel die ſingende Frömmigkeit am herrlichſten den geraden Aufflug zum Himmel nimmt“ —

„Vortrefflich!“ rief mit freudigem Ungeſtüm die Baronin, „daß Du unſere Gedanken auf den ewigen Himmel hinlenkeſt, zugleich aber auch auf die ſtille Muſik, die ſein Anblick in uns erweckt, die als Dank in das unvernehmbare, geheimnißvolle Concert der Schöpfung einſtimmt“ —

„Jeder ſchöne Abendhimmel, den ich erlebe,“ ſetzte Maria hinzu, „erſcheint mir immer ſchöner als der ihm vorher gegangene. Und wenn ich ſo recht von dieſer himmliſch erhabenen Schönheit durchdrungen bin, ſo ſind alle Falten meines Herzens geglättet, es liegt wie ein reiner Spiegel und was ich in meinem Leben von Gott und den Menſchen Barmherziges und Wohlthätiges erfahren, kann ich in demſelben erblicken.“

Unterdeß waren wir zum Dorf hinabgeſtiegen. Vor uns lag ein kleines, ſchmuck ausſehendes Haus. Das Schulhaus. Zwei große Fenſter, in deren Mitte die

Thür. Das Fenſter rechts, wahrſcheinlich die Schulſtube, nicht erleuchtet, durch das Fenſter links ſieht man in eine helle Stube. Vor dieſem Fenſter draußen, eine lange niedere Steinbank.

Die Baronin, Maria, Fräulein Pepi knieten auf dieſelbe, der Beneſiziat, der ſich zu uns gefunden, und ich ſtanden hinter ihnen und ſchaueten über ſie hinweg.

In der Stube ſprach des Schulmeiſters Mutter, Frau Monica, das Abendgebet mit lauter Stimme, hierauf ging ſie mit ihrem Sohne hinaus und nahm die Lampe mit.

Die vor dem Fenſter Knieenden erhoben ſich.

„Wir haben hier wieder einmal ein verborgenes Stückchen Erdenglück belauſcht," ſagte die Baronin. „Iſt es nicht erhaben? Die alte Mutter iſt noch immer die Hoffnung, die Freundin — und ſelbſt, ſo zerbrechlich ſie auch iſt — der feſte Stab ihres Sohnes, wie ſie es ſeit ſeiner Kindheit ſtets geweſen. Sie iſt weit über die Siebzig hinaus, aber ſie ſtammt noch aus der alten Zeit, wo man ſtärker war und ſeinen Muth zum Leben allein aus der lautern göttlichen Quelle ſchöpfte. Sie weiß die Geſchichte ihrer Zeit auswendig und hat Vieles davon mit erſchaut. Als ihr Sohn den Plan ausführte, hier Schulmeiſter zu werden, iſt ſie mit ihm hergezogen, um ihm das Hausweſen zu führen, wie ſie ſagte — aber ſie thut wohl mehr als das. Es iſt ſo eine Art von Kommanditgeſchäft, ich glaube, die Kaufleute

nennen es ſo. Sie haben Beide, die Mutter ihre Jahre und Erfahrungen, der Sohn ſeine Kenntniſſe und Geläufigkeit im Umgange, als Kapitalien in die gemeinſchaftliche Kaſſe eingelegt und in dieſer engen Verbundenheit bilden ſie eine eigenthümliche Kraft, die in nicht ſelten vorkommenden Fällen bewundernswerth genannt werden darf."

„So iſt es!" ſprach der Beneſiziat mit großer Wärme. „Welche Frau! In den Jahren der Ruhe, wo man ſich zum Sterben einrichtet, immer noch unausgeſetzt rührig, hilfreich, wo man der Hilfe bedarf, wohlthätig bei den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtehen, und wie viel erreichte ſie damit!"

„Spricht ſich nicht dieſer Zuſtand eines ungeſtörten, friedlichen Glücks deutlich hier aus?" rief Maria. „Seht doch nur, das liebe, wohnliche Häuschen, die zierliche, regelmäßige Ordnung, gewiß! der Eindruck iſt ein unvergleichlicher! Hier möchte ich wohnen" —

„Als Frau Schulmeiſterin?" fragte ich neckend. —

„Als Frau Schulmeiſterin! warum nicht?" lautete ihre Antwort. „Ich habe Sinn für ächte, einfache Poeſie. Ach, wie hübſch wär' es, wenn die armen Kleinen bei frühem, kalten Morgen herbeiliefen, mit ihren rothen Händen meine Hand ergriffen, um ſie zu küſſen und ich dabei ihre erfrorenen Näschen mehr verſpürte, als den warmen Hauch ihrer Lippen." —

Fräulein Pepi meinte: das ſei eben keine ſchöne Betrachtung —

„So iſt ſie," bemerkte die Baronin. „Sie denkt an die kalten Näschen der Schulkinder, die ihre Hand bei'm Kuſſe berühren, ſtatt uns zu ſchildern, wie ſie das Gefühl erheben würde, an der Seite eines edeln Mannes zu leben, der trotz einer ausgezeichneten Bildung, den beſcheidenen Platz in der Dorfſchule ſich erwählte" —

„Eine Vorliebe, die unerklärlich bleibt," ſagte Pepi.

Der Benefiziat wollte darin eine, wenn gleich in Demuth ſich bergende Verachtung der Dinge von Heute erblicken.

Er wurde unterbrochen. Sylveſter trat aus der Thüre.

„Als ich die Hausthüre ſchließen wollte, hörte ich hier draußen ſprechen, und wie ſehr bin ich überraſcht!" —

„Hörten ſie auch, wovon wir ſprachen?" fragte die Baronin.

„Ich lauſchte nicht — ich öffnete ſogleich." —

Die Damen erzählten ihm, daß ſie auf der Steinbank gekniet und mit ſeiner Mutter und ihm das Abendgebet geſprochen und daß es nun an der Zeit, trotz des ſchönen Abends, der eigentlich ſchon in Nacht übergegangen war, an die Heimkehr zu denken. Er bat um die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen.

Das Geſpräch wandte ſich wieder zu der Herrlich-

keit eines ſchönen Nachthimmels, wie der war, der ſich über uns ausſpannte.

Die Leute in der Stadt wiſſen nichts davon in ihrer Lampenbeleuchtung und begnügen ſich dabei, wenn ſie in einer Oper von dem Theatermaſchiniſten eine winzige Karikatur der ſtrahlenden Welten, die von ihnen unbeachtet über ihnen kreiſen, zu ſehen bekommen. Sagte die Baronin.

„Wär' ich einer von den Fürſten, die noch etwas zu befehlen haben," ſprach Maria mit drolliger Gravität, „ſo ließ ich jede Nacht mit der Sturmglocke das Zeichen geben und meine Unterthanen, Männer und Frauen jeden Alters und Standes, müßten in's Freie hinaus, um die Blicke zum Himmel und den Sternen zu erheben" —

Die Baronin. Sehr gut. Aber einige Ausnahmen würde Deine fürſtliche Hoheit immerhin geſtatten müſſen" —

Maria. Und welche?

Die Baronin. Ich wagte zuerſt zu bemerken, daß es zu Zeiten regne, wo alsdann der Himmel bewölkt, die Sterne nicht ſichtbar —

Maria. Das verſteht ſich von ſelbſt. Bei ſchlechtem Wetter könnte das Läuten unterbleiben —

Die Baronin. Die heitern Winternächte müßten aber auch eine Ausnahme geſtatten, da die Strenge der Jahreszeit der ſtrengen Ausführung des fürſtlichen

Edikts Huſten, Grippe und anderes Ungemach in ſichere Ausſicht ſtellte —

Maria. Gegen ſolches Ungemach könnte man ſich durch warme Kleidung ſchützen —

Die Baronin. Aber ich bitte dich — die armen Leute, die keine haben —

Maria. Ich will mich beſinnen — „j'aviserai," wie die Königin von England in ſolchen Fällen vorgeſchriebenermaßen ſpricht. —

Fräulein Pepi. Der arme Fürſt iſt auf den Strand gerathen!

Maria. Keineswegs. Dann erginge mein Befehl an das Medicinal-Collegium oder an die Akademie der Wiſſenſchaften, den Kältegrad zu beſtimmen, der meine Unterthanen von dem Beſchauen des nächtlichen Himmels entbände —

Sylveſter. Aber die Kranken? könnten Sie ſo grauſam ſein?

Maria. Fangen nun auch Sie an, mich zu necken? Das fordert ja die Menſchlichkeit. Die Kranken ſind ausgenommen.

So lange die Neckerei ſich zwiſchen den beiden Schweſtern bewegt hatte, hielt ich mich zurück, jetzt aber ſagte ich im unterwürfigſten Tone:

Wenn ich nicht befürchten dürfte, Ihro fürſtliche Hoheit zu ermüden, ſo erlaubte ich mir noch den Einwand, vorausgeſetzt daß es nicht allzu große Mißſtände her-

beiführte, eine Ausnahme hinſichtlich der Blinden zu geſtatten, dieweil ſie des Sehorgans beraubt, nicht im Stande wären —

Ich wurde von Philibert unterbrochen, der bereits eine Weile unbemerkt uns behorcht hatte.

„Genug! Wie ſie Dich quälen, arme Maria! Laß mich einmal im Namen des Fürſten für Dich antworten, wie es heutzutage in ähnlichen Sachlagen von den Miniſtern geſchieht:

„Man bringe eine ausführliche Denkſchrift bei'm betreffenden Miniſterium ein, da ſollen alle dem Edict etwa widerſprechende Punkte in reifliche Erwägung gezogen und mir darüber ausführlicher Vortrag gehalten werden."

Maria. Bravo! Da jedoch hier unter uns kein Einziger das Ausnahmeedict für ſich anſprechen wird, ſo wollen wir unſere Augen zu den unzähligen Welten erheben, deren Lichtentſtrömung aus den weiteſten Entfernungen unſer Auge erreicht. —

Philibert. Das iſt wunderſchön! Uns armen Menſchen wird es jedoch niemals ſo wohl, wie den ewig in gleicher Weiſe ſich umkreiſenden Sternen. Wenn wir auch in den Stunden der Erhebung den ewigen Einklang wahrnehmen und empfinden, ſo iſt das irdiſche Leben in der Wirklichkeit zu reich an Disharmonien, um uns nicht auch den ſeligſten Frieden auf grelle Weiſe zu ſtören.

„Was meinſt Du damit? ſoll ſich das auf uns beziehen?“ unterbrach ihn die Baronin.

„Es ſind allerdings einige Virtuoſen im Anzug, von denen es zweifelhaft, ob ihre Inſtrumente mit unſerem Grundton zuſammen klingen werden. Mit einem Wort: wir bekommen unerwartete Gäſte, die ihre politiſchen, moraliſchen, ſocialen, religiöſen Rhapſodien, oder wohl auch ihre drolligen Scherzos uns zur Unterhaltung aufſpielen werden. Wenn ich ſie nenne, wird Niemand in dieſem vertrauten Kreiſe mich der Mediſance beſchuldigen, um ſo mehr, wenn ich vorausſchicke, daß ſie mir ohne Ausnahme in ihrer geſellſchaftlichen Stellung höchſt ehrenwerth erſcheinen“ —

„Du ſagteſt vorhin mit einem Wort und machſt ſo viele Worte,“ ſprach die Baronin in leichter Erregung, „als legteſt Du es recht darauf an, unſere Geduld auf die Probe zu ſtellen.“

„Es iſt etwas daran, Käthchen. Es wird Geduld nöthig ſein, in unſerer gewohnten conzertanten Weiſe nicht aus dem Tacte zu gerathen. Alſo: unſer Conſul in Trieſt ſchreibt mir, daß unſer Oheim, Graf Bernhard, von ſeiner Reiſe nach dem Orient zur Eröffnung des Suezkanals zurückgekehrt, bereits die Reiſe nach Deutſchland angetreten hat, für eine kurze Friſt unſere ländliche Stille theilen will und ſich förmlich bei uns anmelden läßt.“

„Wenn's ſonſt nichts iſt, ſo würde ich nur wünſchen,

daß es ihm bei uns wohl gefiele. Wir wollen's an nichts fehlen laſſen," ſagte Mariechen.

„Daß er ſich nicht langweile, dafür hat der weltkluge Herr ſchon mehr als hinlänglich geſorgt. Er nimmt als nächſte Mittel zum Zweck unſere behagliche Stellung, die herrliche Luft, die ländliche Ruhe, die duftigen Berge, dabei aber noch das Wiederſehen ſeiner nächſten Verwandten nach ſo vielen Jahren in Anſpruch, die er in der Vorausſetzung unſerer ſich von ſelbſt verſtehenden Gaſtfreundſchaft hier bei uns um ſich verſammelt ſehen will. Käthchen und Marie, ihr habt jetzt Alles in Bereitſchaft zu ſetzen, damit die Ankunft der Gäſte euch keine Verlegenheit bereite" —

Die Baronin. Aber die Liſte müßte ich doch haben, wenn ich Vorkehrungen treffen ſoll —

„Von einer Liſte wird wohl keine Rede ſein, mein Käthchen, ſorge Dich nicht zu ſehr. Unſere allernächſten Verwandten, ſo ſchreibt mir der Conſul im Auftrag. Und das iſt nur eine beſcheidene Zahl. Zuerſt der Landrath von Weilen mit Frau und Tochter, Vetter Hanns und endlich Couſine Iduna, der Blauſtrumpf."

Maria. Ach Gott! ſteh' uns bei!

Die Baronin. Wir wollen uns fügen, ſo viel unſere Kräfte leiſten können.

Philibert. So iſt's recht. Erwarten wollen wir wie's der Himmel beſchloſſen hat. —

Wir hatten jetzt das Haus erreicht. Beneſiziat und

Schulmeiſter empfahlen ſich. In dem Laubgang plätſcherten die Brunnen und koſeten mit den Düften gleichwie in der ſpaniſchen Romanze von der ſchönen Fatme.

Ich war von einem wahrhaft köſtlichen Gefühle durchdrungen. Dem der Ruhe. Jedoch ſehr verſchieden von der Ruhe eines engliſchen Sonntags, die einem furchtbaren Strudel plötzlich Stillſtand gebietet, gleich einem Starrkrampf, der am Montag endet, um am früheſten Morgen wieder das Schachern, Prozeſſiren, Sündigen, auch Gutes thun und treiben, von vorn anzufangen.

Die Ruhe, die ich empfand, iſt unveränderlich. Sie bildet ein leiſes, beſtändiges, jedoch nicht einförmiges Wallen, das ſanft belebend das Herz berührt; eine Ruhe, die nicht erſt der Sonntag erzeugt und der Montag entzieht; eine beſeligende Ruhe, welche die ganze Woche zu lauter Sonntagen macht.

Eine jetzt ſo überaus ſeltene Empfindung, daß man leider vorausſagen darf, die Erde werde nun bald auch nur den ſchwächſten Schatten dieſer Herrlichkeit nicht mehr kennen. —

An den Mittelbau, der die größeren Räume umfaßte, hatte Philibert, als er das Schloß für immer bezog, einen Pavillon reihen laſſen, der den wohnlichen

Bedürfniſſen in Allem beſſer entſprach. In dem erſten Stockwerk waren ſeine Wohnzimmer, in dem zweiten die Zimmer für Gäſte. Ich hatte hier die meinigen eingeräumt erhalten.

Die Architektur war von dem Mittelbau etwas abweichend.

Die großen Fenſterbögen hatten nach des Südens Weiſe altanartige Austritte.

Das Fenſter war geöffnet, ich ſtand draußen. Ich glaube faſt, ich ſprach halblaut mit mir ſelbſt.

Ich dankte Gott, daß er mich dieſe Wahrheit in der weit ausgedehnten Umgebung der Lüge hatte finden laſſen.

O du herrlicher, milder, ſchöner Wirkungskreis edler Menſchen! —

Plötzlich höre ich unter mir laut ſprechen.

Es ſind Frauenſtimmen: die Baronin und ihre Schweſter. Ich war im Augenblick ganz Ohr; der gemeine Ausdruck iſt hier bezeichnend.

„Was haſt Du mir noch zu ſagen, Maria?“

„Höre mir einen Augenblick zu. Ich will Dir was vorſagen“ —

Und nun recitirte Maria einige Verſe; es war ein frommer Aufruf, bei'm erſten Erwachen, im Gebet ſich zu Gott zu erheben.

Ich konnte jede Sylbe verſtehen. Sie ſtanden gleich mir außerhalb des Fenſters, gerade unter mir.

„Von wem iſt das?“ fragte die Baronin.

„Von mir und da — nimm,’ ich hab’s für Dich aufgeſchrieben. Morgen früh magſt Du es leſen — beten, nenn’ es wie Du magſt. Wie ſagt doch Herr Sylveſter? Der liebe Gott ſieht’s nicht darauf an, ob die Gebete recht zierlich und lang ſind“ —

Hier unterbrach eine tiefe Männerſtimme aus dem Innern des Zimmers die Unterhaltung.

„Der gnädige Herr läßt die Frau Baronin erinnern, daß es ſchon recht ſpät iſt“ —

Darauf folgte ſchnell:

„Ich danke Dir, Maria, du fromme, reine Seele!“

Dann ward’s plötzlich ſtill und ich ſah ein wandelndes Licht durch das Fenſter des erſten Stocks.

Nun ſprecht mir von *claſſiſchen* Idyllen und Eklogen und ſonſtigem Brimborium!

Hier habe ich eine *Naturpoeſie* ohne Götter, Nymphen, Schäfer und Schäferinnen, *wahr und ächt wie Gott ſie geſchaffen, wie das Chriſtenthum ſie vervollkommnet, veredelt, geheiligt hat.* — —

Ich hoffe, daß trotz der Schwäche und Unvollſtändigkeit der Schilderung mein geliebter Freund, dem zuerſt dieſe Mittheilung galt, nicht unempfindlich geblieben ſein wird und auch der Leſerkreis, den ich für

das Buch zu finden hoffe, wird mir keine Ueberſpanntheit, Empfindelei und falſche Begeiſterung vorwerfen.

Was ſonſt außer dieſem Kreiſe am Boden kollernd, knurrend, bellend fortwuchert, unterliegt keiner Beachtung.

Siebenter Brief.

I. Schloß N . . . . . Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peschel: die Europäisirung Asiens.

II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auszug und Heimkehr. Auguste Barbier. **Le prestige.** Napoleon (Jerome).

Von den erwarteten Gästen war bisher nur Herr von Weilen mit seiner Gattin Laura und Tochter Ottilie eingetroffen; Iduna, die Schriftstellerin, war — als die Einladung erfolgte — von Hause abwesend; Junker Hanns meldete an, daß er sich das Vergnügen und die Ehre nicht versagen könne, seinem Großoheim entgegen zu reisen, und ihn in den Kreis der ihn sehnsüchtig erwartenden Verwandten zu geleiten.

Endlich, nach etwas längerer Dauer als man vermuthet hatte, erschien die Stunde des Wiedersehens.

Ich muß Dir gestehen, daß ich einen guten Eindruck empfing.

Der alte Graf hatte sich brav gehalten. Trotz seiner Jahre und seines bewegten Lebens war er frisch, offen

und natürlich, wenigſtens dem erſten Anſchein nach. Weilen kannte er noch nicht. Weilens Gattin war ein Kind als der Oheim die Heimath verließ. Die Begrüßung war herzlich und wehmüthig zugleich.

Er verſank beim Anblick der Frau von Weilen in Erinnerungen an ihre Mutter, ſeine längſt verſtorbene Schweſter; dann an ſeine Gattin, endlich — als er unſeres Oberſt anſichtig ward, der ſich beſcheidentlich ſeitwärts gehalten hatte, umzog Heiterkeit ſein Geſicht:

„Auch Du, mein alter tapferer Landsknecht, biſt da, um mir den Willkomm' zu geben, ſei herzlich dafür bedankt!"

Aber der Oberſt verzog grämlich ſeinen Schnurrbart:

„Für den Landsknecht bedank ich mich nicht. Ich hab mein Lebenlang nur einer Fahne gedient und bin überhaupt niemals von einem Lande in's andere gelaufen. Ich bin ſehr dafür, daß Der reiſe, wer die Mittel hat und dem ſich die Gelegenheit bietet; nur muß er auch wieder nach Hauſe kommen. Man ſoll reiſen um ſein Vaterland deſto mehr ſchätzen zu lernen."

Der Graf bat ihn lachend um Verzeihung und wandte ſich zu den Damen.

„Unſer Freund hat recht, mich aber trifft ſeine Spitze nicht," ſagte er, „Derjenige kann von Glück ſagen, dem ſich eine Laufbahn zu großen, edeln, heroiſchen Thaten öffnet. Ein ſo außerordentlich vom Schickſal

Begünſtigter darf ſie nicht verlaſſen. Sie wird, bleibt er ſtandhaft und treu, ihm den Nachruhm ſichern. Bei den anderen armen Erdenſöhnen iſt an Nachruhm nicht zu denken. Man weiß höchſtens, wie wir leben und was wir treiben, aber nach unſerem Tode ſind wir vergeſſen. Um nun der übeln Nachrede zu entgehen, ſo lange ich mich noch darüber zu ärgern im Stande bin, reiſe ich in der Welt umher und biete der Schmähſucht nur die geringſten Anhaltspunkte.“

Und was iſt's am Ende um einen großen Nachruhm? Beſonders in unſeren Tagen. Eine vorübergehende Meinung, ein Hauch von einigen Wenigen, ſetzte ich hinzu.

Er verſicherte, daß er nie bei ſeinen Unternehmungen an den Nachruhm gedacht habe. Es gebe Emotionen, die nicht von außen geweckt und genährt werden, und die ſich in keiner Sprache der Welt ausdrücken laſſen. Was ſeine Erinnerungen in ihm wachgerufen, das habe gleich alten Gobelins ihm den lichten Spiegel der Gegenwart verhängen wollen.

Auch Fräulein Pepi erfreute ſich einer ungemein warmen Begrüßung. Er wunderte ſich, daß die liebe Baſe, trotzdem ſie ſchön und reich war, unverheirathet geblieben.

Sie erwiderte, daß ſie von Natur vorſichtig bis zur Aengſtlichkeit ſei und daß ſie, wenn ſich ihr auch Partien darboten, ſtets daran gedacht habe, daß man

ſehr oft im Spiel, auch bei den beſten Karten, verlieren könne.

C'est l'affaire du sentiment, meinte er. Er wolle den heutigen Tag mit einem weißen Steinchen bezeichnen. Es ſei ihm noch ſelten ſo wohl zu Muthe geweſen. Es ſei ihm, als wäre er bei Sturm und Wetter eingeſchlafen und von einem ſonnigen Frühlingsſtrahl aufgeweckt worden.

Die Art, wie er dieſe ganz gewöhnlichen Dinge äußerte, war die verbindliche Höflichkeit eines jungen Menſchen, der etwa — um eine Anſtellung zu erlangen — ſich in den Kreis eines mächtigen Beſchützers einführen will.

Auf die Damen machten ſeine Worte einen verſchiedenartigen Eindruck, wie ich deutlich ſah. Pepi lächelte ihrem Vetter nickend; die Baronin glaubte für die Artigkeit ihm eine komiſche Verbeugung ſchuldig zu ſein; Maria ſah ernſt, als ob ſie nichts gehört habe.

Das liebe Mädchen war in Allem apart. Maria war kein friſches Roſenknöspchen, das am Hauche ſeiner fünfzehn Frühlinge gar hold aufblüht. Von der Glückſeligkeit, die auf ihr ruhte und von der ſich nicht der leiſeſte Strahl in ihrem nicht ſchönen Auge ſpiegelte, wußte nur der, der ſie näher kannte. Ich fühlte eine wahre, eine ſeltene Freude, mich mit ihr zu unterhalten. — —

Bei Tiſche flog das Geſpräch loſe hin und her. Die von der Reiſe erſt angelangten, der Graf und Neffe Hanns, hatten Hunger und Durſt mitgebracht. Weilen und Sylveſter trugen die Koſten der Unterhaltung faſt allein.

Die Damen vom Hauſe hörten zu; Frau von Weilen warf nur manchmal ein Wort hin, das nicht von Bedeutung war, und ihre ſchöne Tochter, Fräulein Ottilie, ſchlief beinahe ein da von Theater, Moden und den neueſten Romanen keine Erwähnung geſchah.

Ich hatte die Ehre dem Grafen zur Rechten meinen Platz zu erhalten; ihm zur Linken ſaß Philibert.

Sylveſter war ihm aufgefallen und er erkundigte ſich leiſe, welche Stellung der feine, hochgebildete Mann, der ihm nur als Herr Sylveſter vorgeſtellt war, in der Geſellſchaft einnehme.

Philibert erklärte ihm ſo kurz als möglich, wie es die Gelegenheit gebot, daß es der Dorfſchulmeiſter ſei.

Glaubſt Du nun wohl, daß er ſich gar nicht darüber verwunderte?

„Es iſt ein Whim," flüſterte er lächelnd, „wie er ſonſt nur bei Engländern angetroffen wird."

Ich mußte dabei an jenen Lord Don denken, der ſich darin gefiel, als vacirender Komödiant auf vielen Schaubühnen ſich in der Rolle des Engländers in einer kleinen deutſchen Poſſe bewundern zu laſſen. Er excellirte allerdings und machte unſere Bühnenlords zu

Schanden. Bei ſeinem Debut in Stuttgart machte ich ſeine Bekanntſchaft und ſagte ihm, daß ich ihn nicht begreife.

„Es ſei ihm ſo gekommen, er wiſſe ſelbſt nicht wie. Ein Whim!“ ſagte er ernſt.

In Stuttgart ſei er das letzte Mal aufgetreten. Er wolle jetzt Europa verlaſſen und nach dem Ganges ſich wenden, um ſich dort mit ernſteren Dingen zu beſchäftigen.

Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. — —

Aber unſer deutſcher Sylveſter und ein Whim! Wie ſchnell ſind die Weltmenſchen mit einem verkehrten Urtheil bei der Hand.

Graf Bernhard hatte ſich geſetzt und ſchnell waren die Stühle, die um einen vollſtändig ſervirten Theetiſch ſtanden, von der Geſellſchaft ergriffen und im Kreiſe um den alten Herrn rangirt.

Der Wunſch gab ſich mit Acclamation zu erkennen, einen Originalreiſebericht von einem ſo bewährten Erſtatter über die Eröffnung des Suezkanal zu erhalten. Lobſprüche wurden nicht geſpart, die der Graf ironiſch erwiederte; Maria verhielt ſich ſtumm und Frau von Weilen vergaß die Höflichkeit ſo ſehr, über ihre Theilnahmloſigkeit zu lachen.

„Ich wag' es nicht,“ ſagte Maria ſehr ruhig,

„zwiſchen unſerer Empfänglichkeit eine Parallele zu ziehen, allein die Erzählung des Herrn Grafen wird mich gewiß wie alle Andere intereſſiren, obwohl der Stoff mir fremd iſt und zu fern liegt, ich glaube nicht, daß mir Jemand wegen dieſes offenen Geſtändniſſes im Ernſte böſe ſein wird.“

Graf Bernhard ſelbſt benahm ihr ſogleich dieſe Beſorgniß, indem er ihr vollkommen recht gab. Es that ihm leid, Koſten, Mühen, Gefahren ſelbſt, daran geſetzt zu haben, um den Gegenſtand, der ihm fremd und fern lag, aufzuſuchen und ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Obgleich er reiſe, ſchiebe er es ernſtlich zurück, wollte man ihn zu den Touriſten zählen; er verachte dieſe unleidlichen modernen Zigeuner.

Als es nach Suez ging, war er allerdings auf eine ſolche Behelligung gefaßt. Aber der großartige Humbug, dem es galt, lehnte ſich nicht ſo gewaltig dagegen auf. Was er fand, war jedoch über alle Erwartung in jeder Weiſe ertödtend. Muſik, ohrenzerreißend, Orgie, Bacchanal, glitzender Plunder, langweiliger, dümmer und einfältiger als man ſich's denken kann.

Kairo war auf ein paarmal vier und zwanzig Stunden zu einer Art Baden-Baden geworden; mit dem Unterſchiede, daß der Franzoſe Dupreſſoir keine Schulden zu machen braucht, um ſeine Gäſte zu befriedigen, während der ihn überbietende Khedive, eine Milliarde Schulden contrahirt.

Leſſeps wußte wohl, warum er die ungeheuern Dampfbagger noch bis zur Stunde der Eröffnung ihre rieſenhafte Aufgabe unausgeſetzt betreiben ließ. Es half Alles nichts. Die Schiffe fuhren auf, blieben in Sand und Schlamm ſtecken. Das Ding war eben noch nicht fertig und Leſſeps, der ſich ſchon als *Duc de Suez* im Spiegel ſah, muß einſtweilen noch hundert Millionen ſich zu verſchaffen ſuchen, um weiter baggern zu laſſen.

Inzwiſchen will er die Sahara in einen Meerbuſen verwandeln. Bleibt der Mann leben, ſo wird unſer Globus ſich noch manches von ihm gefallen laſſen müſſen.

Ueber die Feſtlichkeiten, denen unſer Graf Bernhard am Arme unſers Geſandten in nächſter Nähe der höchſten Spitzen anwohnte, ſchreibe ich Dir kein Wort.

Du, mein lieber Freund und ihr, meine heutigen Leſer, kennen die ganze Reihenfolge aus unzähligen Beſchreibungen.

Die Mährchen der Scheherazade fielen Einem nicht ein. Orientaliſch war nur der Schmutz, die Bettelhaftigkeit und das arme ägyptiſche Volk. Alles Uebrige war Pariſer Gemeinheit, Chriſtoffle ſtatt altem Luxus, der an Pharaonen, Kalifen, Sultane gemahnt hätte; eine Einrichtung im Großen und Ganzen, wie ſie der Banquier Sotentout ſeiner Entretenue, Mamſell Philine beſchafft, nur hier in unendlich erweitertem Maßſtabe. Tapeten, Möbel, Spiegel, Alles wie

Monſieur Sotentout, von den erſten Pariſer Fourniſſeurs.

Im Hauſe des Khedive zeigte eben der Aufputz die Armuth.

Nichts auf der Tafel, wo der europäiſche Sultan Franz Joſeph mit Beuſt, dem Großvezier, die Sultanin Eugenie, der Thronfolger von Preußen ſich reiheten, was an Aegypten erinnert hätte.] Nicht einmal der Khedive ſelbſt und ſein ſauertöpfiſcher Sohn Tafwik-Paſcha, der die Europäer nicht leiden mag.

Gibt die Königin von England hohen Gäſten ein Diner, ſo ſteht neben manchem engliſchen geſchichtlichen Gefäß oder Aufſatz auch Vieles als Tafelzierde, was aus dem fernſten Indien in den königlichen Schatz wanderte. Vor Allem iſt der Tigerkopf, ein Automat, die Beute aus dem Kriege mit Tipoo-Saib, als Prachtſtück inmitten der Tafel zu bewundern, wie Jedermann weiß.

Und ſo iſt es an jedem Hofe; häufig auch bei den kleineren; ſelbſt bei, im eigentlichen Sinn, vornehm lebenden Privatleuten.

In einem engliſchen Hauſe in Hamburg, Charles Pariſh, war es Gebrauch, das Tafelgeräthe ſammt und ſonders jedes Jahr nach beendigter Saiſon in London gegen neues, im modernſten Geſchmack geformtes umzutauſchen. Die alten Familienſtücke waren jedoch

niemals dabei, ſondern prangten in gediegener Pracht und Ehren auf dem vier, fünf Etagen hohen Paradeſchenktiſch. Und die aus London verſchriebene Vaiſſelle, die dem Modeluxus diente, war Silber und nicht Britania-Metall, heut Chriſtoffle.

In Port Said endlich, einer durch Leſſeps Zauberſtab entſtandenen Stadt, deren Straßen von hölzernen Hütten gebildet ſich ſo ausnahmen, wie die Marktbuden auf unſeren Feſtwieſen, wurde ein allgemeines Dankgebet verrichtet.

An prächtigem Aufwand fehlte es hier nicht.

An einem auf dem Ufer des Menzalleh-Sees unter einem Zeltdach errichteten Altare wurde ein katholiſches Amt celebrirt; daneben hielt der Scheikh der Ulemas ein einfaches Dankgebet.

Das Amt celebrirte der hochwürdigſte Erzbiſchof von Alexandrien; die Predigt hielt der Almoſenier der Kaiſerin Eugenie, Abbé Bauer.

Der Graf, ſichtlich vom Sprechen angegriffen, lehnte ſich in den Fauteuil zurück.

An uns war es nunmehr, das Wort zu ergreifen.

Philibert ſtimmte ſeinem Onkel vollkommen bei.

Der Khedive, als Reformator ägyptiſcher Zuſtände, ſpiele in der That eine klägliche Rolle, ſagte er. Was ſollen breite Straßen da, wo die Sonne alles verſengt, und wo die alten engen Gäßchen weiſe angelegt waren? Große, theure Magazine für europäiſche Kaufleute,

zum Schaden der arabiſchen Händler, wo man ſonſt wohlfeiler und alles ächter kaufte.

Die großen Bauten, die im Hochſommer vollendet werden mußten, ſollen neben den vielen Millionen auch Hunderte von Menſchenleben gekoſtet haben, die der angeſtrengteſten Arbeit in der Hitze zum Opfer fielen.

„Ob das Alles auch wahr iſt“ — warf Frau von Weilen ein.

„Sicherlich,“ ſagte der alte Graf, der ſich wieder erholt hatte. „Dieſe ſchauervollen Begebenheiten trugen ſich beim Bau des rieſenhaften Kunſtreitercircus und des franzöſiſchen Theaters zu. Und all Das für den Khedive, ſeinen Hof, die Geſandten und die andere europäiſche Bevölkerung. Man wird vielfach erinnert an die Zeit, da die Israeliten von ihren ägyptiſchen Vögten zum Bau von Städten und Schatzhäuſern getrieben wurden, wenn man die Schaaren brauner Menſchen ſieht, die von ihren eigenen Landsleuten mit langen Stäben zur ununterbrochenen Arbeit angehalten werden, die ihnen keinen Nutzen gewährt. Der Araber beſucht kein Theater, und auf die Kunſtſtücke des Circus blickt er verächtlich, weil er eine ſolche Beſchäftigung entehrend für Mann und Weib hält. Die ſittenloſeſten Dirnen aus Paris halten daneben ihre Waare feil, und die arabiſchen Frauen, ohne Erziehung und ohne ſittliches Bewußtſein, bewundern die Toiletten und die Freiheiten dieſer fremden Koloniſten.

Philibert war wieder gleich mit einer launigen Bemerkung bei der Hand, die ihm jedoch einen lauten Tadel von patriotiſcher Seite eintrug.

Er belachte nämlich das deutſche Kneipenleben an den Ufern des Nil. Daß man dort ſinge und declamire beim Bier wie daheim. Da gibt es ſchon Geſangvereine, auch einen Handwerkerverein, der gute muſikaliſche Kräfte beſitzt. Ein deutſcher Schriftſteller berichtet ſogar in den Blättern, daß ihm die Auszeichnung zu Theil ward von einigen Mitgliedern des Vereins das Geleite bei der Abfahrt zu erhalten.

„Ich bin ein Kind meiner Zeit," rief Vetter Hanns bitterbös, „und finde daran nichts zu belachen. Wir ſind einmal ein gemüthlich Volk und freuen uns auf unſere Weiſe, gleichviel ob die Krokodile und Nilpferde ſich darüber ärgern. Wär' ich dort, ich tränke und ſänge mit. Ich bin jung und weiß nicht ob ich alt werde; darum will ich mich am Leben freuen ſo lang es mir noch angehört. So denken wir Kinder der Zeit und da iſt nichts Arges dabei."

Philibert beruhigte ihn, er wolle nichts dagegen einwenden. Aber am deutlichſten zeige ſich die Anomalie in dem internationalen Handelscongreſſe, der in Kairo während der Kanaleröffnung ſtattfand. Es iſt öffentlich eingeſtanden worden, daß die Mitglieder des Congreſſes, Namens des Khedive eingeladen, bei ihrem erſten Zuſammentreffen in Paris und Mar-

ſeille mit Staunen gewahrten, daß eigentlich Niemand recht wußte, um was es ſich handle. Erſt während der Seereiſe konnten die, welche nicht ſeekrank wurden, die Zeit zu oberflächlichen Beſprechungen anwenden. Sie beſchloſſen vor Allem, nicht wie die anderen „Eingeladenen" ſich betrachten laſſen zu wollen, ſondern als Körperſchaft aufzutreten, dem Khedive die Präſidentſchaft anzutragen, ein Programm zu entwerfen, in welchem es ſich vorläufig nur um „Fragen" handeln konnte und unter ſich einen Vorſitzenden zu wählen.

Abends war man gemüthlich — ich lache nicht, lieber Vetter Hanns — es war gewiß für jeden, der ein deutſches Herz im Buſen trägt, von der wohlthätigſten Wirkung, Herrn von Keudell in der ſtrammen preußiſchen Kuiraſſiruniform unter den deutſchen Landsleuten beim Biere zu ſehen und ihnen Auskunft über Alles ertheilend, was ſie zu wiſſen wünſchten, wenn er es ſelbſt wußte.

Als Hanns hierauf das Wort wieder nehmen wollte, ſchnitt es ihm Weilen mit der Bemerkung ſchnell ab, man möge die Sache von allen Seiten betrachten, die lächerliche ſei die vorherrſchende. Alles war unvollendet, unausgegohren, in ſich widerſprechend und dabei für den Augenblick einer Hoffnung in's Blaue geltend. Das ordinärſte Volk der Preſſe aus Frankreich und zum Theil auch aus Oeſterreich drängte ſich hinzu, um mit Hilfe ſeines Conſuls von dem

Khedive, der die Presse fürchtet, mit fünf und achtzig Franken täglich freigehalten zu werden. Die Consuln vertheilten diese sogenannten „Einladungen“ auch an solche, die recht gut ihre Zeche zu bezahlen im Stande gewesen wären.

Der Kaiser, der Kronprinz, die Staatsmänner, das besuchte nicht den Souverän in der üblichen Form, die selbst aus dem strengsten Incognito kenntlich hindurchschimmert; sondern — ohne daß man sich die Unbequemlichkeit des Incoguito auferlegt hätte — im wahren aller Welt kenntlichen Range, wie man einen nicht souveränen Standesherrn durch solchen Besuch zu ehren, zu beglücken gedenkt.

„Da nennt ihr nur immer den Kaiser, den Kronprinzen, die Staatsmänner,“ rief Frau von Weilen, „und der Kaiserin der Franzosen wird mit keinem Worte gedacht. Wär's dem lieben Onkel nicht gefällig uns zu sagen, ob er denn der hohen schönen Dame gar keine Aufmerksamkeit schenkte?“

Graf Bernhard machte nicht viel Aufhebens. Er sah sie zuerst, als sie sich vom Schiffe an's Land begab. Sie ritt dabei auf einem Dromedar, lachte höchst neckisch, nicht im geringsten wie das rire généreux einer dame de haut parage, unter dem Klatschen und Lachen des arabischen Janhagels, was ihr Spaß zu machen schien. Als sie dann dem österreichischen Kaiser den Arm reichte, hüpfte sie einher, sprach viel und

mit einem Wort, machte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen Weltdame, in ihrem accoutrement: ein seidenes Kleid mit Volants, der Busen und die Schultern halb entblößt, ein schwarzes Hütchen nach letzter Mode, Veilchen vorgesteckt und ein weißer Teint, der so pastös aufgetragen war, daß ihm die Sonnengluth nichts anzuhaben vermochte. Beim Feste in Ismaela sah er sie dann zum zweitenmal. Da war sie schon kaiserlicher, wenngleich nicht eben vornehmer. Sie trug ein dunkles Sammtkleid, durchweg mit Bienen gestickt. Sie sollen aus Brillanten gebildet gewesen sein. Der Graf kam ihr nicht so nahe, um es unterscheiden zu können. Seine Augen trugen nicht so weit. Sie machte eine Polonaisentour mit und entfernte sich hierauf bald, wie die anderen höchsten Gäste auch. Die Räume waren zu klein, die Unordnungen statt Anordnungen in Masse vorhanden, man war froh wieder draußen zu sein. — —

Das Thema war erschöpft; der Suezkanal mag ruhig versanden, oder mit frischen hundert Millionen zu einer rentablen Durchfahrt sich herstellen lassen; seine provisorische Eröffnung war bereits in den offenen Schlund der Tagesereignisse hinabgestürzt, als ich mich anschickte das Leichenresumé darüber zu entwerfen.

Mit dem „westöstlichen Divan" des Khedive wird es nicht besser gehen.

Und für all das ſoll das Journal, ſollen die fliegenden Wiſche der Druckerſchwärze ſchadlos halten?

Närriſcher Wahn! — —

Die unterſeeiſche Telegraphenverbindung mit Indien, die vor wenig Tagen eröffnet wurde, zeigte dagegen ein fertiges Reſultat, vor dem man allen Reſpect haben kann, ſo man überhaupt dazu geneigt wäre.

Prinzen, Lords, Diplomaten ließen zwiſchen London, Indien und Amerika Glückwünſche kreuzen, als wenn es nichts wäre. Unſer Freund Khedive, der König von Portugal, der Präſident der Vereinsſtaaten, der Vicekönig von Indien, antworteten in aller Eile.

Die Gratulation, die der Vicekönig von Indien an den Präſidenten der Vereinsſtaaten ſandte, hatte den weiteſten Weg zu machen, achttauſend vierhundert zwei und vierzig engliſche Meilen, natürlich über London.

In vierzig Minuten war der Glückwunſch angelangt. — Was die Verbindung mit dem äußerſten Oſten angeht, ſo ſind die amerikaniſchen Rieſenbahnen, die einen Welttheil durchſchneiden, bereit, dieſes Geſchäft zu vermitteln.

In Waſhington haben bereits mehrere Gewerbsvereine Denkſchriften bei'm Congreß eingereicht, in welchen ſie um geſetzliche Maßregeln zum Schutze der Taglöhner und Handwerker bitten, gegen die Concurrenz der chineſiſchen Kuli, jener nüchternen und unermüdlichen

Arbeiter, die ſich in Amerika nach allen Seiten hin einniſten.

Es iſt längſt erwieſen, daß man am ſchnellſten von London, Rotterdam, Bremen ungeprellt und ungehudelt nach dem Oſten Aſiens gelangt, wenn man mit dem Dampfer nach Newyork, von dort in ſechs Tagen mit der Pacificbahn nach San Francisco und von hier ſich beliebig nach Aſien einſchifft.

Das iſt mehr, als den Engländern eine Durchfahrt zu verſchaffen, um den ſchändlichen Opiumhandel nach China ihnen zu erleichtern, den ſie jetzt über Brindiſi, das Brunduſium der Alten, ſchon damals Stapelplatz nach dem Orient, leiten wollen und Herrn Leſſeps ein Schnippchen ſchlagen.

Die Pacificbahn wird die Enden der Welt, den äußerſten Weſten mit dem äußerſten Oſten verbinden und einem ununterbrochenen Völkerverkehr dienen.

„Die vereinigten Staaten, ſagte O. F. Peſchel ſchon in der deutſchen Vierteljahr-Schrift (Juni 1857), ſind nicht mehr auf den atlantiſchen Horizont beſchränkt, ſeitdem ſie den Weg jenſeits der Felſengebirge fanden; ſie ſtanden nunmehr auf dem Boden des neueſten Theils der neuen Welt, dem älteſten Staate des älteſten Welttheils im kulturgeſchichtlichen Sinne gegenüber, von ihm getrennt durch einen neuen Ocean, oder vielmehr durch ihn als das vollkommenſte Verkehrsmittel verbunden.

„Das rege Volk der Amerikaner bleibt auch nicht träumeriſch an den Geſtaden ſtehen, ſondern es iſt emſig darüber, ſich eine Zukunft in Aſien zu ſuchen.

„Während dies von ihnen auf dem naſſen Wege erreicht werden ſoll, hatte ſchon längſt ein mächtiger Gehilfe ihnen vorgearbeitet. Die Ruſſen haben von Sibirien aus ihre Macht in Aſien ſtets weiter, man möchte ſagen, ungeſtört ausgedehnt. Das Mutterland wächſt gegen Aſien hinaus, der Zuſammenhang mit der Eroberung wird nie unterbrochen. Bei den großbritaniſchen Beſitzungen in Indien bietet nur das Meer einen ſolchen Zuſammenhang, das heißt: die Herrſchaft über das Meer, das vergänglichſte Moment politiſcher Kraft.

„Es ſcheint beſchloſſen, daß das große aſiatiſche Feſtland, dem die Halbinſel Europa angehört, von den occidentaliſchen Völkern in einer Weiſe europäiſirt werde, die von den prahleriſchen Kindereien des Khedive ſich mächtig unterſcheidet.

„Die Kataſtrophe wird damit enden, daß europäiſches Weſen und abendländiſcher Geiſt durch die geſprengten Thore des Reiches der Mitte triumphirend einzieht in den volkreichſten Staat des klügſten und am früheſten verfeinerten Volkes.“ —

Mit dieſer ſo wohl begründeten Anſicht des treff-

lichen Peſchel hatte ich geſucht die entſtandene Pauſe auszufüllen, da trat Philibert mit einem Zeitungsblatt in der Hand wieder in unſern Kreis.

„Damit es nicht den Anſchein hat, als ob ich dem Vicekönig von Aegypten darüber zürne, daß er uns keine Einladung ſchickte, und nur die Kehrſeite des Unternehmens in greller Weiſe beleuchtete, um mir dafür eine gewiß beſcheidene Genugthuung zu verſchaffen, da es nur gleichſam unter vier Augen geſchah, ſo kann ich zur Rechtfertigung des von mir Vorgebrachten einen Gewährsmann ſprechen laſſen, dem Niemand die Anerkennung verſagen wird. Es iſt einer von den in lebendiger Schilderung von Erſchautem und Erlebten nicht leicht zu übertreffenden Schriftſtellern, Hackländer, der vom Khedive eingeladen, mit der ehrendſten Gaſtfreundſchaft ganz beſonders ausgezeichnet wurde und unter dem Titel „Aegyptiſche Bilderbogen“ ſeine Reiſeberichte in einem Wiener Blatt abdrucken ließ.

„Obgleich er überall höchſt rückſichtsvoll ſich äußert, ſeine Erwartungen von der glänzenden Zukunft des Unternehmens ſo hoch ſpannt als nur immer möglich und für den Khedive nur das Beſte in Bezug auf ſeine Abſichten und deren Erreichung in Bereitſchaft hat, ſo gelangt er dennoch zu einem Abſchluß, einem Total, dem er Ausdruck zu geben ſich nicht verſagen will.

„Ich leſe euch die Stelle vor; es iſt nicht lang und

trägt das Intereſſe in ſich, meine früheren Aeußerungen zu bekräftigen.

„Ich hatte Kairo ſeit achtundzwanzig Jahren nicht geſehen," ſchreibt Hackländer, „und fand hier Alles unter dem ſteigenden europäiſchen Einfluſſe und gerade nicht zum Vortheil der altorientaliſchen Stadt verändert.

„Nur in den engen, dunkeln Bazars mit ihren Schattendecken aus Teppichen oder Matten, hoch oben über die gewundenen Gaſſen geſpannt, hat ſich noch das alte, reizende, orientaliſche Leben erhalten, und hier haben wir wieder manche Stunde vertrödelt und verträumt; das ſind immer noch die alten gemüthlichen Geſellen, auf einem Stückchen bunten Teppichs kauernd, das Nargileh rauchend, den Tſchibuk, leider auch häufig die proſaiſche Papier-Cigarre.

„Da haben wir uns wieder einmal von ihnen zeigen laſſen die bunten Teppiche aus Perſien, Smyrna und Kurdiſtan; die Waffen aus Damaskus oder Koraſſan, vielleicht auch aus Solingen; da haben wir gehandelt um den ächten gelben Tabak aus Kleinaſien, oder um den braunen Satakieh, um einen dunkeln Burnus, oder um eine bunte Kuffieh, das Kopftuch, das hier alle Welt trägt.

„Da ſind wir als gute Freunde von ihnen geſchieden, auch wenn wir nicht des Handels einig wurden

und mit dem bekannten Augenaufſchlagen und dem gewiſſen Zungenſchnalzer entlaſſen wurden.

„Und die alten, ehrwürdigen Pyramiden, Aegyptens uraltes Wahrzeichen, freilich ſtehen ſie noch da im Sande hinter dem ſchmutzigen Orte Gizeh, und die Tauſende von Fremden, die an ihnen auf und ab geklettert ſind, haben die Phyſiognomien der uralten Steine nicht verändern können.

„Bakſchiſch wird dort noch auf jeder Stufe verlangt, ächte und falſche Skarabäen werden dort noch immer von zerlumpten Arabern zum Verkauf angeboten; noch immer ſtarrt das Rieſenhaupt der Sphynx gegen Oſten auf die weite Fläche hinaus, wie träumend von längſt vergangenen Zeiten, wenn ſie den wehenden wirbelnden Sand ſieht — aber — bis an den Fuß der Pyramide des Cheops führt eine breite, mit Akazien bepflanzte Fahrſtraße und mündet in den Hof eines Landhauſes, das ſich der Khedive ſeitwärts erbauen ließ, während wenige Schritte unterhalb deſſelben ein Hotel entſtand, in dem man für zwanzig Francs täglich in Koſt und Logis genommen wird . . . . .

„Schrecklicher Gedanke! Der gewaltige Zauber der Einſamkeit, der früher die Rieſengräber der Pharaonen ſo poetiſch umwehte, iſt gebrochen, aber nicht glücklich gelöſt worden. Man wird künftig auf der Spitze der Pyramiden das Frühſtück einnehmen, vielleicht an dem Steinſarge Cheops diniren und langweilige Geſichter

werden es beautifull finden, ihren Thee zwiſchen den Tatzen der Sphynx zu trinken.

„Immerhin — uns bleibt die Erinnerung, welche überhaupt das Schönſte im Leben iſt, und wenn wir uns mit einer glücklichen Phantaſie zurückträumen in unſere oft mühſamen Fahrten in dem Wunderlande Aegypten, werden alle Schatten verſchwinden und wir gedenken nur der Palmenpracht des Nilthales mit dem Wunderbaue der Pyramiden.“ — — —

Schloß N.....

Nachts auf dem Zimmer.

Ich verließ ſtillſchweigend den Salon, um dieſen langen ſiebenten Brief endlich abſenden zu können.

Die Kaiſerin Eugenie zu Dromedar, brachte mich auf einen Dromedar, der mir einſt in Fontainebleau gezeigt worden war, der Napoleon I. in Aegypten getragen, von deſſen Höcker herab er vielleicht die famoſe Anſprache an ſeine Soldaten hielt vor der Schlacht bei den Pyramiden.

Das alte Thier wurde in Ehren gepflegt. Es bekam ſeinen Bedarf an rauhen Diſteln, ſo lange ſie ſein Magen verdauen konnte.

Dann war's ebenfalls um jene Zeit, bei unſerer zweiten Einnahme von Paris, 1815, als ich mir in der Pariſer Notre-Dame den Schatz der Kirche beſah. Man zeigte mir zuerſt den Krönungsmantel Napoleons I.,

aus dunkelviolettem Sammt, durchweg mit Bienen geſtickt und mit Hermelin gefüttert.

In der Abtheilung unter dieſem bekam ich den Mantel uud die anderen Paramente in weißer Seide und Gold zu ſehen, womit der kurz darauf von Napoleon gefangen gehaltene Papſt Pius VII. bekleidet war, als er die Weihe der Salbung an ſeinem Kerkermeiſter zu vollziehen, unter militäriſcher Bedeckung nach Paris geſchafft worden war. —

Ich bitte meine Leſer mir für den Raum einer halben Stunde zu erlauben, die Gegenwart bei Seite zu laſſen und ſie einzuladen mir zu folgen.

Es iſt ein Halt, den ich am Ende einer großen hiſtoriſchen Periode in Anſpruch nehme. Und ich fühle mich nicht unberufen das Wort zu ergreifen.

Es war im Jahr 1807, da ſah ich Napoleon, den Kaiſer, zum erſtenmal.

Oberſt Forreſtier, unſere Einquartirung, verſchaffte mir die Gelegenheit. Er führte mich in den innern Schloßhof, um die Ankunft des Kaiſers zu ſehen, der von einem Ausritte erwartet wurde.

Man wußte damals nichts von Holzſchnitten. Die Bilder, die man von dem Helden des Tages ſah, waren geſchabt, verwaſchen, geätzt, oft ſchlecht colorirt — ſie ſtellten ihn vor wie einen Bramarbas, in der ſchwerge-

ſtickten Marſchallsuniform, dem dreieckigen goldbordirten Hut, mit dem Buſche dreifarbiger Straußfedern, und in der Gegend der Magenhöle mit breit umgelegter dreifarbiger Schärpe. Immer in ganzer Figur.

Und nun, wie ſoll ich mein Erſtaunen ſchildern!

Ich war überraſcht von Napoleons Schönheit. Ein Burſche von ſechszehn Jahren, wie ich damals, weiß doch wohl über das zu urtheilen, was ſchön oder nicht am Menſchen.

Ein kleines, feines, ebenmäßiges Geſicht, die Farbe ein tiefes Gelb, durchaus nicht krankhaft, wie es den Südländern eigenthümlich, dunkelſchwarz glänzende, glatt anliegende Haare und bei'm Oeffnen des Mundes ein Zug von blendender Lieblichkeit.

Das Alles wurde während eines Moments ſichtbar.

Napoleon ſprengte zum Thor herein.

Zwei Stallmeiſter fielen ihm in die Zügel.

Er ſprang ab, ſtreichelte den Gaul, einen Schimmel, und ſprach ſcherzend einige Worte zu ihm hin.

Dann ſtieg er ſchnell ein paar Stufen hinan und verſchwand hinter dem Vorbau, der den Eingang zur ſogenannten Kammertreppe den Blicken entzog.

Das Einzige, was auffallend in dem Geſichte hervortrat, war ein etwas ſtark hervortretendes Kinn.

Wenn Winkelmann ſagte: „Auf der Stirne des Apoll ſitze Menſchenverachtung" — es mag fürchterlich

für Den klingen, der im Stande iſt die Erhabenheit des Gedankens zu erreichen.

So iſt mein hier folgender Vergleich abſichtsloſer:

Das ſtark geformte Kinn deutet auf Mannesmuth, feſten Sinn, Beharrlichkeit. Es ſcheint mir nicht unwichtig es ſo zu faſſen. Die unterſetzte Statur war durchaus zierlich. Man muß bedenken, daß der ſtark hervortretende Bauch durch den Schnitt der Uniform bedingt wird. Im grauen Ueberrock war dies nicht der Fall. — —

Als Napoleon geſtorben war, ſorgte ich alsbald, von St. Helena einen ächten Originalabguß ſeiner Todtenmaske zu erhalten.

Es waren dieſelben feinen Linien, nur etwas in die Länge gezogen. Die Augen waren geſchloſſen. Der Mund war geöffnet und zeigte die Kronen einer Reihe ſchön geformter Zähne. —

So war der Kaiſer der Franzoſen Napoleon.

Der Kontraſt wird nur deſto greller hervortreten, wenn wir uns nach dieſer Excurſion zu ſeinem Gegenſtück wenden: Gefühllos wie Marmor, verſchmitzt, perfid. Tauſend Widerſprüche in Charakter und Geiſt.

Im Jahr 1812, es war im ſchönen Monat Mai, da alle Blüthen ſprangen, führte der franzöſiſche General Loiſon das Kommando in Königsberg. Neben ihm exiſtirte keines. Die offene Stadt, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Preußen wie

es damals noch beſtand, war der Sammelplatz der Heeresmaſſen, die Napoleon I. von hier über den Niemen nach Rußland führte.

Ehe er ſelbſt eintraf, denn darüber hin waren etwa fünf Wochen verſtrichen, lief eine gar ſeltſame Zumuthung bei den Königsberger Stadtverordneten ein. Es klang wie eine poetiſche, wehmüthige Regung, trug aber zugleich ein Etwas in ſich, das einem Schimpf ähnlich ſah.

Napoleon hatte den beſtimmten Wunſch, ſo viel als Befehl — ausgeſprochen, er wolle während ſeines etwa dreitägigen Aufenthalts die Räume bewohnen, welche von der Königin Luiſe während ihrer letzten Anweſenheit bewohnt worden waren. Der Königin, der er, um den Preis ihrer Ehre, Preußen wieder herſtellen wollte.

Die Väter der Stadt ſteckten die Köpfe zuſammen. Das war der Kirchenrath Buſolt'ſche, ehemals Hippelſche Garten, mit dem großen *Salve!* über dem jetzt immer verſchloſſenen Thor und mit Verſen nach damaligem Styl geſchmückt, wie: „Verliebte wandeln im Thal, Denker auf den Höh'n, die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehn!“

Man unterſuchte das Haus und die umliegenden Höfe. Da war ſchwer herauszukommen. Für den Kaiſer nothdürftig, für den perſönlichen Dienſt, bah! mit dem werden keine Umſtände gemacht; allein mit dem Gefolge! In dieſer Bedrängniß plötzlich ein neuer Allarm.

Graf Segur, der Haus- und Reiſemarſchall iſt ein-

getroffen und verlangt, daß ihm Guides zur Verfügung geſtellt werden, um ihn in ſeinen nothwendigen Geſchäftswegen zu führen.

Man eilt in die Stadt. Der Graf iſt erzürnt über das deutſche Phlegma, das ſich ſo langweilig in der Angelegenheit benahm. Es wird ihm Bericht erſtattet. Was iſt zu thun? der Kaiſer trifft vielleicht ſchon am Nachmittag ein.

Da kommt Einer darauf, daß die Königin Luiſe einmal in dem großen gräflich v. d. Gröbenſchen Hauſe, in der Landhofmeiſterſtraße gewohnt habe. Damit wäre für das Gefolge geſorgt und der Kaiſer müſſe mit den großen Räumen im Schloſſe ſich zufrieden ſtellen laſſen, da nichts anders für ihn ausfindig gemacht werden könne.

Einige junge Bürgerſöhne, die geläufig franzöſiſch ſprachen, wurden als Guides in's Schloß berufen und für mich ſorgte der Statdrath Bertram, ein intimer Freund meines Vaters, ſo gut, daß ich zum eigentlichen Guide de l'empereur angenommen und als ſolcher dem Grafen Segur vorgeſtellt wurde und meinen Platz im Vorſaal zu den Gemächern angewieſen erhielt.

So hatte ich den Vormittag über ruhig und ungeſtört dageſeſſen, als plötzlich Stadtrath Bertram mit ſchnellem Satze hereinſprang und mir zurief: „Jetzt aufgepaßt! Jetzt geht's los!“

Und wirklich wurde eine Vache und dann eine zweite von Livreebedienten hereingetragen, geöffnet und ihres Inhalts entleert, der proviſoriſch auf ein paar Tiſche gelegt wurde, die ſchnell zuſammengeſchoben wurden.

Ich ſah verdutzt hin und rührte mich nicht. Die Bedienten entfernten ſich ohne auf mich zu achten.

Als ich mich jetzt näherte und ein Nachtgeſchirr, eine chlisopompe, ein bassin, Alles von purem Gold und mit dem kaiſerlichen Adler geſchmückt, beſah und ſogar anzurühren mir erlaubte, wurde ich plötzlich durch einen heftigen Druck am Kopfe erſchreckt. Ich greif darnach, aber zu gleicher Zeit ſeh' ich mich in dem Spiegel, Napoleons kleinen Dreiſpitz auf dem Kopfe, den mir Bertram aufgeſetzt hatte und dazu wie ein Kobold lachte.

Zum Glück blieben wir ungeſtört. Der kleine Hut war mit Badinen, Gerten und andern familiären Gegenſtänden angekommen.

Endlich erſchien Napoleon, ein Gefolge von Fürſten; Mameluken im Corridor; eine Abtheilung Chasseurs à cheval; ein Piket von dreihundert grénadiers de la garde. Und dazu die Buſoltſche Idylle! —

Am andern Tage frühſtückte ich mit einigen von den Dienern. Die Speiſen waren von den franzöſiſchen Köchen bereitet. Das Dejeuner des Kaiſers wurde zu gleicher Zeit an unſerm Tiſche vorübergetragen. Zwölf Braves des Braves, völlig kriegsgerüſtet, escortirten

die Speiſen, damit kein unangenehmes Gewürz hineinfalle.

Während des Eſſens erhielt ich von Ségur den Befehl, mich um drei Uhr bereit zu halten, um den kaiſerlichen Zug in den Hafen zu führen. Und ſo geſchah es. Voraus zwei Chasseurs à cheval, die geſpannten Piſtolen auf das Volk gerichtet, zwiſchen ihnen ich im Wagen, dann Mameluken, der Kaiſer, die Fürſten u. ſ. w. Ich ſah nichts davon, da ich vorwärts zu ſchauen hatte. Und als ich in's Schloß zurückkehrte, wurde mir geſagt: „man bedürfe meiner nicht mehr. Adieu!“

Wenn man Alles, was ich hier nach beſtem Wiſſen über des Kaiſers Erſcheinung in Königsberg mitgetheilt habe, zuſammenfaßt, ſo muß man erkennen, daß zwiſchen dem erſten Entſchluſſe zum Aufbruch und ſeinem eigentlichen Beginne ein Niederſchlag der Gefühle ſtattgefunden, wie er nur auf eine Weiſe zu erklären möglich wird.

Eine Zuverſicht mit einer ſcheinbaren Anwandlung von Poeſie und dann das Uebrige, bis zur Ueberſchreitung des Niemen.

Man ſagte ſich, irgend eine unheilvolle Prophezeihung der Lenormand läge dahinter verborgen, denn er war abergläubiſch. Sicherer ſcheint mir anzunehmen: daß ein plötzliches Inſichgehen ihn ergriff. Der alte Wahlſpruch des Camoëns iſt mir ſtets gegenwärtig:

„Es kann ſich über Zukunft leicht belehren, der auf des Herzens Ahnungen will hören.“ —

Meiner Guidenſchaft enthoben, war ich jetzt auf dem Schloßplatze und ſah, wie Napoleon auf ihn herunter ſchaute.

Er ſtand, den Hut auf dem Kopf, am offenen Fenſter, die Arme gerad zu beiden Seiten auf das Fenſterbrett geſtemmt. Sein Sinn ſchien abgewandt von der Scene.

Ich ſah ſein Auge in die Ferne ſchweifen und vielleicht in der dichten Maſſe des in ſtillem Ingrimme verharrenden Volkes den Urheber eines Gedichts ſuchen, das eben friſch aus Spanien angekommen ſein ſollte und geheimnißvoll — jedoch in deutſcher Sprache — verbreitet worden war und eine trübe Weiſſagung des alten Berggeiſtes „Pyrenäus“ für den Weltbezwinger in prächtigen Terzinen enthielt. Der Verfaſſer war ein Königsberger Student, Friedländer, der vor einigen Jahren als Profeſſor in Halle geſtorben.

Mit dieſem Gruße ließ man ihn ſeinem entſcheidenden Verhängniſſe entgegenziehen; mit anderen, eigends für den Zweck erſonnenen Grüßen empfing man ihn in Königsberg, nachdem ſich jenes erfüllt hatte.

Herr von Kotzebue, der nicht nur ruſſiſcher Generalconſul, ſondern auch Theaterdirector bei uns war, ſorgte für ein Gelegenheitsſtück „Der Flußgott Niemen und noch Jemand;“ in welchem der alte Gränzſtrom perſonifizirt, im Geſchmacke des Charon

coſtümirt, ſeinen Nachen in Bereitſchaft hält und dem „Noch Jemand“ in der Geſtalt Napoleons tüchtig in Knittelverſen die Leviten lieſt.

Alle Abende gegeben, füllte das Stück das Theater. Das Publikum ließ keine Schimpfrede auf den Boden fallen, eine jede war ſeiner Seele entnommen. Aber wenn dann noch zum Schluſſe, um den Reiz zu verſtärken, gar der alte Fritz in einer Glorie erſchien, ganz ſo als ob er lebte, dann war's ein Lärm, wie man ihn zur Zeit wohl wieder in den Theatern hört.

Dieſem Empfange in Königsberg, fehlte es dem von der Bereſina nach Hauſe flüchtenden Kaiſer auf der Weiterreiſe nicht an ähnlichen Kundgebungen.

Ein Berliner Künſtler hat in Form einer Viſitenkarte einen großen zottigen Hund abgebildet, der Waſſer aufleckte. Erwärmte man die Karte über einem Lichte, ſo wurde der Hund grün wie Galle und das Waſſer roth wie Blut und im Innern ſeines Leibes wurde ein kleines Kärtchen ſichtbar, jener Länder, die er verſchlungen hatte.

Ein anderer Hund zeigte, gegen das Licht gehalten, ſtatt des Hundkopfes das Porträt Napoleons.

Ein Porträt Napoleons aber verwandelte ſich durchſcheinend in einen Haufen Todtenköpfe.

Während dieſer ſchmählichen Verhöhnungen ſtanden die Preußen auf, wurden die Schlachten an der Katz-

bach und bei Leipzig geſchlagen und Napoleons Thron von Paris nach Porto Ferrajo auf Elba verlegt.

Aber ſelbſt ſein Unglück verſöhnte die Völker nicht.

Ein Blatt erſchien, auf welchem man den Exkaiſer, eine lächerliche Krone auf dem Haupte, auf ſeinem vom Meer umſpülten Felſen ſitzen ſah, ein Scepter in der Hand, ſeine Truppen exercirend. Dieſe waren Ratten und Mäuſe in langen Kolonnen aufmarſchirt, die eigentlichen Autochthonen der Inſel Elba, und wie man weiß, ein kriegeriſches Geſchlecht, das Alles benagt was es erreichen kann.

In Frankreich erſchien Napoleons Jugendgeſchichte und ſeine erſten Liebſchaften, in welchen er als Scheuſal figurirte. Das waren die dem Träger des Namens „Napoleon“ zuletzt gezollten Ehren.

Alle dieſe Pasquille wurden ungeſtraft in Paris verkauft; und man darf hinzuſetzen, daß die große Maſſe daran keinen Aerger nahm. So gründlich haßte man den Mann, deſſen goldenes Sternbild von der Vendomeſäule geriſſen, an einem Stricke durch den Koth geſchleift worden war.

Jetzt zündete das Vive Henri IV.

Vive Henri IV. Vive ce Roi vailliant!
Ce diable en quatre, a le triple talent,
De héros et de battre, et d'être un vert-galant[1])!

1) Un vert galant. Ein luſtiger Courſchneider, nach heutigem Ausdruck.

J'aimons les filles, et j'aimons le bon vin!
Comme nos bons drilles[1]) à de petits refrains &c.

Die Kugeln welche Labédoyère und Ney niederſtreckten, trafen zwar ſchmerzlich das Herz der Nation; die „gloire“ war dahin; aber dennoch erzählte man ſich ſchon die „mots généreux“ des geiſtreichen Louis XVIII., die Herzogin von Berry war bald die Beſchützerin von Allerlei geworden, was den Pariſern Spaß macht. Es gab ein théatre de Madame, eine bonnetière, eine couturière und Gott weiß was Alles, „de Madame.“

Fuhr der König aus, ſo ſpielten die Drehorgeln: „Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille“ und „Aux coeurs bien nés que la patrie est chère.“

Aber ſelbſt während der Hundert Tage ſang man Napoleon unter der Naſe ein Lied, welches den Refrain hatte: „Rendez-nous notre père de Gand,“ — Gent — wohin ſich Ludwig XVIII. vor ihm geflüchtet hatte.

Als die Polizei einſchreiten wollte, zeigte man das Lied gedruckt und da ſtand: „Rendez-nous notre paire de gants.“ Es war, wie ſie behaupteten, ein Volkslied, etwa wie unſer: „zu Lauterbach hab' i mei Strumpf verloren.“ Ganz unſchuldig. —

Auch Karl X. wurde perſönlich geliebt. Er beſaß

1) Comme nos bons drilles, wie unſere Soldaten (drille, alt für Soldat).

nicht den Geiſt ſeines Bruders, aber er war der vollkommenſte Cavalier d'ancienne souche und Meiſter in der Kunſt der mots généreux.

Nach Ausſage der Kenner in ſolchen Dingen bezauberte er Alles, was ſich ihm nahte. Ich denke hierbei nicht an die eigentlichen Legitimiſten: aber es ſchlug noch im ganzen franzöſiſchen Volk eine Ader, durch die das Blut heißer und beſchleunigter rollt, wann ein Enkel des heiligen Ludwig den Thron einnimmt.

Trotz aller Verirrungen, aller Ueberſtürzungen, erwacht zu Zeiten der Ernſt im Menſchen, der zur Rückkehr, der zur endlichen Sühne treibt.

So viel ſteht feſt, daß für Napoleon alle Sympathien erloſchen waren, daß man ſeiner Familie mit Geringſchätzung gedachte und ſicherlich keinem einzigen Gliede derſelben eine von den großen Eigenſchaften beimaß, die den Kaiſer ausgezeichnet hatten, und daß es damals wohl keinem Franzoſen in den Sinn kam, einen Napoleoniden ſich als Prätendenten zu denken. —

Selbſt ſeine Wittwe, Maria Luiſe von Oeſterreich, die Napoleon den Titel „Kaiſerliche Majeſtät“ als Herzogin von Parma verdankte; die Mutter des „Königs von Rom,“ den ſie als Herzog von Reichſtadt, „im Garten von Schönbronnen,“ auf das Kläglichſte verkommen ließ, ſorgte für eine würdigere Nachkommenſchaft, indem ſie zu einer morganatiſchen Ehe ſchritt und in dieſer eine ganze

Reihe Kinder zeugte, die ſie trefflich verſorgte, und ihnen den Namen Montenuovo (Neuberg, Neipperg) beilegte.

Kann es einen ſtärkeren Beweis der Verachtung Napoleons geben, als den ſeiner eignen Frau, aus hochfürſtlichem Geblüte? — Ha! —

Ich war dazu gekommen, einen Milchbruder Napoleon I. nicht nur genau kennen zu lernen, ſondern auch durch ihn eine Charakteriſtik der ganzen Sippe zu erlangen, die er — der Kaiſer — zu Macht und Reichthum erhoben: dieſen Survillers, einſt König von Spanien, jenen St. Leu, einſt König von Holland, dieſe Murat, Borgheſe, Hortenſe, Bacciochi! E tutti quanti!

Der Milchbruder Santini trieb ſich mit dem Burſchen Alexander Bonaparte (der heilige Napoleon kam erſt ſpäter hinzu) in den Gaſſen des kleinen ſchmutzigen Ajaccio herum. Es dauerte jedoch nicht gar lange. Mit dem elften Jahre wurde Bonaparte nach Brienne in die Militärſchule geſchickt, weil ſein Geiſt ſich bedeutend entwickelte, und ſein Vater Hoffnungen darauf gründete.

Als dann aus dem Burſchen Bonaparte Napoleon geworden war, zog er Santini zu ſich. Er begleitete ihn überall hin. Zu glänzenden Heldenthaten konnte

er ihn jedoch nicht ſtempeln, dafür füllte er den intimen Dienſt um den Kaiſer vollſtändig aus. Bei'm Entkleiden, bei'm Aufſtehen, in der Nacht, am Tage, wann die Geſchäfte ruheten, immer war Napoleon und Santini beiſammen und dieſer hatte das Ohr des Kaiſers, das er jedoch als ſehr gewiſſenhaft und von dem Stolze der Ehrlichkeit dnrchdrungen, wie ich ihn durch drei Jahre zu kennen Gelegenheit hatte, nie auf die Weiſe alltäglicher Günſtlinge mißbrauchte.

Es war in Brünn, während ich dort drei Jahre als Schauſpieler lebte. Santini war mit Napoleon auf Elba geweſen, hatte mit ihm den Triumphzug nach Paris mitgemacht und die hundert Tage in ſeiner gewöhnlichen Function hantirt. Da kam das Exil auf St. Helena, und dahin durfte ihm kein Santini folgen. Der treue Diener ſeines Herrn wurde nach Brünn internirt und dort ziemlich obenhin überwacht, da er von hier nichts unternehmen konnte, was nur irgend eine Folge zu haben verſprach. Oeſterreich zahlte ihm eine Subvention von monatlich hundert Gulden.

Ich ſuchte Santinis Bekanntſchaft, was *mich* einem Verdachte bloßſtellte, weil damals die deutſche Jugend zu rumoren begann. Mir gleich. Nach unſerer erſten Begegnung, ſuchten wir uns auf; fanden uns; machten täglich unſere Spaziergänge in dem Santini angewieſenen Raume, und mein geläufiges Franzöſiſch erleichterte die Sache bedeutend.

Mit dem Jahre 21 hörte die monatliche Subvention auf. Napoleon war todt, Santini erhielt noch einmal zwölfhundert Gulden und hatte Oeſterreich zu verlaſſen, wenn die Familie des Kaiſers ſich nicht ſeiner annehmen wollte. Alle wieſen jeden Anſpruch Santini's zurück. Sie hätten ihr ganzes Unglück dem unerſättlichen Ehrgeiz des Kaiſers zu danken und wollten ſein Andenken für immer aus ihrem Gedächtniß auslöſchen.

Endlich meinte Joſeph, nunmehr Graf von Survillers benamſet, einem menſchlichen Gefühl Gehör zu geben, indem er Santini den Antrag ſtellen ließ, als Kammerdiener bei ihrer Mutter, Madame Lätitia in Rom einzutreten, wo er einen leichten Dienſt haben würde, die wenigen Beſuche anzumelden, die ſich bei ihr einfinden.

Darauf antwortete Santini kurz und beſtimmt.

„Ich, der die Ehre hatte, dem Kaiſer perſönlich zu dienen, nehme keinen Dienſt bei einem von ſeiner Familie an.“

Wir begingen einen recht rührenden Abſchied. Armer Santini!

Er war mir entſchwunden. Ich hörte nichts von ihm.

Das war im Jahr 1821. Drei und dreißig Jahre ſpäter führt mich ein Zufall, den ich mir nicht geträumt hätte, wieder nach Paris. Ich hatte den Auftrag erhalten, mit meinem alten Freunde Giacomo

Meyerbeer Unterhandlung zu pflegen über die erſte Vorſtellung ſeines „Nordſtern,“ die er in Stuttgart aufführen laſſen und ſelbſt einſtudiren und dirigiren ſolle.

Wie ich nun da ſo Abends mich in das Gewühl des Boulevards menge, ſtellt ſich einer mir in den Weg. Es iſt Santini. Welche Ueberraſchung!

„Wie mir Louis Philippe meinen alten Herrn ſo hoch in Ehren hielt, ihn wieder auf die Siegesſäule ſetzte, und zwar ganz ſo, wie er war, im grauen Rock und kleinen Hut, da faßte ich mir ein Herz und meldete mich zu einem Dienſt. Gleichviel was. Denn ich war nahe am Verhungern und hätte bei den Bauern als Knecht gedient, wenn ſie mich nehmen wollten.

„Und der weiſe König hörte mich gnädig an. Ich hatte mich nicht verrechnet.

„Maintenant je suis de la maison du Roi!“ rief er lachend und lud mich andern Tages in die Tuilerien, um mit ihm zu frühſtücken.“

Weiter erfuhr ich nichts mehr von ihm. Er war bedeutend älter als ich. —

Und noch einmal kam ich in eine nähere Beziehung zu Napoleon I., und das ſoll hier ſogleich eine kurze Erwähnung finden.

Als ich mein Haus in Baden bewohnte, kommt die Gräfin Luxburg von Säckenheim herüber und beehrt mich mit einem Beſuche, der zu einem Geſchäfte

die Einleitung bilden ſoll. Eine längliche Geſtalt, aus deren Kopf zwei tief dunkle Augen blicken, die allenfalls auf eine einſt vorhandene Schönheit ſchließen laſſen.

Sie iſt die Mutter jenes einſt vielfach genannten Grafen Leon, eines wilden, zügelloſen Menſchen, eines natürlichen Sohnes Napoleon I. Er prozeſſirt mit ſeiner Mutter, gegen die er die unverſchämteſten Anklagen erhebt, um die Herausgabe des Vermögens, das ihm, nicht ihr gehöre.

Als eine Lebensaufgabe betrachte ſie es, ihre „Denkwürdigkeiten" herauszugeben, und ſie habe zu deren Redaction Jules Janin auserſehen gehabt; dieſer nehme aber in Zeitungsartikeln ſo ſchmählich Partei gegen ſie, wahrſcheinlich von ihrem Sohne durch große Verſprechungen gewonnen, daß ſie auf ihn nicht mehr rechnen dürfe, und da ſei ihre Wahl auf mich gefallen. Ich erſchrack und verſtummte; ſie überſprudelte von meinen großen Vorzügen, ſie beſchäftige ſich viel mit Literatur und da kenne ſie meinen Werth aus Ueberſetzungen.

Neugierig war ich denn doch zu wiſſen, wie ſie zu Napoleon oder er zu ihr gekommen.

Sie war die Tochter eines armen Offizier und wurde in St. Cyr erzogen. Bei den Prüfungen war der Kaiſer ſtets zugegen. Die Fragen, die an ſie ergingen, beantwortete ſie offen, klar und beſcheiden, und Napoleon lobte ſie. Am ſelben Abend lud ſie die Murat, ſeine ſtändige Kupplerin, auf ihr Zimmer

ein, um ihr einige Geſchenke für ihr gutes Beſtehen bei der Prüfung zu machen. Im Zimmer ſtand ein gedeckter Tiſch mit Näſchereien, Wein und feinen Nippes. Kaum noch hatte ſie Zeit gehabt Alles zu beſehen, als der Kaiſer durch eine Tapetenthür eintrat, durch welche die Murat alſogleich verſchwand.

Napoleon zog die Erſchrockene feſt an ſich und erlaubte ſich eine Unanſtändigkeit. Sie hob die Hand und gab ihm eine Ohrfeige.

„Ah, que vous êtes sotte!“ rief er lachend und rief die Murat herein, die dem dummen Mädel ihre weiſen Lehren einprägte.

„Eh bien! je suis contente! je suis l'épouse d'un Comte du St. Empire.“

Die Luxburg wurden mit anderen Edelleuten von jenem Kurfürſten von Bayern, jenem Kaiſer Karl VII. gegraft, der mit Spanien und Frankreich verbunden, Deutſchlands Boden mit Blut düngte und Maria Thereſia ihr Erbe entreißen wollte.

Der Comte du St. Empire, der der Gräfin zu Theil wurde, war übrigens ein Gegenſtand allgemeinſter Verſpottung, ſeiner Dummheit wegen.

Daß ich die mir zugedachte Ehre zurückwies, wird man mir glauben.

Das nicht unbedeutende Vermögen ſoll jetzt den deutſchen Luxburg zugefallen ſein. —

Erſt mit Louis Philippe, der alsbald der ge-

meinſten Verſpottung anheimfiel, erhoben ſich vereinzelte Stimmen zur Verherrlichung des „Mannes.“

Zwei junge Gascogner Méry und Barthélémy ſchrieben ihren „Fils de l'homme“ und gaben die „Némésis“ heraus. Philippon erfand ſeine unheilſchwere „Birne,“ um in der „Carricature“ des Königs Kopf zu verſinnlichen; der Regenſchirm den er ſtets unter dem Arme trug, und die „poignées de main,“ mit denen er bald nach ſeiner Erwählung Krethi und Plethi regalirte — dies Alles wurde für ihn zu Geißelhieben der Satyre.

Mit ſeiner Erniedrigung wuchs aber die Erinnerung an die Gloire, und an Den, dem man ſie verdankt hatte. Als der König im verſöhnlichen Sinne den Kaiſer nicht als Imperator, ſondern in ſeiner populärſten Erſcheinung wieder auf die Vendome-Säule ſtellen ließ, beging er den ihm ſchädlichſten Mißgriff. Der Mann im kleinen Hute trug bald den Sieg über den Mann mit dem Birnenkopfe davon. —

In Deutſchland fand dieſe Rehabilitation des „kleinen Korporal“ Widerhall. Ein Jahrzehent war eben erſt verſtrichen; die Wunden der langen Kriege Napoleons waren noch nicht vernarbt, und ſchon ſollte den Leuten weiß gemacht werden, daß man den vor Kurzem noch allgemein verwünſchten Unterjocher vom objectiven Standpunkte der Geſchichte in ſeiner Größe zu bewundern habe.

Heine ließ ſeinen Tambour Legrand durch die Welt trommeln und der Janhagel lief wie mit einer Wachtparade hinterher. Aber an dem Tage, als man des Kaiſers Standbild wieder auf die Säule ſtellte, ließ ſich eine Stimme von Paris aus vernehmen; die ächt patriotiſche Stimme eines jungen Franzoſen, Auguſt Barbier, welche für Frankreich ehrenvoller klang, als die des undeutſchen Heine für uns.

Ich will es hier verſuchen, die Gedanken des Dichters ſo treu als möglich wiederzugeben, wenn es mir auch nicht gelingen ſollte, der Macht des Ausdrucks im vollſten Maaße gerecht zu werden.

I.

Auf, Heitzer, ſchnell herbei die Kohlen,
Mit Eiſen, Kupfer, Blei heran,
Den Blaſebalg laßt Athem holen,
Bediene recht die Glut, Vulcan!
Gib fette Speiſe dieſem Schlauche,
Damit ſein Zahn ſie raſch zermalmt,
Sonſt laſtet ſie im Rieſenbauche,
Wenn nicht ſein Gaume glüht und qualmt. —

So recht! — Du Flamme — rein, doch unbeſtändig,
Ohn' Ende ſprühend, und gefärbt wie Blut;
Auf! ſtürz' heran! Es werde drin lebendig,
Die Erze packen ſich mit Wuth!
Ha, welch ein Springen, Toben, Haſſen,
Auf Kupfer Eiſen, und auf Eiſen Blei,
Ein Strecken, Krümmen, ſich vernichtend Faſſen,
Gleich der Verdammten Wehgeſchrei! —

Nun iſt's geſcheh'n — die Flamme iſt getödtet,
Die Eſſe raucht und glüht nicht mehr,
Das Erz nur wallt, von innerer Glut geröthet;
Stoßt auf des Zapfens mächtiges Wehr!
Auf Ungethüm! nun brüll' und ſchwelle
Mit wildem Satz auf deinem Herd,
Gleich wie der Sturzbach von der Quelle,
Wie vom Vulcan die Flamme fährt.
Dem Erdenſchooß gib deine Lave,
Des raſchen Guſſes glühenden Lauf;
Zur Form von Thon ſtürz' Erz als Sclave,
Und ſteig' daraus als Kaiſer auf! —

II.

Und immer Du! — Napoleon, Dein Bildniß! —
Wohl haſt Du Krieger, hart und ungerecht,
Die ſchöne Welt verkehrt zur blutigen Wildniß,
Nur um ein Lorbeerreis, gering und ſchlecht. —
Für Frankreich war's ein Tag der herbſten Wehen,
Als auf der Höh' des Piedeſtals
Dein Bild als einen Dieb man konnte hängen ſehen,
Den Strick aus Hanf um ſeinen Hals;
Wie an der Siegesſäule Stufen
Des fremden Kriegers Hand verſucht,
Mit ſchwerer Müh' und unter Hurrahrufen,
Herabzuziehn des Erzes mächtige Wucht. —
Und endlich fiel es dann hernieder:
Zuerſt das Haupt mit Siegeslaub,
Dann ſtürzten jählings nach die Glieder,
Der eherne Leib ſtürzt in den Staub. —

Der Hunn', der blöde Hunne und der Ruſſe,
So ſchmutzig und im Auge niedre Wuth,
Sie ſchleiften nun den Kaiſer hin zum Fluſſe,
Vor Frankreichs Volk, das keinen Einhalt thut. —

Wer in der Bruſt ein Herz fühlt ſchlagen,
Dem bleibet die Erinnerung wach,
Die Schmach von jenen unglückſeligen Tagen
Schleppt jeder bis zum Tode nach.

Ich ſah die Fremdlinge im Dunkel hoher Hallen
Beladen plumpe Karren mit unſerm Ruhm,
An unſerm Marmor hört' ich Hämmer ſchallen,
In des Muſeums Heiligthum.
Wie ſie dann Alles ſich erwählten,
Zum frechen Raub an unſerm Herd,
Und wie ſie unſere jungen Bäume ſchälten,
Als Futter für ihr Pferd.
Ich ſah des Nordens Sohn uns geißeln wie die Hunde,
Ihn, mit dem wulſtigen Maul und fettigen Haar,
Wie unſer Brod er fraß und weg vom Munde
Uns athmete die Luft, die unſer eigen war.
Ich ſah, Franzoſenjugend! unſre Weiber,
Unedel, leichtgeſinnt und nicht vor Schande roth,
Vor dem Koſak enthüllen ihre Leiber,
Berauſcht vom ekeln Dufte, den er bot. —
Und wollte mich auch Ingrimm faſſen,
Bei dieſem Uebermaß von Schmach und Hohn,
Nie würd' ich einen Menſchen haſſen . . . . . .
Nur Einem fluch' ich — Dir, Napoleon! —

III.

Ha Korſ', mit glattem Haar, Frankreich war ſchön genug,
Vom Sonnenglanz des Meſſidor umſtrahlt,
Ein unbezähmbar Roß, das keinen Reiter trug,
Mit ſeinem goldnen Zügel nie geprahlt.
Ein wildes Füllen, gehorchend keinem Ruf,
Noch dampfend von der Könige Blut,
Die Erde ſtampfend mit dem freien Huf,
Zum erſtenmale fühlt ſich groß ſein Muth.
Jetzt ſtreichelte noch keines Menſchen Hand
Den Rücken ihm, als ſchimpflich ſchnöden Lohn,
Kein Sattel ſich um ſeine Rippen wand,
Den aufgebürdet ihm der Fremden Hohn
Jungfräulich war ſein Haar, das flüchtige Roß,
Mit ſtolzem Aug', von mächtigem Glanz erhellt,
Gebäumt und ſchlagend ſtand's wie ein Coloß,
Sein Wiehern ſchon erſchütterte die Welt. —

Doch Du erſchienſt — und wie Du es erblickt,
Die Weichen ſchlank und ſo gelenk zum Lauf,
Da packteſt Du, Centaur, die Mähn geſchickt,
Und ſchwangſt geſtiefelt Dich ſogleich hinauf.
Wie flog es hin zum Krieg! im wilden Tanz,
Im Trommelwirbel und durch Pulverdampf.
Zur Rennbahn gabſt Du ihm die Erde ganz,
Zu loſen Spielen — Schlacht und Kampf.
Da war nicht Raſten mehr, nicht Ruh der Nacht,
Stets wilder Sturm und immer Müh und Noth,
Sein Huf die Menſchen nur wie Sand zerkracht,
Und bis zum Bug ſtand es getaucht im Blut.

Durch fünfzehn Jahr' ſein harter Huf zerſtob
In Nichts der Sterblichen Geſchlecht,
Durch fünfzehn Jahr' jagt wüthend ſein Galopp,
Die Millionen in's Gefecht.
Dann ward es müd, noch eh' zu End gebracht
Die Bahn, wo nie am Ziele winkt ein Lohn,
Stets hinzuraſen müd, mit grauſer Macht,
Gleich Staub zu wirbeln auf die Nation.
Mit ſteifem Bug und keuchend, ohne Kraft,
Hinſtürzend unter'm eigenen Gewicht,
Bat's Korſe Dich: Befrei' mich aus der Haft!
Doch, Henker Du, Du hörteſt nicht!
Den nervigen Schenkel drückſt Du an,
Wähnſt zu erſticken ſeinen Schrei,
Kehrſt ihm den Zügel in dem Maule dann,
Und brichſt aus Wuth die Zähne ihm entzwei. —
Da ſtieg's noch einmal; doch am blutigen Tag,
Als ſeine Kraft für immer von ihm wich,
Es ſterbend auf dem Bett von Kugeln lag,
Und in dem Sturz zerſchellt es Dich!
— — — — — — —

IV.

Nun ſtehſt Du auf von deinem tiefen Fall,
Dein Adler ſtrahlt in neuem Glanz,
Du ſteheſt auf, willſt herrſchen überall,
Dein Bildniß ſchmückt der Lorbeerkranz.
Nicht iſt's Napoleon, der Kronen ſtahl,
Der Freche, dem der Raub geglückt,
Der unter'm Sammt des Throns nach banger Qual
Die junge Freiheit mitleidslos erſtickt. —

Nicht iſt's des heiligen Bundes alter Sklav,
Der Frankreichs Schmach als Kugel nach ſich zog,
Auf ſchwarzem Fels hinſtarb nach langer Qual,
Und ſeinen Nacken fremdem Stocke bog!
Napoleon iſt nicht beſudelt mehr,
Gedankt ſei es der Schmeichler Schaar,
Den Lügendichtern und dem Lorberheer,
Den Göttern gleich ſtrahlt wieder der Cäſar.
Sein Bildniß glänzt auf's Neue überall,
Sein Name hallt an jedem Thor,
Wie einſt, da wilder Trommelſchall
Ihn laut verkündete dem Ohr.
Und wie zur Wallfahrt, wie zur ſtillen Buß,
Paris, gleich einem frommen Pilgerchor,
Zieht alle Tage zu der Säule Fuß,
Und ſenkt ſein Herrſcherhaupt in Staub davor.
Das Volk mit welken Palmen aufgeſchmückt,
Häuft Immortellenkränze vor dem Erz,
Das thränenlos nie Mütter angeblickt,
Weil es entſtand, als Müttern brach das Herz.
In ſchlichter Jack' und mit zerriſſener Sohle,
Bei Zinkenklang und Pfeifenton,
Tanzt jauchzend bald Paris die Carmagnole,
Rings um den großen Napoleon! —

V.

Vorüberſchwindet gute, edle Fürſten,
Die Glück befördert weit und breit,
Die nur nach einer Dankesthräne dürſten,
Euch wird zum Lohne nicht Unſterblichkeit.
Umſonſt erleichtert ihr des Volkes Kette,
Umſonſt müht ihr euch ab,

Das Volk liegt ſorgenfrei im ruhigen Bette,
Und wandelt unbekümmert hin zum Grab.
Vorüberzieht, kein Mal erhebet
Zu euerm ewigen Ruhme ſich dereinſt;
Denn Der allein für Folgezeiten lebet,
Den, bange Mitwelt! du beweinſt. —
Das Volk liebt Den nur, der im Feld
Gebein von Tauſenden zuſammenſchlägt,
Der Pyramiden baut, das iſt ſein Held,
Wenn's auch die Steine dazu ſelber trägt. —

Das Volk — je nun — es iſt die Dirn der Schenke,
Die ſich berauſcht am blauen Wein[1]),
Sie liebt die Feuerbrunſt und eiſerne Gelenke,
Der Kerl, der ſie umfaßt, muß ganz ihr Herrſcher ſein;
Daß ſie im ekeln Neſt ihm Liebe hege,
Von Glut und wilder Leidenſchaft gefacht,
Geb' ihr der kühne Mann zum Sinngenuß auch Schläge,
Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht! —

Früh Morgens.

Ich warf mich ermüdet auf's Bett und ſchlief einige Stunden. Das Ave Maria Läuten weckt mich täglich und nachdem ich auch heute ſo glücklich war, die Himmelskönigin um ihren Schutz anzuflehen und

---

1) Die gemeinſte Sorte, vin du broc, die aus dem Behälter geſchöpft, nicht eingeſchenkt wird. Es kann auch Brantwein darunter verſtanden werden.

mein Herz voll Andacht zu ihr zu erheben, ſetze ich mich geſtärkt an den Schreibtiſch, um den Brief zu beendigen, der noch dieſen Vormittag an Dich abgehen ſoll.

Wir dürfen es dem erglühten Patrioten nicht übelnehmen, wenn er überſieht, daß die Fremden nur ihr zurückerobertes Eigenthum mitnahmen; daß er aber Napoleon für dieſe Schmach verantwortlich macht, beweiſt, daß er den Raub im Herzen verwünſcht.

Was Barbier in ſeinen Verſen ausſprach, wurde ziemlich allgemein empfunden. Die Immortellenkränze an der Säule konnte Niemand als Ausdruck der Volksſtimmung betrachten, die damals noch zahlreichen Reſte der „großen Armee“ lieferten ſie. Selbſt die lange Agonie von ſechs Jahren, die Napoleon erlitt, brachte keine Verſöhnlichkeit in die Gemüther.

Man ging ſo weit, von ihm zu verlangen, daß er ſeine Welttragödie wie ein Melodrama des Boulevard hätte beſchließen ſollen.

Als er rathlos am Strande des Meeres umherirrte, habe man einen Selbſtmord von ihm erwartet, nicht aber die larmoyante Schlußphraſe: „daß er ſich unter den Schutz des größten, aber auch des edelmüthigſten ſeiner Feinde begebe.“ —

Die Spottſchriften und Carricaturen, die heulende Emeute an allen Ecken, der knurrende Unmuth in allen Winkeln, die Attentate folgten ſich mit erſchreckender

Schnelligkeit. Der Stand der Dinge ſtellte Niemand zufrieden, obgleich das Bürgerkönigthum ohne Louis Philippe Vielen annehmbar erſchienen wäre. Aber für das Geſchlecht der Bonaparte dennoch keine Sympathie: „Ils n'avaient plus de chance! Exclus à jamais.“

Mir ſteht darüber ein Urtheil zu. Ich wohnte in Paris und lebte in weitverzweigten literariſchen und politiſchen Beziehungen.

Man träumte damals, im Jahr 1831, von einer Weltliteratur. Mein „Europa“ ſollte in Paris bei Treuttel und Würz erſcheinen. Man dachte ſogar daran, die Autoren, jeden in ſeiner Sprache, aufzunehmen. Ein *Journal polyglotte*. Eine Anzahl Kapitaliſten hatten Summen gezeichnet; Madame Rothſchild ſich warm betheiligt; Caſimir Perrier allen Beiſtand verſprochen und dieſer Louis Philippe für die Sache intereſſirt.

Wir hatten eine Zuſammenkunft auf dem tribunal de commerce gehabt und ich ging voll der ſchönſten Hoffnungen nach Hauſe.

Da ſitzt mich erwartend Heine, und ruft mir entgegen: „Sie haben ſich noch zu nichts verbunden?“

Nur vorläufig Alles, erwidre ich.

„Dann danken Sie Gott! Die Cholera iſt in Paris. Geſtern ſtarben fünftauſend. Perrier iſt verrückt geworden.“

Und ſo war es in der That. —

Das Jahr 1836 war das Jahr der Höllenmaſchine. Man bedauerte die Opfer, aber die Errettung des Königs machte ebenſo wenig Eindruck als der Umſtand, daß Fieschi ein Korſe war, irgend einen hervorbrachte. Die politiſchen Aktionen ruheten, die Debatte trat an die Stelle, der freche Spott wurde aus Furcht nicht gezügelt, der Zuſtand war von allen Seiten unterwühlt.

Es begann der Cultus des Virtuoſenthums, als ächte Kennzeichnung einer entnervten Zeit. Die Civilliſte, wie man damals die Königliche Majeſtät verächtlich zu benennen anfing, warf mit Legions-Kreuzen um ſich und Streicher und Bläſer und Taſtenſchläger wurden „decorirt.“ So wurde auch dieſes Inſtitut Napoleons in den Augen des Volkes entwerthet.

Das Unglücksjahr 1842 brach vollends die Kraft des Orleans'ſchen Stammes, ſo viel noch davon im Volke wurzelte.

Frankreich hatte ſeine Hoffnung auf den jungen Herzog von Orleans geſetzt, deſſen Charakter, ſo weit er ſich bisher zu entwickeln Gelegenheit hatte, ihm darauf ein Anrecht verlieh.

Vom Herzog von Berry konnte man nicht daſſelbe ſagen. Er war abſtoßend. Ich hörte ihn bei einer Feſtlichkeit, die man in Melun ihm zu Ehren veranſtaltet hatte, achſelzuckend ſagen: „c'est bien manqué!“

Und wie wurde er bei ſeiner Landung in Cherbourg empfangen!

Zwölf junge Adelige hatten um die Ehre gebeten, ſeine Barke von Jerſey an die franzöſiſche Küſte zu rudern. Ein Herr Grandſire, Royaliſt von ächtem Schlage, hatte es übernommen, gleich an der Landungsſtelle einen Pavillon auszurüſten, damit der Herzog der Ruhe pflege.

Zum Lohne dieſer treuen Geſinnung wurde Grandſire bald darauf nach Paris gerufen und als Secretär bei der Adminiſtration der großen Oper angeſtellt. Das Bett, in welchem der Herzog in Cherbourg die erſte Nacht geruht hatte, wurde wie ein Heiligthum in einem beſonderen Saale des Erdgeſchoſſes im Opernhauſe gehalten und ſo wollte es die Fügung des Schickſals, daß man Berry, als er bei'm Hinaustreten erdolcht wurde, auf daſſelbe Bett legte, um in den Polſtern zu ſterben, auf denen er die erſte Nacht, von großen Hoffnungen gewiegt, eingeſchlummert war. —

Des Herzogs von Orleans unerwarteter Tod war verhängnißvoll für Frankreich, vielleicht für Europa. Der König ertrug ſein trauriges Geſchick mit Würde und als Weiſer. Er ſuchte auf friedlichem Wege den Durſt der Franzoſen nach der „gloire“ zu ſtillen.

Das Nationalmuſeum in Verſailles, die Zurückbringung der Leiche Napoleons, konnten theilweis ſchon dieſen Zweck erfüllen,

obgleich die Letztere für die in Afrika beſchäftigte Armee nicht auszubeuten war.

Bemerkenswerth war es jedoch, daß der große Pomp des Leichenbegängniſſes wie ein Schaugepränge hingenommen wurde und die Herzen dabei ſo eiſig blieben, wie die Bäume der champs-élysées, unter deren winterlich entlaubten Aeſten der impoſante Zug ſich dahin bewegte.

Der König wurde dadurch nicht populär; er war Gegenſtand fortwährender Verdächtigungen der gemeinſten Art: er wolle ſich nur bereichern und kein Mittel ſollte ihm zu ſchlecht ſein.

Die Abtragung der amerikaniſchen Schuld, die Verheirathung Montpenſiers, Alles war, wie ſie ſagten, nur für den Säckel der Orleans. Und als der Sturm dann wirklich losbrach, da war Louis Philippe mit ſeiner Weisheit am Ende. Die letzten Momente ſeiner Regierung zeigten, daß er den Kopf verloren hatte. —

Jetzt aber regte ſich ein Wehen in der proviſoriſchen Gruft unter dem Invalidendome, wo der alte Meiſter des Krieges ruhete.

Dies Wehen begriff alsbald ſein Neffe über dem Kanal. Es zog ihn hin und er ſagte ſich: „Jetzt iſt der Augenblick gekommen.“

Was ihm dieſe Zuverſicht eingab, wollen wir zuerſt in unſere Betrachtung ziehen. Es war der Glaube an das wieder auferweckte „prestige,“ das in dem

Namen Napoleon liegen soll. Wie es sich bei'm Ersten, als er von Elba zurückkam, bewährt hatte.

Ich habe den Dictionnaire de l'académie vor mir aufgeschlagen, und finde, daß man bei uns den falschen Begriff damit verbindet, die Franzosen wollten durch ihr *Prestige* eine Vormundschaft über die Völker üben. Man höre:

„*Prestige*, Illusion attribuée à la magie, à quelque sortilège; fascination. ‚Tous les changements que semblaient opérer les magicieus d'Egypte, n'étaient que des prestiges, que de purs prestiges. Il y a du prestige à cela.'

„Il se dit par extension, des illusions, qu'on sait être produites par des moyens naturels. ‚Les prestiges de la fantasmagorie, de l'optique, de la perspective.'

„Il se dit figurément: Des illusions opérées sur l'ame, sur l'esprit, sur l'imagination, par les productions de la littérature et des arts. ‚Les prestiges de l'éloquence. Les prestiges du théatre. Les prestiges de l'art.'

„Prestigieux, prestigieuse. Qui opère les prestiges. ‚Un art prestigieux. Une éloquence prestigieuse. Un debit prestigieux." —

Das wird genug sein, um das zu erklären was Louis Bonaparte antrieb, dem prestige zu ver-

trauen und daß er nicht daran dachte, uns die Suppe zu salzen.

Sollen wir das Wort seiner eigentlichen Bedeutung nach deutsch geben, so würde ein wirklich zauberhaftes, die Sinne umstrickendes „Blendwerk" es bezeichnen; das bloße Gaukelspiel einer aufgeregten Phantasie.

Die Stütze des prestige du nom mag etwa mit dem Stück von dem Steinklotze gleichbedeutend sein, aus welchem der Künstler meißelte und den er stehen ließ, damit sein monumentales Standbild nicht das Uebergewicht bekomme und umstürze, oder ein zu hoch geschwungener Arm, ein zu kühn ausschreitendes Bein nicht zusammenbreche.

Auf diese Magie vertraute Ludwig Napoleon Bonaparte, als er in einer eisigen Februarnacht, in nichts weniger als ebenbürtiger Gesellschaft die Küste Frankreichs betrat. Er irrte sich scheinbar nicht. Allein er hatte sich doch verrechnet.

In seiner Begleitung bemerken wir sogleich einen hübschen jungen Mann, der hier ein großes Wort mitzureden hat. Wir kennen uns und er drückt mir affectvoll die Hand. Später leistete er mir Gefälligkeiten, die ich als Dienste von Bedeutung anerkennen muß.

Er war es, der mich mit dem Privatsecretär Edgar Neys zusammenführte, der mir alle Geheimnisse der Correspondenz seines Herrn mit seinem Schwieger-

ſohne Perſigny, Geſandter in London verrieth, von dem damals der Abſchluß des Krimmfriedens allein abhing. Mein Bericht war lange in Stuttgart eingetroffen, als die Geſandtſchaft in dem kleinen Hotel der Rue d'Agueſſeau in ihrer ruhigſten Stellung noch verharrte.

Jener Menſch, der mir als fremden Agenten ſo dienſtwillig ſich ankündigte, wäre im Stande geweſen mich zu ängſtigen, wenn ich die ganze Tragweite ſeines Beginnens mit einem Blicke umfaßt hätte. Solche Leute wählen gewiſſe Perſönlichkeiten blos um ſich mit ihnen ſehen zu laſſen. Mein Mann z. B. ergreift meinen Arm, ſpringt eine Treppe hinauf, öffnet einen Saal, in dem nähende Frauen ſitzen, die er nicht grüßt, öffnet mit einem Schlüſſel eine im Winkel verſteckte Tapetenthür, es geht eine Wendelſtiege hinan und wir treten in ein Gemach, wo ſchreibende Männer ihm ihr Geſchriebenes überreichen und ſich darüber eine helle Debatte entſpinnt.

C'est un des nôtres, ſagte er auf mich deutend, und ſo erhielt ich meinen passe-partout bei allen hier eintretenden Zuſtändlichkeiten.

Der Name des Mannes wird ſeit lange ſchon und wohl noch bis zur Stunde genannt. Er heißt Solms und iſt von Geburt Israelit aus dem Elſaß. Seine Voreltern mögen aus der Grafſchaft Solms herſtammen. Er aber ſetzt ſich an ihre Stelle und nennt ſich *Mr. le Comte*

de Solms. Und Napoleon III. gibt es zu. Und es iſt nicht etwa ein leeres Hirngeſpinnſt menſchlicher Eitelkeit; die ſich vorbereitende Weltgeſchichte bietet einem Comte de Solms die Bahn zu freiem, feſtem, ſelbſt kriegeriſchem Schreiten.

Um mit ihm fertig zu werden, noch dies:

Wir trafen uns bei'm Frühſtück in der „maison dorée," ohne daß wir uns geſucht hätten. Es waren etwa zwei Jahre ſeit unſerm frühern Abord verſtrichen.

Er hatte ſich mit der Tochter aus gutem, katholiſchen Hauſe verheirathet, das zu Monſeigneur Dupanloup in engen Beziehungen ſtand. Was er mit beſonderer Würde hervorhob.

„Je suis tout-à-fait guéri, ſo ſchloß er die Auseinanderſetzung ſeiner innern Umwandlung. Avant tout, il fallait étudier l'homme, et laisser à part la carricature, que les révolutions en avaient fait. Elles avaient souillé non seulement le sommet de la société, elles venaient comme les flots d'un torrent, inonder sa base. La société, j'en suis sûre, fera dans un court délai, un retour sur elle-même. En attendant, j'ai pris mon parti. Je suis campagnard, et rien de plus et j'élève les boeufs de mon beau père."

Es war gegen Abend, als wir uns in den Gemächern befanden, die nach der Seite der Rivoliſtraße in den Tuileriengarten ſehen und die terrasse des feuillans

beherrſchen. Sie waren zur Aufnahme S. M. des Königs Wilhelm von Württemberg ausgerüſtet und deßhalb gewählt worden, um dem Herrn die Gewohnheit aus ſeinem Zimmer in's Grüne zu blicken, auch hier zu befriedigen.

Plötzlich wird die Thür à deux battans aufgeriſſen und der eintretende huissier ruft:

Sa Majesté l'empereur!

Es iſt Er ſelbſt, der ſich überzeugen will, daß Alles nach ſeinen Befehlen für ſeinen cher cousin ausgeführt wurde.

Er ſchaut überall mit der kleinlichſten Aufmerkſamkeit nach allen Gegenſtänden, ſpricht dabei mit den Perſonen vom Dienſt des kaiſerlichen Perſonals, ſo wie auch mit denen vom deutſchen Gefolge und verläßt uns dann ſchnell, ſo wie er kam.

Aber was ſoll ich ſagen!

Daß Napoleon III. häßlich iſt, wußte ich längſt. Der lange Oberkörper, dazu die kurzen, eingebogenen Beine; die halbgeſchloſſenen Augen, die Niemand frei in's Antlitz ſchauen; die Naſe, mit dem weit hinausgedrehten Bart darunter, der zugleich den Mund zudeckt aus ganz abſonderlichen Gründen.

„Il a la bouche pourrie," ſagte mir Solms, was ſo viel heißt, als: „er hat faule Zähne und einen ſtinkenden Athem." —

Er debutirte mit der großen ſprüchwörtlich gewordenen Lüge: „l'empire c'est la paix,“ die ihm ſowohl von den Bannern ſeiner Freunde, wie von den bereitgehaltenen Dolchen ſeiner Gegner entgegengrinzt.

Und hier beginnt der Abſtand, die unverſöhnliche Kluft zwiſchen Oheim und Neffen.

Frau von Staël nannte den erſten Napoleon: „Robespierre zu Pferd;“ ſie müßte den jetzigen: „Robespierre auf dem Schaukelpferd“ nennen.

Jener, ein Korſe und Soldat von Geburt, durch und durch ein Kind der Revolution, ohne andern Titel als ſein Genie, ſeinen Feuermuth, ſeine felſige Lebensſchule.

Dieſer, eine Jugend voll Abenteuer hinter ſich, die ihn zu den ausſchweifendſten Handlungen greifen ließ; Flüchtling, Verbannter, aus Lebenshaft Entſprungener; im Weltleben ſeine Geſundheit aufreibend; nur von dem großen Ehrgeize beherrſcht, die verſcherzte Krone des Oheims, einmal wieder zu gewinnen. Nur von einem Stern geleitet, dem vermeintlich untrüglichen Zauber ſeines Namens. Dem *Prestige!*

Napoleon III. kann höchſtens für die Parodie ſeines Oheims gelten. Man hat ein Recht zu fragen: iſt es denn wirklich ein großes Volk, das wenige Jahre nach

dem Tode eines großen Mannes einem ſolchen Machwerk der Zeit eine kaiſerliche Mäſtung einräumt?

Ueber Eines dürfen wir ruhig ſein. Napoleon III. wird keine einzige der ungeheuren Fragen der Vergangenheit und Zukunft, welche die Völker in dieſem Augenblick beſchäftigen, zu löſen im Stande ſein.

Er wird aber auch nicht an den Felſen geſchmiedet, der Welt ein erſchütterndes Beiſpiel ſein, ſondern in irgend einem Winkel ſeine Tage friſten, gleich ſo vielen Anderen, die auf der Weltbühne ihrer Rolle nicht gewachſen ſich zeigten.

Für jetzt iſt er noch Kaiſer der Franzoſen und heißt Napoleon III. Alle ſeine Unternehmungen ſcheiterten an der Unvollſtändigkeit und nie gelangte auch nur eine einzige zu einer wichtigen Entſcheidung.

Hierbei reichte „*le prestige du nom*“ nicht aus. —

Der anfängliche Ludwig Napoleon Bonaparte war von den Franzoſen nacheinander zum Prinzen, zum Kaiſer gemacht worden und die anfangs erſtaunte Welt fand es dann bald natürlich, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde.

Die Schwierigen beruhigten ſich bei dem Gedanken, daß der neue Kaiſer Napoleon die unruhigen Elemente in Europa niederhalten müſſe. Freilich haben ſie ihre Anſicht längſt geändert, da der vermeinte Polizeidiener ſelber ein Unruheſtifter geworden iſt.

Allein man ſprach dennoch von den hohen Eigenſchaften, welche in dem Geſchlechte der Bonaparte erblich ſeien; man rühmte des Mannes Entſchloſſenheit und mehr noch ſeine Verſchloſſenheit, welche am zweiten December den „Sieg der Ordnung“ herbeigeführt hatte und Napoleon als den Zertreter der Anarchie hoch leben ließ.

Er hatte aber in der That nur einen Alp verſcheucht und dafür Drachenzähne geſäet, deren Ernte ihm gewiß war. — —

Wer einiges Vertrauen bei den Pariſern genoß, konnte kurz nach den Ereigniſſen ſelbſt die Gräuelſcenen des zweiten December auf eine Weiſe ſchildern hören, die dem Auslande verſchwiegen wurden.

Eine betrunken gemachte Soldateska warf ſich, auf irgend einen Verdacht hin, auf irgend welche Angabe eines feilen Spions oder rachſüchtigen Feindes, in die Häuſer der Bürger und mordete nach Luſt.

Der Bediente eines meiner Bekannten, der einen Teppich vom Balcon ausſchüttelte, wurde erſchoſſen und das Haus von der eindringenden Truppe faſt verwüſtet, weil ſie ſagten: der Menſch habe auf ſie feuern wollen.

Ein anderer Freund, hochbejahrt, der es mir ſelbſt erzählte, ſtand vor ſeinem Kaffeehauſe, wo er zu Frühſtücken pflegte, als ihn ein Nebenſtehender in das Haus zurückriß, weil er bemerkte, daß man auf ihn anlege.

Der arme alte Mann, der am Ende der Vorstadt St. Denis wohnte, irrte den ganzen Tag umher, ohne daß es ihm möglich war seine Wohnung zu erreichen. Alle Straßen waren voll Toben und Gemetzel.

Erschöpft sank er Nachts in einer einsamen Gegend an der Banlieue zu Boden. Einige rüstige Leute fanden ihn und brachten ihn nach Hause. Vier und zwanzig Stunden hatte er ohne Nahrung in Todesangst zugebracht, sowohl für seine Person als seine Familie.

Solche Geschichten bekam man viel zu hören.

Die Welt draußen vernahm nur, Napoleon habe seine Feinde nach Cayenne geschickt, dorthin wo der Pfeffer wächst. War das nicht natürlich!

Aber in Paris wußte man, daß unerhörte Gräuel und zwar zu den offenbaren auch noch heimliche verübt worden waren, und man konnte Schwüre vernehmen, daß man sie ihrem Urheber nie verzeihen werde, dessen Thron bis zum Sitze in Menschenblut stehe. — —

Der Krimkrieg war zu Ende. Er war in Frankreich niemals populär, und der Friede der ihm folgte, konnte ihn auch nicht dazu machen.

Die Geburt des kaiserlichen Prinzen erregte keinen Enthusiasmus. Ein alter Oberst sagte in meiner Gegenwart in einem Café, ohne Rücksicht auf mich, den

Fremden, zu nehmen: „Welche Bürgſchaft gewährt das Kind dem Lande? Hatten Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp nicht auch Erben und was half es ihnen?“ —

Das erſte Wort, welches man vom alten Napoleon kennt, als man von ihm ſelbſt noch gar nichts wußte, ſteht in den Memoiren Webers, des Kammerdieners der Gemahlin Ludwig XVI., verzeichnet:

Als der unglückliche König einſt im Tuileriengarten ſpazieren ging, riefen die Sansculottes: „Voyez-donc, le Roi est laché [1])!“ — Da traten zwei junge Burſche aus der Menge und der eine ſagte zu ſeinem Kameraden: „Comment, le Roi n'a pas de canons, pour balayer cette canaille?“

Das war Napoleon Bonaparte und der andere war Bourienne.

Louis Napoleons erſtes bekanntes Wort, welches weit älter iſt, als die „Idées napoléoniennes,“ war ein Schwur, den Carbonari geleiſtet. —

Der Nimbus des letzten Napoleon iſt jetzt ſchon verſchwunden. Er wird auf ſeiner ſchwindelnden Bahn von einem Geiſte fortgetrieben, der außer ihm iſt und mächtiger iſt als er. Das gedemüthigte, geknechtete Frankreich büßt ſchwer dafür, ihn gewählt zu haben.

Die unerhörten Gegenſätze, welche die Köpfe wir-

---

1) Laché (losgelaſſen — von der Kette.)

belig machen, wollen gelöſt ſein. Der Glaube an die hinreißend verführeriſche Gewalt des Namens „Napoleon," iſt — trotz der jüngſten Volksabſtimmung — abhanden gekommen. Es war ein Sieg, den Jeder voraus ſah, an dem Niemand zweifelte. Die Berufung an das Volk, von der herrſchenden Macht ſelbſt eingefädelt und geleitet, konnte nicht mißglücken. Die Geheimniſſe dieſes modernen Gewaltmittels ſind nun ſchon allzubekannt und ſeine Wirkungen werden darnach gewürdigt. Dieſe Geheimniſſe beſtehen zunächſt darin, die urtheilsloſe Maſſe der Individuen gegen die organiſchen Staatsgewalten in's Feld zu führen. Darin begegnen ſich Demokratie und Abſolutismus.

Die Macht hatte jedoch keinen wirklichen Gewinn daraus erzielt und es blieb in letzter Inſtanz nur noch dasjenige Mittel übrig, welches in den Tuilerien als Sicherheitsventil für das Kaiſerthum angeſehen wird: einen neuen Krieg zu beginnen.

Damit wurde der alte Tigergeiſt in einem Theil des Volkes, in der Hoffippſchaft, in der militäriſchen Kaſte, in den Beherrſchern der Preſſe auferweckt. Die erſte ſehnt ſich darnach, das lächerliche Syſtem des Scheinparlamentarismus los zu werden; die Armee trachtet darnach, ſich in „Gloire" zu berauſchen; die Preſſe darf ihrem Uebermuth gegen Deutſchland frech den Zügel ſchießen laſſen.

Es iſt keine Frage, daß durch das von dem Kaiſer

ergriffene Mittel ſelbſt Franzoſen, außerhalb der angeführten Kategorien, die ſich bisher noch ihr freies Urtheil bewahrten, den Verſtand völlig verlieren können.

Bei dem Siegesfeſt nach dem Krimfrieden, welches eine Illumination hervorrief, wurde der Apparat angewendet, welcher bei dem Empfange der Königin von England gedient hatte. Beſonders glänzend war nichts; nichts auch was der Gelegenheit ſein Entſtehen verdankte.

Das Einzige was ihr entſprach, war die große Revue auf dem Marsfelde. Der Kaiſer verließ mit glänzendem Gefolge die Tuilerien und nahm den Weg durch den Garten. Er ritt etwa fünfzig Schritte dem Gefolge voraus.

Ehe er die große Allee erreichte, wendete er ſich im Sattel und rief: „Comte Orloff!“

Der noch immer ſchöne Siebziger ſprengte hin und ritt dem Kaiſer zur Seite; die Uebrigen blieben weit zurück.

Auf der Waſſerterraſſe des Gartens promenirte aber eine Unzahl Polizeimänner in Civil, ebenſo auf der andern Seite, die Rivoliſtraße entlang, auf der ſogenannten „terrasse des feuillans.“

Orloff wurde der Mann des Tages. Sein impoſantes Ausſehen und dabei ſein faſt geſchmeidiges Benehmen brachte eine Menge Anekdoten über ihn in Cours. Jener Kontraſt gefiel und erhielt eine ſymboliſche Auslegung.

Des Kaisers „Ministre d'état," dieser allereigentlichste Minister zum Staate, Herr Fould, mit dem stolzen Beinamen Achilles, der früher B. Fould und Oppenheimer firmirte, und sich daher vortrefflich auf Handel und Wandel versteht, sucht den Einklang in die Welt zu bringen, indem er die Stimmgabel aller Orchester sich senden läßt, um den richtigen Diapason zu finden, decretirt für Alexander von Humboldt eine Statue in's Versailler Museum und befiehlt, in Verbindung mit dem Kriegsminister, das für das Heer ausgeworfene Budget, um dem Kaiser viele Millionen für seine geheimen Zwecke zuzuwenden.

Das französische Volk aber, quand même, trägt seine Sparpfennige zusammen und bringt in elenden Zwanzigsousstücken dem Kaiser zweitausend Millionen dar, deren er nur fünfhundert begehrt hatte.

Aber trotz dieser glänzenden Erfolge, und selbst der Bonapartischen Geheimpolizei hohnsprechend, wucherten andere politische Neigungen unumwunden im Boden.

Um Neujahr 1854 versammelten sich in dem Hofe eines Hotels der Rue Labruyère, während ich mich im Vorderhause bei meinem Brüsseler Freunde Gatty befand, eine Anzahl ausgezeichneter Männer der Fusion, um für die jungen Prinzen in Eisenach große Kisten mit étrennes zu verpacken, und der kleine, petillante Herr, der jetzt athemlos hereinstürzt, ist Herr Thiers selbst, der seinen Beitrag eigenhändig übergibt.

O du armer prince impérial, Dir wird es nie ſo gut werden!

Vor einiger Zeit erſchien, kaum einen Druckbogen ſtark, ein Heft unter dem Titel: „Nouvelle lettre sur l'histoire de France, Monographie de Mr. Napoléon Bonaparte (Jérome)“ in einer Buchhandlung zu Frankfurt, in welchem nicht nur der auf dem Titel Genannte, ſondern das ganze Geſchlecht der Bonaparte geradezu an den Pranger geſtellt wurde.

Die Veröffentlichung erſchien nach jener berüchtigten Rede, die der Prinz in den Tuilerien einſtudirt und im Senat gehalten hatte. Er durfte keinen Anſtand nehmen, da er ſich von Soldaten, Gendarmen, Polizeiſpionen aller Art geſchützt wußte; er wußte, daß die Preſſe geknebelt war und daß die Kerker in Frankreich und die Beinhäuſer von Lambeſſa und Cayenne immer noch Raum genug für neue Schlachtopfer haben.

Er wagte nichts dabei unter dem Einfluſſe der Macht, die Meineid, Liſt und Gewalt ſeinem Vetter Ludwig Napoleon Bonaparte verliehen hatten und in deren Schatten er ſich barg.

Allein er wagte dennoch viel, indem er in einer ihm ſehr geläufigen cyniſchen Weiſe das Leben ſeiner Tante Hortenſe Beauharnais beleuchtete und ihrer Liebſchaften mit Werhuel, Flahaut und noch Anderen gedachte und damit die Geburt ſeines kaiſerlichen Vetters und deſſen Halbbruders Morny auf ihr Entſtehen zurückführte.

Er hätte Das unterlaſſen ſollen. Man wußte es ja ohnehin. Er hätte daran denken ſollen, daß die Bonaparte ihre eigene Moral haben, die ſich von denen anderer Leute bedeutend unterſcheidet!

Die legitime Abſtammung Ludwig Napoleon Bonaparte's in Zweifel ziehen in einem Augenblick, wo er daran dachte, nach ausgeführtem Staatsſtreich ſeine Herrſchaft für immer zu befeſtigen!

Mir fällt in dieſem Augenblick eine Stelle aus dem Purgatorio ein; ich glaube aus dem Cant. XX. Es ſcheint mir etwas Prophetiſches darin zu liegen:

Quindi non terra, ma peccato ed onta
Quadagnerà, per sè tanto più grave
Quanto più lieve simil danno conta —

Warten wir ab! Du haſt an dieſem Brief zu leſen!

Achter Brief.

Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpste. Dante. Machiavell. Mein Kaiser.

Schloß N . . . . . .

Während ich Dich und meine günstigen Leser in vergangener Nacht im Fluge die weite Bahn habe zurücklegen lassen, von der Beresina bis zur neuesten Geschichte, fand ich heute unsern Kreis lieber Menschen, als wir uns zur „Jausen" auf der Terrasse zusammenfanden, unverrückt an derselben Stelle, wo ich sie gestern verlassen hatte.

Sylvester war bei der umständlichen Erwähnung des Lesseps'schen Humbugs nicht zugegen gewesen. Hatte er eine Abhaltung, oder war ihm der Gegenstand nicht ansprechend? Wer weiß es.

Als er heute wieder unter uns erschien, scholl ihm die mehrstimmige Frage entgegen:

„Aber wer ist denn dieser Abbé Bauer, ist er ein Deutscher, wie sein Name vermuthen läßt?"

„Und wie kommt denn er dazu, Almoſenier der Kaiſerin, einer ſtreng katholiſchen Spanierin, zu ſein?“ erhob ſich ſpitz Fräulein Pepis Stimme aus dem tutti.

„Der ein ſo abenteuerliches Leben hinter ſich haben ſoll, das kommt noch hinzu,“ hallte Laura von Weilen in tiefem Tone nach.

„Eine ſeltene Gemüthsbewegung ergreift mich bei Ihrer Auffoderung“ ſprach Sylveſter, man hörte es an ſeiner Stimme. „Ich fühle mich hingezogen, weit weg hier, in wüſte Gegenden, wo der Fürſt der Welt ſeine Herrſchaft aufrecht erhält, und die vom Himmel dazu Auserſehenen mit der Bibel, dieſer alten Wahrheit, aus der Höhe ihn ſiegreich bekämpfen. Ja, ich bin im Stande auf Ihre an mich gerichtete Frage, wenigſtens was den erſten Theil derſelben betrifft, genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe des hochwürdigen Abbé Bauer perſönliche Bekanntſchaft zu machen das Glück gehabt und darf ihn meinen Freund nennen.“

Ein leiſes Ah! aus dem Munde der Damen, ein Näherrücken der Stühle, und auch uns Andere verlangte es nach der Mittheilung des Herrn Schulmeiſter.

Er hatte nach Beendigung ſeiner Studien eine Reiſe nach dem Süden, größtentheils zu Fuß unternommen; die geringen Koſten erhielt er durch ſeine Mutter vorgeſtreckt, denn er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, durch den Druck ſeiner Reiſebemerkungen die Summe ihr wieder zu erſtatten.

Als er ſich im Sommer 1854 in Bordeaux befand, hörte er, oder las vielmehr in den Blättern, von einer außerordentlichen religiöſen Feierlichkeit, die in der Kirche des Carmeliter-Kloſters zu Brouſſey in Ausſicht ſtand und eine ungeheure Menſchenmenge anziehen würde. Der Weg betrug etwa acht Stunden, und es war wohl mehr als bloße Neugier, die Sylveſter antrieb ſich dorthin zu begeben.

Es handelte ſich darum, einen von den berühmten Vorträgen des Pater Auguſtin zu hören, den er aus Veranlaſſung der Profeßablegung eines Novizen halten werde.

Und zwar war Pater Auguſtin, gleichwie der Novize, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, beide als Juden geboren.

Der jetzige Pater Auguſtinus, vom ſtrengen Orden der unbeſchuhten Carmeliter, führte früher den germaniſirten Vornamen Hermann, zu ſeinem Familiennamen Cohen und war der Sohn wohlhabender Eltern in Hamburg. Er widmete ſich der Muſik, reiſte als bewunderter Virtuos und führte ein Leben darnach, wie die Welt es kennt und liebt.

Seine Bekehrung geſchah plötzlich, in wunderbar überraſchender Weiſe und bietet eine Aehnlichkeit mit der Bekehrung Maria Alphons Ratisbonne, die ich als bekannt vorausſetzen darf.

Während Cohen auf eine an ihn ergangene Ein-

ladung die Direction eines Chors von Dilettanten in der Kirche St. Valère zu Paris übernommen hatte, fühlte er ſich bei der Ertheilung des Segens plötzlich auf's heftigſte von einem ihm unbekannten Gefühl ergriffen. Es war unbeſchreiblich. Er konnte es nicht Schmerz, nicht Freude nennen. Einige Tage ſpäter befand er ſich wieder in der Kirche, es war an einem Freitag, während des heiligen Opfers um dieſelbe Stunde geſchah es, als ob eine ſtarke Laſt ihn niederdrückte. Er mußte willenlos in die Kniee ſinken.

Da ſtieg in ihm der Gedanke auf, in die heilige Kirchengemeinſchaft einzutreten und ſich dem Prieſterſtande zu weihen. Das Treiben, das ihn bisher erfüllte, erſchien ihm plötzlich als ein Haſſenswerthes und er erhielt die Gnade einer wahrhaft übernatürlichen Reue.

Dieſe Erleuchtung kam ihm im Mai 1847.

Allein er gab dennoch ſeine Concerte fort bis zu Ende des Jahres 1848, um durch die Erträgniſſe ſeine Schulden zu tilgen und alle Verbindlichkeiten, die ihn an die Welt feſſelten, gebührend zu löſen. Er bedurfte dazu dreißigtauſend Franken, die er durch die Ausübung ſeiner Kunſt in einem Jahre ſich erwarb.

Am 28. Auguſt, dem Feſte des heiligen Auguſtin, im Jahre 1847, erhielt Hermann Cohen die Taufe, erſte Communion und Firmung. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht empfand er zum Orden vom Berge Car-

mel. Er vertiefte ſich in das Leben des heiligen Johannes vom Kreuze und der heiligen Thereſia. Welche geheimnißvolle Umſtände zunächſt die Veranlaſſung geweſen ſein mögen — darüber hat er ſich gegen Niemand ausgelaſſen.

Er reiſte nach Agen, machte geiſtliche Uebungen und trat dann ſein Noviziat zu Brouſſey an. Dort waren die unbeſchuhten Carmeliter im Jahre 1840 wieder als Orden, zuerſt in Frankreich, erſtanden.

Sylveſter unterbrach hier ſeine Erzählung.

Seine Zuhörer, bemerkte er ſcherzend, werden ungeduldig und unzufrieden ſein, daß er ſie von dem unbeſchuhten Carmeliter Pater Auguſtin ſo lange ſchon unterhalte, da ſie etwas über den Almoſenier der Kaiſerin, den Abbé Bauer, wiſſen möchten und er ſich dazu anheiſchig gemacht hatte, dies Verlangen ihnen zu befriedigen.

Allein er mußte vorher ihre Geduld in Anſpruch nehmen.

Zwiſchen Hermann Cohen und Bernhard Bauer zeigt ſich nicht nur eine Aehnlichkeit in den äußern Entwicklungen ihres Lebenslaufes, ſondern nach den gleichen innerlich beſtandenen Kämpfen ſahen ſie ſich auch durch die nämlichen Siege beglückt und am Ziele als Brüder im Herrn für ewig verbunden.

Dies wolle er mit einigen Zügen kurz bezeichnen.

Dabei holte er ein kleines Büchlein aus der Bruſt-

taſche, das er mir ſpäter gab, als ich den Wunſch äußerte, mir Einiges daraus abzuſchreiben. Es war eine recht gelungene Ueberſetzung der franzöſiſchen Bekehrungsgeſchichte der beiden Israeliten Hermann Cohen und Bernhard Bauer von J. B. Gergerès, der ein vertrauter Freund des Letztern wurde. Das kleine intereſſante Buch iſt im Verlag von Kling in Tuttlingen erſchienen.

Sylveſter hatte mehrere Stellen ausgewählt, die er uns meiſterhaft, von einer ſichtbaren höhern Weihe durchdrungen, ohne alle äußere Gefühlsbetonung vortrug.

Auguſtin predigte in Bordeaux auf derſelben Kanzel, auf welcher kurz zuvor Ravignan und Lacordaire gepredigt hatten. Er — ein Neuling — dem die Sprache der Kirche, die eigentliche Redekunſt theils nicht geläufig, theils unbekannt war. Er mußte tief in ſein Inneres zurückgreifen, mußte das Erlebte, an ihm einſt verderblich vorübergegangene, im Geiſte ſich wiederſpiegeln laſſen und ſich ſelbſt eine glänzende und begeiſterte Genugthuung geben, das Erhabene und Mächtige, das nun ſein Theil geworden, mit Geiſt zu ſchildern und von der Gnade entflammt, Bekehrungen zu erwirken. Und dies gelang ihm.

Hier begann Sylveſter uns die Stellen aus einer ſeiner Predigten zu leſen.

„Ich bin umhergetrieben worden, habe die Welt geliebt — aber Niemand findet dort das Glück. Um

es zu finden, habe ich Länder und Städte durchzogen, Meere durchschifft. Die großartigen Schönheiten der Natur, die Bälle in den glänzendsten Salons, die Festgelage, alle Genüsse, die man erkaufen kann, aber sie enthielten nicht das Glück. Die Befriedigung eines ungemessenen Ehrgeizes, Freundschaft, sinnliche Hingebung an ein anderes Wesen, aber nirgend war das G l ü c k zu finden.

„Wo bist du denn, Glück? Ich will dir Alles zum Opfer bringen: Gesundheit, Vermögen, mein Leben, Alles, Alles!

„Wie kommt es, daß nur so Wenige das Glück besitzen, da doch Alle zum Glück geboren sind? Es kommt daher, daß wir uns während des Suchens durch Irrlichter täuschen lassen.

„Endlich gelang es mir, es zu finden. D a s G l ü c k d e r S e e l e besteht in dem unwandelbaren Besitze eines w i r k l i c h e n Gutes; dieses w i r k l i c h e G u t muß das vollkommenste Wesen sein. D i e s e s h ö c h s t e G u t schließt in sich alle Vollkommenheiten; es ist d a s U n e n d l i c h e — es i s t G o t t! Ja, es bedarf des U n e n d l i c h e n für ein u n e r s ä t t l i c h e s H e r z; des Unendlichen, welches das Herz erhebt zu einer Höhe, die alle Höhen überragt.

„Aber ihr werdet sagen, w i e k a n n m a n z u G o t t g e l a n g e n? Ich antworte: d i e V e r n u n f t erhebt euch zu ihm. Die Vernunft, welche den Menschen er-

höht über alle Geſchöpfe. Die Vernunft zeigt uns einen mächtigen, gütigen und gerechten Gott.

„Aber was iſt denn Gott in ſich ſelbſt? Hier erhebt ſich der Glaube von dem höchſten Punkte, den die Vernunft zu erreichen vermag, und offenbart uns die Natur dieſes Gottes. Die Vernunft findet hier ihre Schranke — der Glaube zeigt uns den Glanz des dreimal heiligen Gottes . . . . .

„Es iſt ein Wort, das wie ein Zaubermittel wirkt, ein Wort, das Licht, Feuer, Liebe, Glück, Ehre, Ewigkeit, Unermeßlichkeit in ſich ſchließt: Dies Wort iſt Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes und Gott ſelbſt.

„Der Glaube zeigt uns das Glück in Gott und in Jeſus, ſeinem Sohne; dies iſt ein Geheimniß, das der Stolz nicht begreifen will und doch liegt gerade darin der Beweis, daß dieſe Wahrheit von Gott komme, weil der Menſch nichts erfindet, was er nicht begreifen kann . . . . . .

„Es iſt unmöglich, daß Der glücklich iſt, der Jeſus nicht liebt!

„Man liebt das Glück, aber Jeſus, das einzig mögliche Glück, wird nicht geliebt! Man liebt den Reichthum, aber Jeſus, die einzige Fülle aller Schätze, wird nicht geliebt! Man liebt das Vergnügen, die

Größe — aber Jeſus, die holdeſte Luſt, der Abglanz der ewigen Glorie, wird nicht geliebt! . . . .“

Sylveſter legte das Heft vor ſich auf den Tiſch und blickte nach den Damen.

„Nun?“ ſagte Maria. Die Anderen ſchwiegen.

„Darf ich noch etwas zur nähern Kenntniß des Pater Auguſtin leſen, ohne dem Verlangen nach den Schickſalen des Abbé Bauer wehe zu thun?“

Die Damen nickten zuſtimmend. Sie ſchienen tief ergriffen; ſelbſt Frau von Weilen zeigte Intereſſe; ihre Tochter Ottilie war eingeſchlafen.

Sylveſter nahm das Heft und las:

„Einſt hatte ich auf einem Pfade, der nur von Verbrechern betreten wurde, die Höhe eines ſteilen Felſen erſtiegen; meine Füße waren blutig zerſchunden, ich ermattet, elend. Ein losbrechendes Gewitter, ein vom Sturme gepeitſchter Gebirgsbach, entwurzelte Bäume und Felsblöcke, die im jähen Sturz mit dem Donner wetteiferten; der Abgrund, der vom Blitz erhellt, mir als mein offenes Grab erſchien, das mich jeden Augenblick zu verſchlingen drohte, dies umgab mich. An die Felswand gedrückt, mich an ihre vorſpringenden Theile klammernd, ſchleppte ich mich mühſam fort.

„Plötzlich gewahre ich zur Seite eines Granitblocks eine kleine, wie golden ſchimmernde Pforte.

„Ach, öffnet um Gotteswillen, ſchrie ich aus allen

Kräften, öffnet einem verirrten Wanderer, der zum Tod ermattet, nicht weiter kann.

„Und siehe! Alsbald trat ein schöner Jüngling heraus, nahm mich bei der Hand und führte mich in seine geheimnißvolle Wohnung. Er nahm von mir das von Blut und Schmutz besudelte Gewand, tauchte mich in ein köstliches Bad, in dessen berauschendem Wohlgeruch ich Kraft, Gesundheit und neues Leben wiederfand.

„Ich hörte nichts mehr von dem Toben des Wetters; der Jüngling hielt über dem Bade seine Hände ausgestreckt. Sie waren durchstochen und bluteten sehr. Ich fühlte wie das rothe Blut meinen Körper überströmte. Allein es theilte mir nicht seine Farbe mit, es wusch mich blendend weiß und selbst mein Inneres schien mir wie von einem unbekannten Glanz erfüllt zu werden.

„Hierauf kleidete mich der herrliche Jüngling in königlichen Purpur; ich fühlte mich von einem Feuer durchdrungen, das von ihm ausging; aus seinem Antlitz erstrahlte ein glänzendes Licht, das den weiten Raum erhellte. Er reichte mir eine wunderbare, eine göttliche Speise und von der Wunde an seiner Seite ließ er köstlichen Wein in einen Becher fließen, der mich zur höchsten Seligkeit berauschte.

„Während dies geschah, glaubte ich, es deutlich zu sehen, wie die Cherubim ihn anbeteten und ihm dabei

Rauchwerk opferten. Ich war wie betäubt; er legte mein Haupt an seine Brust — ich schlief ein.

„Mein Schlummer war nur kurz, der Jüngling weckte mich auf und sprach: Komm' täglich zu mir, ich will dich erleuchten, ich will dich erwärmen.

„Ach lasse mich hier weilen. Segne mich! ich will für immer diese süße Seligkeit kosten. Aber wer bist Du denn, der so Wunderbares vermag?

„Ich bin die Liebe — das allerheiligste Sacrament.

„O Jesu im allerheiligsten Sacrament, verzeihe mir, daß ich so spät Dich erkannt habe. Nirgends fand ich Freude, Glück, Seligkeit: in Dir besitze ich Alles.

„Ja, meine jungen Freunde, wollet ihr glücklich sein, lernet das allerheiligste Sacrament kennen. Empfanget es. Liebe suchet ihr? Aber sie wird nicht gefunden in einer unbeständigen Neigung; im Herzen des Gekreuzigten nur findet ihr sie, wie es geöffnet durch die Lanze des Schergen, eine immer fließende Wunde ist, aus der jeden Augenblick die Quelle der Liebe und des Glückes strömt. Wollet ihr glücklich sein? Höret den heiligen Franz von Assisi: „Mein Gott ist Alles, o Jesu!" so strömte der Liebesseufzer aus seiner Brust. Betrachtet ihn, den Thoren, der Vaterland, Ehren, Familie, Reichthum aufgibt, um Jesus der Welt zu predigen, einen berühmten Orden stiftet, sein Zeitalter und die Folgezeit mit Staunen und Bewunderung er-

füllt. Sehet Franz Xaver, in Prüfungen, Verachtung, Mühen und Noth ausharrend, höret ſeinen Ruf: „Mein Gott, erweitere mein Herz, damit es nicht unterliege!“

„Und ihr, fromme und heldenmüthige Töchter des heiligen Vincenz von Paul, wo ſchöpfet ihr fortwährend das Feuer, den Eifer, die ihr in dem erhabenen Beruf des Apoſtelthums für die Armen an den Tag legt? In den Armen liebet ihr Jeſus im allerheiligſten Sacramente.

„Und darum habet ihr aus weiter Ferne mich, den armen Jünger Jeſu kommen laſſen, daß er jetzt die Hand ausſtrecke und für euch um Brod bittet; bettelnd um der Liebe Jeſu willen, der geſagt hat: „Alles, was ihr in meinem Namen gebet, das gebet ihr mir!“

„So kommet denn Alle, die ihr hungert und dürſtet nach Glück und Liebe, kommet zu Jeſu! Er gibt euch ſein ganzes Herz; er gibt euch all ſeine Herrlichkeit. Liebet ihn, werdet Eins mit ihm! Er iſt Alles!

„Lieben wir Jeſus! nie werde ich ablaſſen, alle Menſchen zu ermahnen ihn zu lieben. Lieben wir Jeſus! Es gibt nur Ein Glück: Jeſus lieben und von Ihm geliebt werden!“ — — —

Dieſe Predigt hielt er in der Kirche von St. Sulpice in Paris. Ihr weiter Raum war überfüllt. Theils die alltägliche, theils fromme Neugierde, theils der

angeregte Wohlthätigkeitssinn, der neben dem, den berühmten, in Paris noch nicht vernommenen Prediger zu hören, den Nebenzweck in's Auge fassen ließ, für die Töchter des heiligen Vincenz von Paul eine Sammlung zu bewirken, um ihrem Armenhaus zu St. Genevieve Mittel zum Fortbestande zu verschaffen; diese an und für sich äußerlich verschiedenen Beweggründe flossen in einen Punkt übereinstimmend zusammen, daß die Versammlung während anderthalb Stunden lautlos an des Predigers Lippen hing. Nachdem er zum Schlusse die Arme ausbreitend, Alle beschwor, an seinem Glücke theilzunehmen, da entstand im ganzen Raume eine geräuschvolle Bewegung und nur die heilige Majestät, die sich über Augustins Worte und Haltung ausbreitete, hielt den Ausbruch eines lauten Beifallssturms zurück. —

Als Pater Augustin die Kirche verließ, folgte ihm ein junger Mann, der sich ihm unter höflicher Begrüßung näherte und ihn begleiten zu dürfen bat.

Dies war Bernhard Bauer.

„Nous voilà, enfin!“ rief der Oberst, indem er durch einen laut ausgestoßenen Seufzer seine Brust wie von einer Last befreien wollte. Sylvester fuhr fort.

Bernhard Bauer ist der Sohn jüdischer Eltern in Pest, 1829 geboren. Schon 1832 starb sein Vater und seine Mutter zog mit ihren fünf Kindern nach Wien. Die Familie war mit dem Wiener Rothschild

verwandt, aufgeklärt und gebildet, was man nun eben so benennt. Von Religion wurde bei Bernhards Erziehung vollständig Umgang genommen. Als er die Universität bezog, war er Rationalist, und schlechte Lectüre verwilderte ihn ganz und gar.

Er wollte Maler werden, allein das Jahr 1848 machte diesem Vorsatz einen Strich durch die Rechnung.

Er wurde eines der eifrigsten Mitglieder der revolutionären Vereine und hatte die Ehre von Kossuth öffentlich umarmt zu werden.

In den Märztagen stand er an der Spitze des Aufstandes, der Metternich stürzte und vom Kaiser Ferdinand das Versprechen einer Verfassung erzwang. Er allein wagte es zum Erzherzog Albrecht als Delegirter zu gehen und von ihm eine Amnestie für die politischen Gefangenen zu verlangen, die er beim Kaiser durchsetzen solle. Als diese Amnestie hierauf wirklich erfolgte, wurde Bernhard von der akademischen Legion Wiens abgesandt, um den Pariser Studenten eine Adresse zu überbringen.

Die Junitage in Paris hatten ihn erhoben, aber nach und nach entwich dieses Hochgefühl einer falschen Freiheit, bei den Schreckensscenen, die sie im Gefolge hatte, bei den verwerflichen Grundsätzen, denen der Name „Freiheit“ zum Deckmantel diente.

Zur Sühne, daß er so lange diesem Götzen gedient

hatte, ſchlug er ſich auf die Seite der Ordnung und trat als Freiwilliger in die Nationalgarde.

Inzwiſchen ließ ſich ſeine Mutter in Paris nieder und im Jahre 1851 nahm er wieder das Malen vor. Er machte eine Reiſe nach Italien und kam bis Neapel, wo er Bekanntſchaft mit einem jungen Franzoſen anknüpfte, der ein eifriger Katholik war.

Sie fühlten ſich zu einander hingezogen; Beider Gemüth war zart beſaitet, für alles Schöne und Große bis zur Schwärmerei erwärmt; nur Eines trübte den Einklang, Bernhard war von den ungereimteſten Vorurtheilen gegen das Chriſtenthum eingenommen.

Der junge Franzoſe verließ Neapel, und Bernhard, aus Kummer und Langweil, einen lieben Geſellſchafter verloren zu haben, reiſte vierzehn Tage ſpäter ebenfalls ab und ging zu ſeiner Familie nach Paris.

Dieſe empfing ihn kalt, und er begab ſich nach Bordeaux, wo er mit ſeinem Freunde aus Neapel wieder zuſammentraf und ihr inniger Verkehr von neuem begann.

Nun fühlte er erſt, nachdem er an ſich ſo manches Trübſal hatte erfahren müſſen, daß ſein Freund mehr ſittlichen Werth habe, daß deſſen von Seelenruhe zeugende Lebensweiſe dem Zuſtande, in dem er ſich befand, vorzuziehen ſei. Nach ernſtlichem Nachdenken kam er endlich darauf, daß wohl ein vernünftiger Glaube dem Freunde einen ſo beneidenswerthen Zuſtand verſchaffe.

Digitized by Google

Mit dieſem Glaubenskeim im Herzen, reiſte er während der heiligen Woche nach Perigueux, wohnte dort dem Gottesdienſte bei und empfing davon einen lebhaften Eindruck.

Die fromme Mutter ſeines Freundes hatte inzwiſchen mit ihm einen Briefwechſel eingeleitet, der ſich über die wichtigſten Glaubenswahrheiten erſtreckte. Bernhards Sinn ward dadurch bedeutend umgewandelt. In den erſten Tagen des Mai ſandte ihm die fromme Dame eine geweihte Medaille, und wagte die Bitte, daß er ſie tragen möge, ſchickte ihm dazu das Memorare des heiligen Bernhard, um es täglich zu beten und lud ihn ein, den Maiandachten anzuwohnen.

Hier vollendete der geheimnißvolle gewaltige Zug zu dem allerheiligſten Sacramente an ihm, wie ſchon an vielen, vielen Tauſenden, auf unausſprechliche, auf eine unbeſtimmbare Weiſe die Bekehrung. Die Sprache der Menſchen vermag die Reihe der Wunder und Gnaden einer Seele nicht zu ſchildern, es iſt und bleibt ein heiliges Räthſel. Im Juni zog er ſich zu ſeinem Freunde zurück, der einem altadeligen Geſchlecht angehörte und ſchon nach einigen Monaten wurde er in der Schloßkapelle deſſelben getauft und gefirmt.

Bernhards Familie wußte nichts von dieſem Schritte, oder ſie ſtellte ſich nur ſo. Seine Mutter rief ihn nach Paris zurück. Von den Stürmen, die ihn hier erwarteten, will ich ſchweigen.

Er war nun allein darauf beſchränkt für ſeinen Unterhalt ſelbſt zu ſorgen und arbeitete fleißig.

Zum Beichtvater hatte er ſich den Pater Ravignan erwählt.

Das erſte, was er zu ſeiner geiſtigen Befreiung als zweckdienlich unternahm, war ſein Beitritt in den Verein der nächtlichen Anbetung. Er ſelbſt äußerte darüber:

„Ich bin überzeugt, daß, was in dieſen Nächten mir von Jeſus geſpendet wurde, die größte Gnade enthielt, die ein Menſch hienieden erlangen kann; die Gnade des Berufs zum Ordensleben.“

Nachdem er, wie ich bereits erwähnte, in der Kirche St. Sulpice die Predigt Auguſtins angehört hatte, ſtand ſein Entſchluß feſt. Wir ſahen ihn, wie er dem begeiſterten Prediger folgte, um ihn mit ſeinem Anliegen bekannt zu machen.

Er ſah ſeine Mutter nicht mehr und reiſte nach Agen, um daſelbſt geiſtliche Uebungen zu halten, ging nach Paris zurück, um ſeine letzten Geſchäfte mit der Welt abzuthun, ſtellte ſich hierauf zum Noviziat in Brouſſey und erreichte das von ihm ſo heiß erſehnte Glück, als ein neuer Schüler des heiligen Johann vom Kreuz das Ordenskleid des Carmel zu erhalten.

In derſelben kleinen Zelle verlebte Bernhard ſein

Noviziat, wo P. Auguſtin vor ihm dieſelbe Zeit zugebracht hatte.

Mit fünf und zwanzig Jahren war er zur Profeßablegung bereit. P. Auguſtin, der ſich erkrankt in dem Pyrenäenbade Bagnères de Bigorre befand, war auf dieſe Nachricht herbeigeeilt, um ſich an der erhabenen Feier zu betheiligen.

Die Aehnlichkeit ihrer Lebensſchickſale, die Verirrungen ihrer Jugend, ihre politiſche Rolle während der Revolution in Paris und Wien, die an beiden Seelen zu Tage getretenen Gnadenwirkungen, dies Alles bewährte ſelbſt für den, der hierin keinen Triumph der katholiſchen Kirche ſehen wollte, eine ungewöhnliche Anziehungskraft.

Was ich, der zugegen war, dabei empfand, kann ich in dieſem Augenblick nicht ſchildern. Niemals haben mich die berühmteſten Prediger, die beredteſten Miſſionäre, ſo gefeſſelt, bezwungen, beherrſcht!

Nachdem P. Auguſtin raſch an ſeinen Zuhörern vorüberführte, wie ſie ihre Jugend hingebracht, rief er im unendlichen Schmerze aus:

„Warum habe ich nun ſo eben von unſerm ſündhaften Leben geſprochen? Glaubt man, daß es Freude macht, eine ſolche Vergangenheit zu enthüllen? Fühlt ihr es nicht, welche Pein dem Selbſtankläger daraus erwächſt, Erinnerungen aufzufriſchen, die Gott ſei Dank

beinahe erloſchen ſind, und die nur noch gleich einem ſchaudervollen Traum uns vorſchweben.

„Ja, theurer Bruder," rief er zu Bernhard gewendet aus, „wenn Gott heute aus einem verworfenen Volke zwei ſo ſchwere Sünder, wie wir ſind, zurückruft, ſo will er uns den verhärtetſten Sündern zum Beiſpiele und zur Ermuthigung aufſtellen. Sie ſollen erkennen, daß es keine Stufe des Böſen, keinen Grad der Verhärtung gibt, von denen Seine Gnade uns nicht zurückziehen könnte, ſo lange die Stunde des Gerichts noch nicht geſchlagen hat . . . . . —

„Darum müſſen wir oft vor der Welt bekennen, welche Sünder wir geweſen! Es klingt faſt wie ein Schimpf für uns, wenn wir es in dieſem geweiheten Gewande ausſprechen. Aber es iſt nur um ſo nothwendiger, um die ganze Macht des Blutes Jeſu über die Seelen großer Sünder zu würdigen.

„Glaubt ihr aber, meine Brüder, Gott habe uns bekehrt nur um unſer ſelbſt willen? Nein, tauſendmal Nein! Auch um euerwillen iſt es geſchehen. Ihr ſollt von uns lernen, die Klippen zu meiden, an denen wir ſcheiterten. Er hat uns als Signale an die Pforte der Hölle geſtellt, damit wir euch abwehren, hindurchzugehen."

Nachdem er ſich zu Bernhard wieder gewendet, rief er aus:

„Drei Nägel haben den göttlichen Heiland an das Kreuz geheftet: die Hoffart, die Habſucht und die Begier der Sinne. Drei Gelübde werden Dich heute für immer an das theure Herz unſers lieben Jeſus binden und durch dieſe drei Gelübde ſchwörſt Du jenen drei, den gefallenen Menſchen hartnäckig beherrſchenden Leidenſchaften Kampf auf Leben und Tod.

„Der Gehorſam bemeiſtert und zähmt die Hoffart und ringt ſie zu Boden.

„Die Armuth, als feſtes Gelübde, macht Geiz, Habſucht, Verlangen nach irdiſchen Gütern zur Unmöglichkeit.

„Die Keuſchheit endlich macht den Menſchen einem auf Erden wandelnden Englel gleich. Aber der Engel hat kein Verdienſt, weil er keinen Kampf beſteht. Der keuſche Menſch, der ein engelgleiches Leben in dieſem ſchmutzigen Leibe führt, trägt Siege davon.

„O, ihr Alle, die ihr mich höret, muß dann ein Jude kommen und die Chriſten beſchwören, Jeſus Chriſtus anzubeten!“ — — — —

Nachts.

Ich muß es Dir überlaſſen, den Eindruck zu ermeſſen, den dieſer Ausruf auf Alle hervorbrachte.

Auf mich beſonders. Mit tief geſenktem Haupte ſaß ich da, und dachte: ob ich glücklicher geweſen, wenn ich meinen Taufſchein in der Wiege gefunden hätte, als jetzt, da ich mir meinen Glauben nach ſchweren, langen Irrfahrten errang und dadurch etwas von dem majeſtätiſchen Aufſchrei des unbeſchuheten Carmeliters, wenn gleich nur im kleinſten Strahlenbruchtheile, auf mich zurückfiel.

Es iſt nicht Stolz; man kann ſich in aller Demuth glücklich fühlen. —

Sylveſter erzählte, wie er ſich dem Carmeliter P. Bernhard näherte, und freundlich von ihm empfangen wurde.

Ich hörte nicht darauf, was er ſagte, und hing meinen eigenen Gedanken nach. — — —

Zwei Abende, die wir noch im Schloſſe ruhig mit einander verlebten, wurden von Sylveſter allein mit ernſten Mahnungen ausgefüllt.

Da die verrückten Forderungen der Franzoſen ſich in beſtimmterer Form enthüllten; als das bisherige Gerücht immer greiflicher wurde: es handle ſich um einen Vernichtungskampf der romaniſchen und germaniſchen Raſſe, um ein Vorrecht der erſtern, die andere zu beherrſchen; ſetzte Sylveſter mit kurzen Worten dieſe Anmaßung in das rechte Licht.

Obgleich ich mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zuhörte, ſo wäre ich doch nicht im Stande, Das was er

vortrug, vollständig und bündig hier mitzutheilen. Sylveſter hatte einige Hefte mit Aufzeichnungen, die ich mir von ihm erbat, und mit Hilfe dieſer und dem Inhalte meines literariſchen Schnappſacks hoffe ich, wenn auch nur nothdürftig, ſo weit es ſich um den hier allein vorliegenden Zweck handelt, den Kampf zwiſchen Guelfen und Ghibellinen, und das Ende des Mittelalters, in einer Nuß vorzutragen.

Die alte Raſſen-Eintheilung, die ſich auf den Körperbau und die Hautfarbe gründete, und in fünf Abarten zerfiel: die kaukaſiſche, als die mit den vorzüglichſten Eigenſchaften begabte; die malayiſche, ihr am nächſten ſtehend; die amerikaniſche, wilde Rothhäute; die mongoliſche, in Mittel- und Nordaſien; die äthiopiſche, die Schwarzen, die Neger, als die niedrigſte — hat ſich längſt als unſtatthaft erwieſen.

Es zeigten und zeigen ſich unter den Menſchen in allen Welttheilen Einzelne und Geſammtheiten, die edel erſcheinen und der Civiliſation fähig ſind.

Das Römerreich hatte allerdings ſeine Herrſchermacht über Germanien ausgedehnt. Es legte Straßen an, befeſtigte Plätze, die Kaiſer verlegten ihre Sommerreſidenz in das von friſcher Luft durchwehete, anmuthige Waldgebiet am Rhein.

Und ſomit darf nicht in Abrede geſtellt werden, daß der alten Römer Abkömmlinge, als Romanen, ein wirkliches Anrecht, ja Erbrecht, auf die kleine Halbinſel

zu beanſpruchen hatten, welche der mächtigſte Welttheil, Aſien, gegen Nordweſt hinausſtreckt und der Europa geheißen wird.

Um dieſe Beſitzergreifung zu befeſtigen, wurde das heilige römiſche Reich gegründet.

Unter den äußerſten Wirren und Verirrungen, in welchen Wiſſenſchaft, Religion und Sittlichkeit, die Werke der Menſchen und ihre ſocialen Einrichtungen zu Grunde gingen, widerſtand nur der Felſen der Kirche und des Evangeliums. Dieſen aber war es auch vorbehalten, durch kräftige Heilmittel die Menſchheit in Zucht zu halten.

Die Kirche mußte die Sprache einer ſtrengen Erzieherin ſich erwählen; der Papſt mußte als die oberſte Gewalt einſchreiten, handeln.

Gregor VII. nahm den päpſtlichen Stuhl ein. Wider ſeinen Willen. Er lehnte die Wahl mit demüthiger Aufrichtigkeit ab.

Er bat den König Heinrich IV., einen ſchwankenden, trotzigen, ausſchweifenden und despotiſchen Fürſten, der die Kirchen ihres Schmuckes beraubte und in dieſen Edelſteinen ſeine Buhldirnen prunken ließ, ihm nicht ſeine Zuſtimmung zu geben, weil er den Schwierigkeiten zur Führung des Pontificats nicht gewachſen ſei; ja — er drohte ihm ſogar, daß er als Papſt des Königs Laſter und Verbrechen nicht ungeſtraft werde laſſen können.

Dennoch erfolgte des Königs Zuſtimmung, als die letzte weltliche Beſtätigung eines Papſtes.

Wie er als Papſt Gregor VII. regiert, davon legen die glänzendſten Blätter der Geſchichte Zeugniß ab. Die Lüge und die ſchändlichen Unternehmungen Heinrichs IV. gegen den Papſt haben aus dieſem ein ſo gemeines Zerrbild geſchaffen, das bei Unwiſſenden heute noch Geltung hat, obgleich die ruchloſen Lügen von proteſtantiſchen Geſchichtſchreibern, die keineswegs Partei für die heilige Kirche nehmen, längſt widerlegt wurden.

Zum Beiſpiel bei Neander, Profeſſor in Berlin, nicht ohne Vorurtheil gegen katholiſche Sachen, in deſſen Kirchengeſchichte ſich in Verbindung mit einem tiefen Geiſte eine milde Geſinnung paart, um die großartigen Erſcheinungen in der Kirche gerecht zu würdigen, wie er dies bei Gregor VII. ſehr ausführlich darlegt.

Und um nur noch einen von proteſtantiſcher Seite anzuführen.

Luden faßt in ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes (Bd. VIII.) das Hauptſtreben Gregors dahin auf:

„Das, was nach Hildebrands (als Papſt hatte er den Namen Gregor angenommen) Vorſtellung im Leben ſein und erreicht werden ſollte, läßt ſich in drei Sätze zuſammenfaſſen, welche einander bedingen und auseinander folgen:

„Reinheit und Einheit der Kirche durch den Papſt und unter dem Papſte; Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller

ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht; Unterordnung aller weltlichen Macht und aller weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt den Papſt.

„Jeden Falls," fährt Luden fort, „ſcheint Hildebrands Plan aus den edelſten Gefühlen der menſchlichen Bruſt entſprungen zu ſein. Mitleid mit dem Unglück der Menſchen, und der innige Wunſch, die Urſachen deſſelben zu entfernen, ſcheinen ihn erzeugt und ein kräftiger Verſtand ſcheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Verſuch zur Verbeſſerung und Veredlung des Lebens in dem religiöſen Gewande des lebendigen chriſtlichen Glaubens. Man thut Hildebrand Unrecht, wenn man ihm Liebe zu den Menſchen abſpricht, oder ſogar an ſeiner Frömmigkeit zweifelt; viel wahrſcheinlicher iſt, daß ſein ganzer Plan aus Religion und Liebe beſtanden habe."

Heinrich, obgleich er ſich unterworfen hatte, griff doch wieder zu den Waffen, nachdem Clemens III. als Gegenpapſt gewählt worden war. Rom wurde kämpfend erobert; der Papſt hatte ſich in die Engelsburg geflüchtet. Der Normanne Robert Guiscard eilte zu ſeiner Befreiung herbei und geleitete ihn nach Salerno. Bald darauf ſtarb er mit den Worten:

„Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt, darum ſterbe ich im Exil." — —

Hundert Jahre waren ſeitdem vorüber geſchwunden, voll der bedeutungsvollſten Ereigniſſe.

Gregor's Einfluß auf die Wahl ſeiner Nachfolger äußerte ſich auch nach ſeinem Tode. Wenn gleich die Umtriebe Heinrichs, die noch immer fortdauerten, und die durch ihn veranſtaltete Aufſtellung von Gegenpäpſten, den erwählten Papſt verhinderten, den heiligen Stuhl Petri zu Rom einzunehmen, weil Rom von fremden Kriegern beſetzt war.

Peter der Einſiedler erſchien plötzlich, ganz unvorbereitet und rief begeiſtert Fürſten und Völker zu einem Zuge auf, um die Chriſten im Orient von dem Joche der Ungläubigen zu befreien. Jeſus Chriſtus habe an ihn dieſen Befehl unmittelbar erlaſſen.

Jeruſalem ward eingenommen und Gottfried von Bouillon als erſter König ausgerufen. — —

Arnold von Breſcia verdrehte die Köpfe der Römer durch ſeine glänzende Rednergabe, mit ſeinen einſeitigen und gefälſchten Lehren.

In Rom war die Republick wieder hergeſtellt, und der Papſt ſollte auf den Zehnten und freiwillige Opfer beſchränkt werden.

Im Namen des „Senatus populusque romanus“ wurde der Kaiſer Konrad III. eingeladen, in Rom ſeinen Sitz zu nehmen und von hier, wie einſt Conſtantin und Juſtinian, die Welt zu regieren.

Der Papſt Eugen mußte ſich nach Viterbo begeben.

Da erſchien auf's Neue eine vom Himmel geſandte wunderbar hohe Geſtalt am Horizont der Kirche: der heilige Bernhard von Clairvaux.

Seine Worte begeiſterten abermals zu einem Kreuzzuge, der jedoch durch die Treuloſigkeit der Griechen nicht ſo glänzend ausfiel, als der erſte.

Des heiligen Bernhard ſegenreiches Wirken für die Kirche dauerte fort bis an ſein Lebensende. —

Nun folgte unausgeſetzt der Kampf der Päpſte mit den Hohenſtaufen. Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Conrad IV., bis auf Conradin, der 1268 ſein Leben auf dem Schaffot endete, als letzter ſeines Geſchlechts.

Als Friedrich II., erſt drei Jahre alt, nach ſeines Vaters Beſtimmung die Erbfolge geſichert erhalten, hatte einer der größten Päpſte, Innocenz III., den heiligen Stuhl beſtiegen.

Er war im Beſitze großer Kenntniſſe, die er ſeinen Studien zu Paris, Rom und Bologna verdankte, und ſtand am Anfange des Mannesalters.

Wir können hier nicht auf die Thaten Innocenz III. näher eingehen und müſſen auf ſeine eigenen Schriften, die 1552 in Köln und 1578 in Venedig erſchienen, den dazu hinlänglich befähigten Leſer verweiſen; Andern, die ſich in deutſcher Sprache über ſeine vollſtändige, allumfaſſende Wirkſamkeit unterrichten wollen, empfehlen wir das berühmte Werk von Friedrich Hurter:

„Geſchichte Papſt Innocenz III. und ſeiner Zeitgenoſſen," welches er bekanntlich noch als erſter Geiſtlicher der Hugenotten in Schaffhauſen und Dekan der Synode nach dreißigjährigen Studien vollendete und bei Juſtus Perthes in Hamburg verlegte.

Innocenz III. Thätigkeit beſtand — um es hier nur kurz anzudeuten — außer ſeinem rein kirchlichen Wirken: Bekehrung und Verfolgung der Albigenſer, Einſetzung von Ketzergerichten, Anfeuerung zu einem Kreuzzuge, Einberufung des zwölften öcumeniſchen Concils; auch noch als kirchlicher Politiker darin: den Kirchenſtaat zu befeſtigen, die Entfernung der Ausländer von der Herrſchaft Italiens zu erreichen und den lombardiſchen Städtebund gegen Kaiſer und Adel zu ſchützen. Bald war er durch ſeine weitreichende theologiſche und juridiſche Bildung, durch die Klarheit ſeines ſtaatsmänniſchen Geiſtes und ſeine Geſchäftsgewandtheit dahin gelangt, in allen Staaten Europas als Schiedsrichter und hierdurch als Oberlehnsherr zu walten. Von Portugal bis Norwegen, von England im Weſten bis zu den Bulgaren und Dalmatinern im fernen Oſten galt ſein Machtſpruch.

Dieſer großen Thätigkeit entriß ihn ein früher Tod. Er erlag im ſechs und fünfzigſten Jahre auf einer Reiſe von Genua nach Piſa, um, wie er es oft ſchon gethan, zwiſchen dem Streite beider Städte, perſönlich ein heiliges Mittlergeſchäft zu üben. —

Die Nachfolger des großen Papſtes hatten jetzt von dem wortbrüchigen und gewaltthätigen Hohenſtaufen Friedrich II., dem einſtmaligen Schüler, ja! Pflegeſohn Innocenz III. viel zu erdulden.

Er ließ ein „ſicilianiſches Geſetzbuch“ (1231) zuſammenſtellen, fünfzehn Jahre nach dem Tode ſeines großen Erziehers, das alſo eingeleitet wird:

„Dem Kaiſer gebührt die Schutzvogtei über die römiſche Kirche, da dieſe ein weſentliches Attribut des römiſch-deutſchen Kaiſerthums iſt, und auch die Erhaltung des öffentlichen Friedens davon abhängt.“

Von der Theilnahme der Kirche an der öffentlichen Gewalt iſt nirgend die Rede, was ihr allenfalls noch zugeſtanden wird, iſt Gnadenſache. — — —

Darob entbrannte der Kampf in ſtets wachſender Wuth zwiſchen „Welfen und Waiblingen,“ in Italien „Guelfen und Ghibellinen.“

Eines der höchſten Aemter in ſeiner Vaterſtadt bekleidete Dante Alighieri. Florenz war von Parteien zerriſſen, die ſich die „Weißen“ und die „Schwarzen“ nannten.

Die ſchwächere Partei, „die Weißen,“ ſuchten Hilfe bei dem Papſt Bonifaz VIII. und dieſer beſchloß den Bruder Philipps IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu ſchicken, um Ordnung zu ſchaffen.

Dante widerſetzte ſich, weil er von dieſer Einmiſchung Schlimmes für Florenz befürchtete, wurde zu einer Geldſtrafe verurtheilt, und da er dieſe nicht leiſten konnte, ſeiner Güter beraubt und verwieſen.

Obgleich er ſchon die ſieben erſten Geſänge ſeines unſterblichen Gedichts niedergeſchrieben hatte, ſo war es ihm jetzt ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden, und er ſann nur darüber nach, den Zerfall des Vaterlandes zu verhüten und auf die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verfaſſung ſein Augenmerk zu richten.

Das führte Dante darauf hin, ein Staatsrecht zu vertheidigen, in welchem er mit der ihm innewohnenden religiöſen Glut Gottes heilige Weltordnung erblickt. Er hatte es ſchon früher in ſeinem „Gaſtmahl“ entwickelt, allein näher geht er darauf ein in ſeiner lateiniſchen Abhandlung „*de Monarchia.*“

Meine kleine Bücherſammlung daheim iſt nicht arm an Danteliteratur aus alter und neueſter Zeit. Der erlauchte Geiſt, deſſen Werk den Vorrang vor den anderen Auslegern ſchon ſo lange behauptet und deſſen Pſeudonym „Philalethes“ ein offenes Geheimniß, erzeigte mir die Gnade — Ehre darf ich es nicht nennen, denn wodurch hätte ich ſie verdient? — mir ſein Werk direct in ſeinem Auftrage zuſenden zu laſſen, kurz nachdem es erſchienen war.

Allein da bei dieſem meinem Büchlein von dem Ernſt gründlicher Forſchung überall abzuſehen iſt, in

dem Sinne, wie ich es hinſchrieb und wie ich es bei meinen Leſern vorausſetze, ſo wende ich mich an einen liebenswürdigen Gewährsmann, den geſchmackvollen Beurtheiler des „Lebens und der Werke Dantes“ in kleinem Format, Herrn Hartwig Floto, und erborge von ihm was ich brauche.

Den Tractat „*de Monarchia*“ zu kennen iſt durchaus nothwendig, um Vieles in der „*divina comedia*“ zu verſtehen, ſchickt Floto voraus.

Unter der Monarchie verſteht Dante die Herrſchaft des römiſchen Kaiſers, der nach der Idee des frühern Mittelalters der Herr der ganzen Erde war. Könige, Herzoge, alle Menſchen waren unterthan jenem ihrem höchſten und einzigen Oberhaupte, dem Kaiſer, dem Herrn des heiligen römiſchen Reichs. Die Erde ſollte nur ein Reich, eine einzige große Monarchie ſein; während jetzt die Menſchheit ohne Kaiſer, ein vielköpfiges Ungeheuer iſt.

Dieſe Oberherrlichkeit verbürgt den Frieden. Nichts iſt der Menſchheit heilſamer, als ein allgemeiner Friede.

Aber auch Gerechtigkeit verbürgt ſie; da ſie als letzter Ausfluß alles Rechtes für alle ſtreitigen Fälle die höchſte Inſtanz, die äußerſte Zuflucht bildet. Nichts iſt ſo ſehr der Gerechtigkeit hinderlich, als Habgier und Ehrgeiz. Der Kaiſer iſt frei von dieſen Leidenſchaften, da ſeine Macht und Majeſtät ja nicht mehr wachſen kann.

Aber dieſe Oberherrlichkeit iſt noch dazu nothwendig, damit die Freiheit herrſche. Unter dem Kaiſer iſt die Menſchheit vollkommen frei; denn die Völker wirkten dann nur gleichſam für eigene Rechnung, nicht zum Vortheil eines Herrſchers.

Allein es iſt zu erwägen, daß aus jeder Stadt nicht alle kleinen Rechtshändel vor den Kaiſer gebracht würden; auch müßten die allgemeinen Geſetze in Bezug auf Nationen, Königreiche, Städte, theilweiſe Berückſichtigung erfahren.

Im zweiten Buche „*de Monarchia*“ ſucht Dante zu beweiſen, daß Gott ſelbſt: erſt das römiſche Volk, dann den römiſchen Kaiſer zu jener Oberherrlichkeit über die Menſchheit auserkoren hat. Er verachtet die Völker, welche wider die Römer murrten und zürnt den Königen und Fürſten, die nur darin einig ſind, ſich aufzulehnen wider ihren Herrn, ihren geſalbten römiſchen Kaiſer. Er geht ſo weit in ſeinen Illuſionen, ſo zu ſchließen: „Ich bin der feſten Meinung, daß die Steine in Rom's Mauern und der Boden, auf dem die heilige Stadt ſteht, der Verehrung würdig ſind.“

Im dritten Buche führt er den Beweis, daß die Autorität des Kaiſers unmittelbar von Gott verliehen ſei, nicht von einem andern, dem Papſte, als dem Stellvertreter Gottes.

Mit dem Panzer des Glaubens angethan, will er den frevelhaften Lügner hinausjagen, der das behauptet.

Der Papſt widerſpricht dem Satze, daß die kaiſerliche Majeſtät unmittelbar von Gott ſtamme. „Der Papſt iſt Stellvertreter unſeres Herrn Jeſu Chriſti," das anerkennt er, „und Petri Nachfolger; dem wir nicht ſo viel Ehre zu erweiſen haben wie Chriſto, aber ſo viel wie Petro."

Dann führt er noch andere Läugner verſchiedener Kategorien an, darunter ſolche, die aus ehrlichem Eifer der Wahrheit widerſprechen, oder „Söhne des Teufels," die ſich Söhne der Kirche nennen, in denen Habgier und Verſtocktheit das Licht der Vernunft ausgelöſcht haben.

Nach vielen beigebrachten, weithergeholten Gründen, die gegen die päpſtliche Partei ſich richten, und für deren Aufzählung ich an dieſem Platze die Geduld nicht vorausſetzen darf, ſchreite ich zu dem Reſultat der ganzen Unterſuchung, die ſich in den folgenden Sätzen zuſammenfaſſen läßt:

Das menſchliche Leben hat zweierlei Zwecke; erſtens: die Seligkeit dieſes Lebens, zu welcher uns unſere Vernunft und die Philoſophie führen können; zweitens: die Seligkeit des ewigen Lebens, zu der uns die Offenbarung leitet.

Aber der Menſch würde dieſer Beſtimmung nicht

genügen, wenn ſeine Leidenſchaften nicht mit Gewalt gebändigt würden.

Jenen beiden Zwecken gemäß, bedarf die Menſchheit einer doppelten Leitung.

Der Papſt muß ſie nach den Lehren der Offenbarung zum ewigen Leben führen; der Kaiſer muß ſie der Vernunft und Philoſophie gemäß, der irdiſchen Glückſeligkeit zulenken, welche darin beſteht, daß ſie ruhig lebe in Frieden und Freiheit.

„Dies iſt jenes Zeichen, auf welches der Ordner des Erdkreiſes, der römiſche Kaiſer, beſonders zuſteuern muß: daß nämlich auf dem winzigen Wohnplatz der Sterblichen Freiheit und Friede herrſche.“

Von dem Hohenſtaufen Friedrich II. ſpricht er ausdrücklich, als vom letzten römiſchen Kaiſer.

Die Habsburger läßt er gar nicht als Kaiſer gelten, weil ſie ihre Pflicht nicht erfüllten.

Dante ſtand mithin ſchon außerhalb des Mittelalters, da er den Kaiſer als Selbſtherrſcher anerkannte und dem Papſt nur neben ihm eine zwar immerhin wichtige, aber dennoch von jenem abhängige Geltung einräumte.

Unter den blutigſten Händeln der Parteien, ward „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ zur ſtehenden Loſung.

Das dauerte, so weit wir es hier in Betrachtung zu ziehen haben, bis 1303.

Da bestieg Bonifaz VIII. den päpstlichen Thron. Ein kraftvoller, aber leidenschaftlicher Mann, der im größern Maße die Eigenschaften eines weltlichen, als eines geistlichen Fürsten besaß.

Seine, man darf wohl sagen, unüberlegten, nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen wurden entstellt umhergetragen, und ihnen eine Bedeutung angedichtet, daß er sogar als Gegner der Kirche, als ein Läugner ihrer Wahrheiten erschien.

Er wurde vor ein Gericht gestellt, zu welchem König Philipp von Frankreich die Richter erwählte.

Bonifazius hatte sich vor einem Consistorium zu Anagni durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen gereinigt und war eben im Begriff, Frankreich mit dem Interdict zu belegen und die Unterthanen des Königs von ihrem Eide der Treue zu entbinden, als man von der andern Seite kurzen Proceß mit ihm machte.

Man überfiel ihn in seinem Zimmer und mißhandelte ihn.

Er behauptete bei dieser Behandlung die muthige Haltung eines Martyrers. Man führte ihn hierauf gefangen nach Rom, wo ihm der Gram bald zur Erlösung verhalf.

Damit war das Papstthum gestürzt. Aber wie trug sich's zu?

Als er daſaß, in ſeinem Dünkel und von ſchimmerndem Glanz umgeben, in ſeinem Palaſt von Anagni, eilte ein römiſcher Edelmann auf ihn zu — und man höre! — und ſchlug ihn mit der gepanzerten Fauſt in's Geſicht.

„Dieſer Fauſtſchlag," meint unſer liebenswürdiger Gewährsmann, Herr Hartwig Floto, „war der Schluß; er war das kurze und energiſche Finale des Mittelalters."

Wir ſind nicht ſeiner Meinung, obgleich zwei Jahre ſpäter König Philipp (ſogenannt der Schöne) von Frankreich die Päpſte aus Rom bannte und nach Avignon verwies.

Uebrigens will ich mir nicht anmaßen, mit den Studien Floto's etwa meine geringe Beleſenheit vergleichen zu wollen, oder gar meine mir angeeigneten Reſultate über jene zu ſetzen; was unſer Urtheil unterſcheidet, beruht auf der uns eigenthümlichen Welt-Anſchauung. — — —

Angenommen, das Mittelalter wäre überwunden, ſo bleibt für uns immerhin die Frage offen:

Ob von einer Rückkehr zum Mittelalter nicht etwa Heil zu erwarten ſei?

Man ſchreit uns entgegen, ſchon dieſe Frage ſei ein Attentat gegen den „Geiſt der Zeit."

Wir laſſen uns durch dieſes alltägliche Schellengeläute nicht irre machen.

Auf unſerer Seite iſt der Fortſchritt vom Heidenthum zum Chriſtenthum.

Wir hegen die feſte Zuverſicht:

„Wenn das Chriſtenthum das Heidenthum überwinden konnte, als daſſelbe noch am Leben war, ſo wird es wohl auch jetzt noch mit deſſen Mumie fertig werden!“

Dreihundert Jahre und darüber ſind es, daß die neue Aera der Wiedergeburt — Renaiſſance — den civiliſirten Nationen, wie eine Alles mitfortreißende Strömung, ſich kundgab. Es war die Wiedergeburt des Heidenthums im Schooße der chriſtlichen Geſellſchaft.

Die Mediciäer beſchützten dieſe Beſtrebungen.

Der St. Peterskirche wurde das heidniſche Pantheon aufgeſetzt und der Hofarchitect Bernini hatte ihrem Portal einen ſchwülſtigen Schmuck nach dem andern angehängt.

Mit dieſer ſchmählichen Verirrung im Süden, begann eine heftige Neuerungsſucht im Norden, die ſich über das Gebiet des Glaubens verbreitete, und gleich einem eiſigen Wirbelwinde nach Italien hinüberſtrich, wo jetzt Johann von Medicis als Leo X. den Stuhl Petri einnahm.

Ein kunſtſinniger Fürſt, der darauf ſann, Rom wieder zur erſten Stadt der Welt durch die Kunſt und Wiſſenſchaft der Renaiſſance zu machen. — —

Ein talentvoller Mann, den das wechſelvollſte Schickſal verfolgt hatte, der bald zu hohen Aemtern, zu Geſandtſchaftspoſten gelangte, die er mit Klugheit und Gewandtheit ausfüllte; dann wieder durch Verdächtigungen an den Bettelſtab gebracht, aus der Heimath vertrieben, gefangen, gefoltert, *Nicolo di Bernardo*, aus dem Geſchlecht der Machiavelli und gewöhnlich nach dieſer Abſtammung kurzweg Machiavell geheißen, wurde von Leo X., der ihm einen den zeitlichen Umſchwung auf den geiſtigen Gebieten fördernden Einfluß zutraute, nach Florenz beſchieden, und vom Cardinal Julius von Medicis, ſo wie von der geſammten vornehmen und mächtigen Familie, zu Gnaden aufgenommen und in den wichtigſten Dingen zu Rathe gezogen.

Allein ſeine Lebensſchickſale wechſelten bald von neuem. Die Florentiner ſelbſt waren und blieben ihm abgeneigt; er ward von den öffentlichen Geſchäften abgerufen, lebte noch einige Jahre mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, unter denen ſein Werk „*il Principe*“ zu hoher Bedeutung gelangte, und ſtarb verkannt und geſchmäht. —

Sylveſter hatte eine Abhandlung Machiavell's zur Hand, die lange nach deſſen Tode der Herausgeber ſeines Schauſpiels, „*Mandragora*,“ „im Geſchmacke jener Zeit,“ eine Abſcheulichkeit für die unſrige, beidrucken ließ.

Machiavell nennt hier die Macht des Papſtes eine höchſt ſeltſame, die nur durch die, ſie an

Seltſamkeit noch übertreffenden Mittel aufrecht erhalten wird. Darunter verſteht er die Mönchsorden, die eine ſtets mobile Miliz bilden, die von irgend einem Staate recrutirt und erhalten werden muß, obgleich ſie keinem andern Befehle gehorcht, als dem ihres ſonderbaren Oberherrn in der Fremde, wenn ſie auch dadurch in offenen Widerſpruch gegen die zeitliche Gewalt im eigenen Staate geräth.

Hierauf ſchreitet Machiavell zur Characteriſtik der verſchiedenen Orden, die Alle ſchlecht wegkommen, und gelangt zu dem Schluß, der auch in dem Grundgedanken ſeines „*Principe*“ enthalten iſt, daß ein weltlicher Fürſt allein und ohne Einſchränkung, von welcher Seite es ſei, berufen werden müſſe, um Italien zur Einheit zu führen, und nach den von ihm im „*Principe*“ entworfenen Lehren zu regieren.

Man glaubt zu träumen!

Noch immer Mittelalter. Und der Schlag mit geharniſchter Fauſt, der den armen Bonifaz VIII. in's Geſicht traf, umſonſt!

Doch eine kleine Geduld und wir werden hoffentlich am Ende ſein.

Der italieniſche Herausgeber der hier angeführten Schrift fühlt ſich bemüßigt, mit verſöhnender Hand einige Striche dem grellen Bilde hinzuzufügen.

Er ſagt:

„Behüte Gott, daß ich irgend wie dazu beitragen möchte, einem dieſer verſchiedenen Orden zu nahe zu treten! Ich muß vorausſchicken, daß ſie, wo ſie lediglich durch ihre Einmiſchung in die Handlungen des bürgerlichen Lebens eingreifen, ſei es als öffentliche Behörde, als Lehrer der Moral, als ausübende Magiſtratsperſonen, nur Gutes ſtiften. Aber nachdem ich dieſes anerkannt habe, will ich auch näher darauf eingehen, wie ſie ihre Aufgabe erfüllen.

„Es mag wohl Niemand ſein, der nicht unter den Ordensbrüdern Freunde gefunden hätte, ja mehr noch — Brüder, nachahmungswerthe Vorbilder! Niemand, der ihnen nicht zu Dank verpflichtet wäre.

„Wie oft hat man ſie nicht in ihrer groben Kutte helfend dem Unglück und dem Elend Beiſtand leiſten ſehen?

„Wie oft ſah man nicht dieſe verehrungswürdigen Männer den letzten Seufzern der Sterbenden Troſt und Muth einflößen?

„Wie oft ſah man ſie nicht den ſchuldvollſten Verbrecher auf dem Todeskarren zur Richtſtätte begleiten? Bebend und todtenbleich wie der, den das Schaffot erwartet; mit ihm hinaufſteigend und umgeben von einer vor Entſetzen bangenden Volksmenge, auf der blutigen Scene neben dem Opfer des Geſetzes und dem Henker ſtehend, und nur durch die Kleidung von Beiden unterſchieden.

„Dieſe Vorläufer der Hinrichtung, grauſamer noch

— darf man behaupten, als die Hinrichtung ſelbſt, die zu erdulden jene wahrhaft gotterfüllten Menſchen über ſich nahmen, ſo oft ein Sünder den Tod verdient hatte.

„Allein nachdem ſie die Functionen in der bürgerlichen Geſellſchaftsſphäre mit den religiöſen im engſten Verbande ausübten, hatten ſie mehr als jede andere denkbare Macht auch die Mittel in Händen, alle diejenigen in der weiten Welt der Chriſtenheit zu verrufen und zu verketzern, die nach den von dem Tyrannen in Rom ihnen erlaſſenen Inſtructionen nicht blos gewagt hätten, den ungemeſſenen Ehrgeiz und die Verbrechen der Kirche zu enthüllen, ſondern noch dazu es öffentlich zu beweiſen, wie ſehr die Exiſtenz jenes Tyrannen inmitten des ſchönen Italiens, von Anfang an bis in alle Folgezeit ihrer Fortdauer, dem unglücklichen Lande höchſt verderblich war und ſein würde.

„Mit Recht darf man daher behaupten, daß die franzöſiſche Republik (wohlverſtanden: der Verfaſſer ſpricht von der 1791), indem ſie jene Macht vernichtete, mehr den Intereſſen Italiens Rechnung getragen hat, als denen einer minder großmüthigen Politik.“

Und wo ſtehen wir jetzt?!

(Auf demſelben Platze.)

Im Morgengrauen.

Traum einer langen Nacht! wie eine Klage
Durchweht des Volkes Geiſt, hinſummend leis,

Des alten Kaiſers Rothbart fromme Sage,
Und von des Walſer Birnbaums dürrem Reis;
Wann dieſes blüht und jener fährt zu Tage
Aus tauſendjähr'gen Schlafs ſtarrendem Eis,
Dann werden Deutſchlands Sterne wieder ſcheinen,
Des Reichs zerſtückte Glieder neu ſich einen.

Dann werden auferſteh'n die edlen Recken
In ihrer alten Pracht und Herrlichkeit,
Ein Purpurglanz wird Deutſchland überdecken,
Zu huld'gen ihm wird Alles ſein bereit. —
Glaubt ihr, nach Willkür könnt ihr ihn erwecken?
In der Parteien Zwiſt und leerem Streit
Werd' euch ein Kaiſer wieder neu geboren?
Ein Spielball für das Volk? — Ihr eiteln Thoren!

Des Mittelalters chriſtlicher Gedanke,
Das Reich voll Herrlichkeit und heil'ger Weihe,
Es fand im innern Hader ſeine Schranke,
Jetzt tritt's nicht mehr in anderer Staaten Reihn.
Die Gegenwart, die helle und doch kranke,
Ob ſie Vergangenheit des Dunkels zeihn,
Sie wird — trotzdem viel Lichter in ihr tagen,
Das Mittelalter doch nicht überragen.

Kaiſer und Papſt, die höchſten der Gewalten!
Der Stellvertreter Chriſti ſalbt den Kaiſer,
Der wird dadurch geheiligt und gehalten,
Der wird dadurch erſt zu dem ächten Kaiſer.
Der Papſt allein kann ihn zur Buß anhalten,
Nur um ſo höher ſteht darum der Kaiſer;
Sein Thun kann keines Menſchen Urtheil richten,
Nur Chriſti Stellvertreter darf hier ſchlichten.

Dies war der Quell der Souveränität,
Dies war der feſte Grundſtein aller Macht;
Der neue Geiſt, der überall jetzt weht,
Hat Hohn und Abſcheu über ſie gebracht.
Dem Volke ſagt man: wie ein Bund beſteht
Von Fürſt und Pfaff, zur Sklaverei erdacht;
Den Fürſten ſagt man: trauet nicht dem Gleißen
Der Pfaffen, die euch eure Macht entreißen!

Und während Viele ſich darauf verlaſſen
Und ſich voll Scheu jetzt von der Kirche wenden,
Predigt man andre Weisheit auf den Gaſſen,
Die nicht vermag den Taumel zu beenden;
Denn während ſie die alten Mächte haſſen,
Des Herrn Geſetz in ihrem Anſehn ſchänden,
Erheben ſie das Volk auf ihrem Schilde
Zur Macht, das ungelenke, rohe, wilde.

Dies iſt die Frucht! Ihr Fürſten, euer Wahn
Hat euch vor jener Macht mit Furcht erfüllet,
Die einſt, vor tauſend Jahren, euerm Ahn
Vielleicht nicht jede Herrſcherluſt geſtillet;
Doch zu dem Abgrund führet dieſe Bahn,
Die ſich dem Auge noch nicht ganz enthüllet.
Ihr ſtandet heilig auf der Himmelsleiter
Mit dieſer Macht, ſonſt Menſchen und nichts weiter.

Was euch getrennt, was in der Zeiten Welle
Sich ſtets zerſetzender um euch gelegt,
Der Zweifel und des Truges Unheilquelle,
Die euch zu argem Bruderhaß erregt,
Die ſtopfet zu und laßt an ihrer Stelle,
Von alter Glaubensluſt und Kraft bewegt,

Die Zungen aller Glocken einig rufen
Zum heiligen Opfer an des Altars Stufen.

Ach! der dies niederschreibt, beherrschet kaum
Den tiefen Schmerz, der um die Brust, gleich Fesseln,
Den Athem engt. Er weiß, es ist ein Traum! — —
Die Flamme zischt, es wallt der Dampf aus Kesseln;
Die Räder knarren, ein Tosen füllt den Raum,
Es peitscht Gewinnsucht, wie mit scharfen Nesseln.
Die Seelen nicht, die Menschen zu verbinden,
Sieht Eisenbahnen überall man gründen.

Dies ist das Glück, das in dem Fortschritt liegt,
Es zappelt Alles in demselben Netze;
Ob Alles auch zerstiebt bald und verfliegt,
Es dauert dennoch immer fort die Hetze!
Doch glaubt ihr, daß der Fortschritt also siegt,
Daß er ohn' Ende über Schranken setze? —
Was wir entstehen sehn, ist eine Fabel,
Es mahnet an des Thurmes Bau zu Babel.

Die Kirche nur steht fest! — ob auch die Welt
Sich wider sie erhebt in hellen Flammen.
Der Krieg hört auf, es stirbt der stärkste Held,
Der Herrscher stolze Macht, sie stürzt zusammen;
Der Glaube nur bleibt siegreich in dem Feld,
Die Feinde in dem Strom der Zeit verschwammen.
Die Kirche überlebt die Häresien,
Sie führt den Leichenzug der Dynastien!

Dies schrieb ich nieder, als sie sich anmaßten, von der Paulskirche aus einen Kaiser zu machen.

Der Fürst Waldburg-Zeil, der mir gegenüber

ſaß, gab — als man ſeine Stimme einforderte — den prächtigen Beſcheid: „Ich bin kein Kurfürſt.“

Was wir ſeitdem erfahren haben und zunächſt noch erfahren werden, wird an meinem Kaiſertraume nichts ändern.

Neunter Brief.

Letzter Abend im Schlosse N . . . . . Ein Festspiel vor 50 Jahren. Rohitsch. Kroatien. Sophienschloß.

Nachts im Schlosse N.....

Unser Häuflein hatte sich mit schwerem Herzen auf dem gewöhnlichen Platze, der Terrasse, eingefunden.

Es sollte die letzte Zusammenkunft sein. Die Ereignisse drängten zum Abschied. Ein jeder hatte seine Partie bereits ergriffen, oder wenigstens einen Plan dazu fertig im Kopfe.

Kurz gesagt: Weilen wollte in seine Heimath, um sich den ihm gleichgesinnten Männern zu Nutz und Frommen des allgemeinen Besten thätig anzuschließen.

Junker Hanns wollte zur deutschen Fahne stehen und den großen Kampf mit ausfechten helfen.

Der alte Graf hatte vor, sich den Dingen so viel zu nähern, als nur möglich und dann in einem der Hauptquartiere, gleichviel in welchem, Posto zu fassen.

Iduna war darauf gerathen, in Dresden oder

Leipzig Vorleſungen über eine deutſch-nationale Kleidung der Frauen zu halten, weil direct und indirect Anregungen dazu ihr bekannt geworden waren, hier „von einem deutſchen Mädchen," dort „von einer deutſchen Frau," ja ſogar „von einem deutſchen Manne und ſeiner Frau." Sie wollte mit Kraft daran gehen, dieſe hochwichtige Frage zur endlichen Löſung zu führen.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß der Gedanke ſchon nach der Niederlage des erſten Napoleon zur Ausführung gelangte und daß die Frauen bald in der auffallendſten Maskentracht erſchienen, gleich Ritterfrauen, in breiträndigen Baretts, Bauſchärmeln, herabhängenden Taſchen, reich benäht, daß die Beſonneneren ſich ihrer ſchämten und dafür eine altmodiſche bürgerliche Haustracht wählten, die aber auch wieder conventionell verunſtaltet wurde. Nach meiner Erfahrung ſei das Allereinfachſte empfehlenswerth und das hätte ſich erwieſen zur Zeit der Kontinentalſperre, als die Damen in einem Kleide von engliſchem Kattun erſchienen und froh waren, ſich damit präſentiren zu können in jeder Geſellſchaft. Nicht im Vollgenuß eines Uebermaßes von Glück darf daran gedacht werden, Sachen, die der Eitelkeit zunächſt dienen, feſtzuſtellen; unter dem Druck feindlicher Einwirkungen wird ein erwünſchtes Ziel weit eher erreicht.

Baron Philibert rief es zunächſt nach Graz, wie ſich das von ſelbſt verſtand.

Weilen's Gattin meinte: „Je nun, es wird ſich für uns wohl auch noch etwas finden, nicht wahr, Ottilie?“

„Ach Gott, ja wohl!“ antwortete dieſe, „warum denn nicht?“

Sylveſter führte wieder die ganze Unterhaltung, gleich wie an den vorhergehenden Abenden.

Er erhebt ſeine Mahnung gegen den Wahn der Franzoſen, die Welt verbeſſern zu wollen in einem Anfalle wilder Schwärmerei. Er will dieſen Ehrgeiz erklären und zeigen, wie er aufzuhalten ſei und wie jene, die von ihm erfüllt ſind, auf den richtigen Lebenspfad zurück zu lenken wären.

Hier folgt, was ich behalten habe.

„Es bedarf der einander zuſtimmenden Gelegenheiten, um die Aeußerungen der Fähigkeiten unſerer Natur zu entwickeln. Wie es Fähigkeiten des einzelnen Menſchen gibt, welche aus Mangel entſprechender Gelegenheit niemals erweckt werden, ſo gibt es ſicherlich auch bleibende Fähigkeiten des ganzen Geſchlechts, welche ſo lange in Unthätigkeit ſchlummern, bis ſie ein künftiges Ereigniß einmal in's Leben ruft.

„Eine jede Veränderung unſeres Innern — könnte man denken — würde der Selbſtſtändigkeit unſeres Weſens ſchaden; allein durch Neuheit und Mannichfaltigkeit der Anſchauungen erweitert ſich die Seele, und ohne in ihren Kräften eine eigentliche Umwandlung zu

erfahren, entfalten und verbreiten ſich dieſe in einem Wachsthum erhöheter Thätigkeit während der Dauer fortſchreitender Zuſtände.

„Die Geſellſchaft iſt das Gebiet, auf welchem unſer Geiſt ſich mit Freiheit entwickelt. Sie iſt der Bildung aller unſerer Begriffe von natürlicher und moraliſcher Schönheit unentbehrlich. Sie iſt die erſte Triebfeder, die unſere erfinderiſchen Kräfte in Bewegung ſetzt.

— — „Phyſiſche und örtliche Umſtände, die durchaus nicht immer als Vorzüge anzuſehen ſind, werden von der Einbildungskraft mit einer Gewalt beliehen, welche über die weſentlichſten Beſtimmungen im Leben gebieten ſoll. Daher die gegenſeitige Geringſchätzung der Nationen. Daher der eingebildete Vorzug, den ſich die Franzoſen noch heutzutage über andere Stämme der Menſchheit anmaßen wollen.

„Frankreich will dafür angeſehen ſein, als ob es eine von den übrigen Nationen ganz verſchiedene Bahn durchlaufe. Hierin ſtimmen wir ihm bei. Wenn es aber auf dieſer Bahn ſich unterfängt, die Rechte anderer Nationen durch Hinterliſt zu kränken, ſo werden wir uns die Freiheit nehmen, ihr eine neue Richtung zu geben.

— — „Nationelle Ueberhebung hat immer ſtattgefunden. Eine ſolche Parteilichkeit, ſobald ſie nicht ihre Gränzen überſchreitet, geht edeln Endzwecken zur Seite, und die reinſte Vaterlandsliebe gründet ſich oft

auf örtliche Beziehungen und auf Vorliebe für gewohnte Einrichtungen.

„Allein dieſe Zuneigung für das Vaterland muß ſich mit gerechter Beurtheilung und Behandlung fremder Nationalitäten vertragen. Nur tiefe Unwiſſenheit iſt die Quelle jenes Haſſes, jener Verachtung für alles Fremde und Auswärtige.

— — „Nicht länger ſollten ſich Nationen oder einzelne Menſchen als den Stolz der Schöpfung betrachten, ſondern, wie es in dieſem Augenblick mit Gottes Hilfe wohl geſchehen wird, genügend belehrt werden, ihre Beziehungen aus dem weiteſten Geſichtspunkte anzuſehen, die Wichtigkeit ihrer Lage in Rückſicht auf ſich ſelbſt und auf das Ganze, auf ihre Zeitgenoſſen und auf künftige Geſchlechter zu erwägen, und durch die feſtgeſetzte Ordnung der vermittelnden Urſachen geleitet werden, die Menſchen im Allgemeinen zu ſchätzen und um ihre Veredlung und Erhöhung bemüht zu ſein.

„Während der Zeit voll entſetzlicher Verbrechen und einer verrückten Tollkühnheit, hat ſich die Geſellſchaft in Frankreich emancipirt, allein ſie hat mit dem genommenen Gute nicht hauszuhalten gewußt. Sie beſitzt nach moraliſchem Begriffe nichts mehr davon; aber ſie hat ſich großjährig erklärt. Jetzt ſollte ſie einmal daran denken, in die natürliche Ordnung der Dinge einzutreten.

„Allein ſie ſteht mitten im Wirrwarr, der ihr den freien Blick hemmt. Nur wer draußen ſteht, gelangt

zu dem wahrhaft jammervollen Schluß: zu einer abſoluten Verneinung, zu einem baaren Nichts.

— — „Iſt die Moral untergraben, dann iſt die Gefahr von der Geſellſchaft nicht mehr abzuwenden. Die rein materiellen Intereſſen haben keine andere Hypothek, als die Moralität der geſammten Civiliſation.

„Und pflanzt ſich dieſe Erfahrung nicht von dem öffentlichen, dem politiſchen Leben in die intimſten Beziehungen fort? Bietet uns nicht das Familienleben ſchon oft genug ein Bild gräulicher Verwüſtung? An die Stelle der Blutsverwandtſchaft tritt Meinungsverwandtſchaft; in ein und demſelben Hauſe, an demſelben Tiſche, ſitzen Gläubige und Ungläubige. Dieſe ſind voll vom Lobe des Monarchen, jene verlangen die unbedingteſte Volksſouveränität. Zur weitern Ausführung dieſes Thema wäre erforderlich, das ganze moraliſche Budget der heutigen Geſellſchaft zu unterſuchen, das Activ- und Paſſiv-Vermögen endgiltig zu conſtatiren, um daraus das Maß aller Befürchtungen und Hoffnungen, welche die gebildete Welt erfüllen, nicht nur für die nächſte Zukunft, ſondern auf weiter hinaus, taxiren zu können.

— — „Es ſieht zwar ſo aus, als ob Alles in der Geſellſchaft ſich berühre, zuſammenſtoße, vermiſche; allein es ſieht nur ſo aus. Thatſächlich mißtraut Eines dem Andern, flieht einander, bliebe gern für ſich. Da Alles ſich jedoch in demſelben Kreiſe bewegt, muß man ſich

finden. Es ſcheint mir nicht unpaſſend, die franzöſiſche Geſellſchaft von heute mit einem Walde zu vergleichen, deſſen Bäume von ungleicher Höhe und Stärke, durch denſelben Orcan entwurzelt und auf daſſelbe Niveau hingeſchleudert wurden.

— — „Die überhand nehmende Beſtechung hat die Fäulniß im Gefolge. Diejenige Regierung, die das offene und geheime Beſtechungsſyſtem nicht aufgibt, zieht die Revolution heran; denn ein ſolches Verfahren kann nur mit Anarchie und ihrem ſchrecklichen Gefolge enden. —

„Wenn die menſchliche Natur jedoch nach dieſer Seite hin der Ausartung blosgeſtellt iſt, ſo iſt ſie auf der andern auch einer verhältnißmäßigen Vervollkommnung, vermittelſt der geſammelten Weisheit mehrerer Zeitalter fähig. Es läßt ſich aus dem gegenwärtigen Fortgange der Geſellſchaft die Möglichkeit höherer menſchlicher Vorzüge ahnen, und könnte man diejenigen Umſtände, welche am ſtärkſten darauf hinwirkten, den Geiſt und Charakter der Nationen umzuwandeln, unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt bringen, ſo würde ſich auf dieſen Grund ein Lehrgebäude aufführen laſſen, welches die vergangenen Ereigniſſe zuſammenhängender erklären, und uns im Voraus einige Blicke und Ausſichten in die künftige Weltgeſchichte eröffnen würde.“ —

Das war der Schluß ſeines Vortrags. —

Jetzt bei der Durchſicht des Manuſcriptes, ehe ich es

dem Druck übergebe, nach wenigen Wochen ſchon, ſind dieſe Worte bis zu einem gewiſſen Grade in Erfüllung gegangen. —

„Und Sie, geliebter Freund," fragte ich ihn, „was werden Sie ergreifen?"

„Ich verharre in meinem gewohnten Wirkungskreis," erwiederte der wunderbare Menſch, „und pflanze dort zum Beſten weiter, was mir der Wind — der Sturm von draußen zuträgt, und wie es für uns zuträglich ſich zeigt." —

„Und unſere verehrten Damen vom Hauſe," fragte ich.

„Wir greifen zu, wo wir können, und ſchaffen nach Kräften, was von uns verlangt wird," ſagte die Baronin.

„Ja, das werden wir, aber vor Allem wollen wir recht inbrünſtig beten," ſetzte Maria ſchnell hinzu, „nicht etwa um für die eine oder die andere Partei den Sieg zu erflehen, aber damit der Krieg aufhöre und die Menſchen wieder eines beglückenden Friedens ſich erfreuen, um zu Gott zurückzukehren, von dem der Wahn und die Mordluſt ſie entfernt hatte."

Da ertönte plötzlich eine barſche Stimme. Es war der Oberſt, der den ganzen Abend nicht ſichtbar, weil er ungeſtört ſeinen Gedanken auf einſamen Wegen nachhängen wollte.

„Steckt ihr noch beiſammen?" rief er. „Gut Nacht. Ich geh' morgen früh nach Wien. Sans Adieu!" —

Den Reſt der Nacht brachte ich mit Ordnen meiner Papiere und Einpacken meiner Habſeligkeiten zu. Ich hatte mir vorgeſetzt, vor Tagesanbruch das Schloß zu verlaſſen, um nicht in den Fall zu kommen, noch einmal mich zu verabſchieden. Iſt ein Abſchied einmal überwunden, ſo bin ich deſſen froh; ſelbſt von gleichgiltigen Perſonen verſtimmt es mich und nun gar von theuern, die ich hier zurückließ.

Ich wollte, wenn auch nicht mit frohem — ſo doch mit freiem Herzen, hinaus in's Weite. Ich hatte mir etwas auszuführen vorgenommen, was ich — wenn ich mich von allen Seiten betrachte — einen muthwilligen Streich nennen möchte.

Er gelangte wirklich zur Ausführung, und da ich erſt jetzt ein Raſtquartier wieder inne habe, ſo kann ich dazu kommen, Dir das Abenteuer zu ſchildern und dieſe Schilderung dem letzten Abend auf dem Schloſſe Philiberts anzureihen, zu der ſie freilich paßt, wie die Fauſt auf's Auge, nach gemeiner Ausdrucksweiſe, die nicht zu verſchmähen iſt, wenn ſie richtig bezeichnet.

Wundre Dich nicht allzuſehr, den ſtolzen Namen zu leſen, von wo ich Dir den Brief abſende, und ſchenke mir ein wenig Gehör!

Römerbad. Aus dem Sophienſchloß.

Früher, da ich einmal Graz beſuchte, hatte ich einen ähnlichen Trieb empfunden, einen Weg einzuſchlagen,

der ſich mir aus meinem Fenſter, wie von ſelbſt, darbot.

Ich wollte einen Gucker über die kroatiſche Gränze thun.

Ich träumte dabei nicht von zauberiſchen Gegenden, von Paradieſen, wie ſie von den Künſten geſchaffen werden und das Leben jeden Tages verſchönern; ich erwartete vom Volke keine edeln Ausbrüche des Gedankens, keine überſchwängliche Lebensäußerung.

Aber ich hoffte, daß wenn auch über Kroatien, dem wichtigſten, anſpruchvollſten der dreieinigen Königreiche, ſich nicht ein funkelnder Himmel ausſpannte, die guten Leute doch zum mindeſten ein dunſtfreies Panorama der in Europa zu Recht beſtehenden Geſittung beherrſchen würden.

Dieſe Vorausſetzung war nicht aus der Luft gegriffen.

Während meines Aufenthalts zu Brünn (drei volle Jahre, bringe ich wiederholt zur Erinnerung), hatten mich die kroatiſchen Kolonien in Mähren viel beſchäftigt. Sie wanderten zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ein. Sie ſprechen unter ſich ihre altkroatiſche Sprache, ohne Beimiſchung mähriſcher Idiotismen, obgleich ſie im unbedingten Verkehr, mit der mähriſchen und deutſchen Bevölkerung, in dieſen Sprachen ſich auszudrücken verſtehen und werden von Dem, was ſich ſeit drei Jahrhunderten in ihrem Stammlande zugetragen, durchaus nicht beeinflußt.

Die Hannaken, die nächſt Brünn hauſen, boten mir reichlichen Stoff zu meinen Studien, da ſie die Bräuche und den Aberglauben ihres Mutterlandes treu bewahren.

Der Hannak iſt gut gewachſen, Geſichtsform edel, Auge hell. Auch die Weiber zieren regelmäßige Züge und ein ſchlanker Wuchs.

Meine lieben Hannaken waren am Sonntag altkroatiſch gekleidet: ein Hemd mit ſehr weiten, mit bunter Wolle benäheten Aermeln, welches als beſondere Zierde über dem Beinkleide herabhängt; dann ein weißer oder öfter blauer, mit Schnüren beſetzter Leibrock, loſe über die Schultern geworfen, und Cziszmen, enge Stiefel mit zwei Nähten an der Seite. Dazu ein zugeſpitzter kleiner Filzhut.

Das Koſtüm ſah ich vollſtändig wieder bei den, während der Revolution von 48, in Wien auf den öffentlichen Plätzen tanzenden Deputationen aus Kroatien, mit Ausnahme des Filzhutes, ſtatt deſſen die Tänzer eine hellrothe Zipfelmütze aufhatten.

Die Frauen der Hannah trugen Sonntags ein feines Hemd mit bauſchigen Aermeln, ſchön ausgenäht in farbiger Wolle; der Rock ſehr faltenreich und ein mit Spitzen beſetztes Tüchel auf dem Kopf. Da ſie viel auf einen ſchönen Teint halten, ſo erſcheinen ſie in ihrem Sonntagsſtaat ſtets roth und weiß geſchminkt. — —

Im Jahre 1820 hatte ich den Einfall, ein Feſtſpiel

zu verfaſſen, und es in Brünn zur Aufführung zu bringen, in welchem ich meinen Hannaken eine Rolle zutheilte.

Es führte den Titel „der Nachwelt Huldigung," wurde von meinen Freunden, den Eigenthümern der J. G. Traßler'ſchen Buchhandlung, äußerſt ſplendid gedruckt und von ihnen und mir der ganze Erlös den öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten zugewendet.

Gelegenheit dazu gab das Geburtsfeſt Sr. M. des Kaiſers am 12. Februar.

Als Schauplatz war von mir gewählt worden der hinter der Metropolitankirche befindliche, ſteil nach der Schwarzawa ſich herabſenkende Hügel, früher der Petersberg, ſeit 1818 der Franzensberg geheißen, als man dort einen Obelisk zu Ehren der Segnungen des Friedens errichtete.

Die handelnden Perſonen waren:

Der Genius. Der Bürger. Ein Knabe. Ein Mädchen. Chor von Soldaten. Chor von Bürgern. Einwohner aus der Hannah und der Umgegend von Brünn.

Wie der Titel es verhieß, war das Spiel die Huldigung der Nachwelt. Ich hatte mir angemaßt zu prophezeihen, was in hundert Jahren aus der ſchönen Gegenwart an Glück und Heil entſproſſen ſein würde.

Ich laſſe hier die betreffende Stelle nach dem vor

ein und fünfzig Jahren bei Traßler in Brünn erſchienenen Exemplar abdrucken, das ich zu dieſem Ende im Original nach Mainz ſende.

Der Bürger ſpricht:

Vor vielen Jahren, Kinder, trug ſich's zu,
Daß ſich ein ſchwerer Krieg durch's Land ergoß.
Der Grauſe hatte eine Welt entzündet,
Im Oſten und im Weſten donnerten
Karthaunen wild zu Schrecken und Verderben,
Ein breiter Blutſtrom goß ſich durch die Flur,
Und Leichen ſchwammen aufgethürmt darin.
Wir können uns kein lebend Bild entwerfen
Von allem Gräuel jener trüben Zeit.
Denkt nur: die Söhne, Väter, Bräutigam und Freunde
Dahingeſchlachtet in der blut'gen Schlacht,
Und Töchter, Mütter, Bräute, arme Waiſen
An Jener Leichnam troſtlos, jammervoll;
Die Hab' verbrannt; — in ſteter Noth das Jetzt
In Furcht und Angſt vor Gräßlicherem preiſend.
So ſchwanden Jahre hin, doch nicht der Gräuel;
Der wuchs und wuchs — kein Retter ward geſendet. —
Da ſtrahlte auf von Moskau's Schneegefilden
Ein herrlich Nordlicht, Freiheit uns verkündend,
Auch in des Ebro Paradieſes Auen
Wollt' nimmer Sklaverei die Loſung werden.
Hoch ſchlug im Oſt und Weſt die Flamme auf,
Und nun entbrannte Glaube auch im Herzen
Europa's, Glaub' an eigne Kraft!
Das ganze Deutſchland griff zur Waffenwehr.
So rang man nun um Alles, was uns theuer,

Um Freiheit, Namen, Weib und Kind und Herd,
Und muth'gen Kämpfern ward der Sieg verlieh'n.

(Man hört in weiteſter Ferne einen Marſch.)

(Pauſe.)

Hört ihr herauf den muntern Marſch erſchallen?
Schon zuckt der Sonne erſtes, frohes Licht,
Den ſchönſten Tag des Jahres zu verkünden,
Und feſtbekränzt naht ſich der Krieger Schaar. —
Ein ſchöner Sieg war's. Dauerhafter Friede
Entkeimte aus der blut'gen Säezeit.
Bald krümmte willig ſich des Speeres Wucht,
Das Schwert gab ſeine Schärfe willig her,
Als Pflugſchaar nutzten ſie dem ſtillen Fleiß,
Der Reiterhelm hing unterm niedern Dach
Der ſichern Hütte, und ein Schwalbenpaar
Und Friedenstauben brüteten darin.
Gewerbe regten neu und rüſtig ſich,
Aus Oefen und aus Eſſen wälzte Rauch
Sich, fleißverkündend, auf zum blauen Himmel,
Und mild verklärend, wie der Sonne Strahl
Im Purpurlichte Euch den Garten zeigt,
Der hier zu Euern Füßen ausgebreitet,
Strahlte der Friede über'm ganzen Land! —

(Man hört in weiteſter Ferne, doch von einer andern Seite, einen Nationaltanz anklingen.)

Schon glühet Alles rings im Freudenlicht,
Den muntern Landmann weckt die Sonne ſchon,
Geziert mit ſeinen Sonntagskleidern tritt
Er froh den Weg zu dieſer Heilſtatt an.
Bald iſt er hier in lautem Jubelſchall,
Das Feſt mit Sang und Tanze zu begrüßen. — —

(Man hört in weiteſter Ferne das Volkslied.)

— — Horch! horch! ſchon ſtrömt der frohe Hymnus auf,
Den das beglückte Volk zum Himmel ſendet.
Verſammelt ſind ſie unten ſchon und ſchauen
Nach Morgen, wo der Sonne Strahlengluth
Der Nachtgewölke letzte Spur bezwingt.
Und wie ſie ſteigt und ſich im Lauf verklärt,
So ſteigen ſingend ſie und jubelnd weiter!

(Er hebt das Kleinſte in die Höhe, der Knabe klammert ſich an ihn, die Bühne wird nun nach und nach ganz hell.)

Seht nun hinunter, wie's dort fröhlich wimmelt,
Und ſchaut hinauf, wie dort die Sonne ſchwebt,
Werft dann das Auge auf die reiche Landſchaft,
Ein Haus beim andern, froher Menſchen Stätten,
Bis wo die Berge Euch die Ausſicht hemmen,
Ein Garten iſt's. — Und alles dieſes Glück
Hat Er, der Friedensbringer, Er allein
Mit ſeinem milden Menſchenſinn vollbracht.
Drum Heil dem großen, edeln Kaiſer Heil!
Für ew'ge Zeit dem Friedensbringer Heil!

(Ein kurzer Marſch ertönt. Soldaten ziehen auf, dann feſtlich geſchmückte Landleute, zuletzt Bürger beiderlei Geſchlechts, dann Kinder.)

(Wenn der Marſch ſchweigt, beginnt die Tanzmuſik, wozu ein ländlicher Tanz aufgeführt wird. Die Tanzmuſik löſt ſich in ſanfte Accorde auf, Alles zieht ſich nach dem Hintergrunde, Wolken ſenken ſich herunter und verdecken die Handelnden. Aus den Wolken erſcheint der Genius.)

Genius.

Ihr ſaht ein Bild der nächſten Folgezeit,
Was jüngſt geſchah, wird ein Jahrhundert ſegnen,
Des Friedens Milde wird hernieder regnen,
So lang vom Thron ſtrahlt Habsburgs Herrlichkeit.
Den Himmliſchen zur Wonne, ein Entzücken

Den Unterthanen, ſtrebte Franzen's Kraft,
Die unermüdet Gutes wirkt und ſchafft,
Die weiten Reiche ſeiner Krone zu beglücken.
Der Glaube trennt; — ein nationelles Band
Stellt oftmals eine ſteile Mauer hin,
Verſchieden bleibet ſtets der Völker Sinn
Vom Po bis zu des ſchwarzen Meeres Strand;
Doch Eines nur beſeligt heute Alle,
Und Oeſtreich's, Ungarn's, Mähren's, Wälſchland's Mann
Ruft laut den Seinen zu mit Jubelſchalle:
Wir ſind Ein Volk, das frei ſich fühlen kann.

Wer widerſpricht? Steht's nicht nach hundert Jahren im lieben Oeſterreich ebenſo?

Nur muß hier noch einer Antwort Erwähnung geſchehen, die ein gelehrter Kenner auf die wahre Natur meiner Vorherſagung ertheilt. Es iſt der hierzu vollkommen berechtigte öſterreichiſche Hiſtoriker und Politiker Helfert. Er ſagt in ſeinem neueſten Werke:

„So bilden weder Polen, noch Magyaren, noch Tſchechen das Holz, aus dem ſich ein neues Oeſterreich ſchnitzen laſſen will; nicht viel beſſer iſt es, um von den Italienern in Dalmatien und Tirol zu geſchweigen, mit den Kroaten, Rumänen und Serben. Die ſüdſlaviſchen Träume der letztern, die Hinneigung der erſtern nach Rumänien haben, je länger je mehr, zur Folge, daß dieſe Völker ihr Zuſammenſein mit Oeſterreich-Ungarn nur für ein proviſoriſches anſehen.“

So war ich denn entſchloſſen, die Frage, die mich

beſchäftigte, endlich einmal an Ort und Stelle zu unterſuchen und mich zu überzeugen, ob mein Herz oder mein Kopf mehr ihre Rechnung dabei finden werden.

Da mein Weg mich jetzt ſüdöſtlich entführte, ſo ſah ich meinen philoſophiſchen Wagenlenker nicht wieder, der mich nach Philiberts Schloß von Nordoſt her gebracht.

Ich fuhr auf der Eiſenbahn nach Pöltſchach, und hier mußte ich mich nach einem Gefährt umſehen.

Die Zeiſelwägen waren alle beſetzt, und fuhren nach entgegengeſetzten Richtungen ab. Ein recht hübſcher Wagen für zwei Perſonen hielt noch am Ausgange des Bahnhofs, deſſen Kutſcher mir einen Platz antrug, da er erſt einen Paſſagier hatte, wenn ich nach „Sauerbrunn“ wollte. Das iſt nämlich der Titel der Heilquelle bei dem Flecken Rohitſch.

Ich ſtieg ſogleich ein und er rief einen Herrn herbei, der mit höflichem Kopfnicken ſich zu mir ſetzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er war hochgewachſen, ſeine Geſichtszüge waren ernſt, gekleidet war er ſchwarz, in einem langen Rocke, der auf ungariſche Weiſe mit Schnüren ausgenäht war.

Der Weg betrug etwa zwei bis drei Stunden.

Wir waren ſchon mehrfach an Kreuzen und Kapellen vorbeigefahren, wo ich gleich meinem Reiſegefährten es nie unterließ, den Kopf zu entblößen.

Da wandte ſich plötzlich mein Sitznachbar mit freundlicher Miene zu mir und ſagte:

„Wie gern bekenne ich, daß ich Ihnen Unrecht gethan. Als ich Sie in der Modetracht so da ſitzen ſah, dachte ich mir, daß Sie auch einer von denen ſind, die den Sauerbrunnen beſuchen, um ſinnliche Genüſſe ſich zu verſchaffen. Es war mir wirklich unangenehm. Nun aber, da ich ſehe, daß Sie ein treuer Sohn der Kirche ſind, bin ich ſehr erfreut. Vielleicht kann ich Ihnen während Ihres Aufenthalts einen Dienſt erzeigen, oder dazu beitragen, ihn angenehmer zu machen, wenn Sie dort fremd ſind. Ich werde von keiner Kur an freier Bewegung gehindert, ich bin Gottlob! geſund. Mein Zweck iſt nur, zwei Freunde, Prieſter zu ſehen, die nach beendigter Kur zum dritten Mal die Reiſe nach Oberägypten und von da nach Jeruſalem unternehmen werden. Sie werden ſie kennen lernen. Ich bin der Kanonikus***, an der Domkirche zu Gran.“

In ziemlicher Entfernung, von einer Höhe, erblickte man den Sauerbrunnen; der Flecken Rohitſch, der recht maleriſch ſich zeigte, wurde kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt.

Aber die Gartenanlagen, die Raſen- und Blumenteppiche, eine Reihe langgeſtreckter Bauten, im verſchiedenſten Styl, mit Säulen geziert, mit offenen Gängen, das war eine Ausſicht, die bei näherer Beſichtigung etwas erwarten ließ.

Bald darauf waren wir angelangt; der hochwürdige Herr eilte, ſeine Freunde aufzuſuchen und ich ver-

fügte mich zu dem Dirigenten des Kurortes, Sok, dem ich von Graz aus auf das wärmſte empfohlen war, nachdem wir verabredet hatten, uns zu einer beſtimmten Stunde in der Reſtauration wieder zu treffen.

Mein Empfang bei dem Herrn Dirigenten war kurz, aber ſehr verbindlich. Er werde mit großem Vergnügen mir in Allem zu Dienſten ſtehen. Wegen einer paſſenden Wohnung für mich ſei er aller Sorge überhoben. —

Ich ſpitzte das Ohr, weil ich mich ſchon in einem Salon der Prachtgebäude in Gedanken inſtallirt erblickte.

„Neben ſeinem Hauſe," fuhr er fort, „wohne eine brave Wittwe, die einige Zimmer für Gäſte meiner Art, die eben keine Kurgäſte ſeien, in Bereitſchaft halte. Da würde ich ungeſtört treiben können, was mir beliebte und er werde bei der Nähe unſerer Wohnungen eher im Stande ſein, ſich um mich zu bekümmern."

Das letztere war nicht der Fall. Er beſuchte mich nicht und ein- oder zweimal blieb er bei mir einen Augenblick ſtehen, wenn er auf dem Kurplatz an mir vorüberſtrich. —

Mittags fand ich meine geiſtlichen Herren am obern Ende des großen eleganten Speiſeſaales, die einen Platz für mich in Bereitſchaft hielten.

Der Saal war elegant und ganz gefüllt. Es mochten wohl ein paar Hundert an den Tiſchen ſitzen. Gezählt habe ich ſie nicht.

Unweit von uns war inmitten des Saales ein großer runder Tiſch, auf dem nur ein Gedeck lag. Vier Männer in kroatiſcher Tracht waren beſchäftigt, Flaſchen, Blumen, Gläſer, Teller in Reihen aufzuſtellen.

Endlich erſchien der Herr, dem dieſe Vorbereitungen galten.

Eine große, ſtarkbeleibte Geſtalt in der Tracht des Landes. Er blieb hinter dem Tiſche vor ſeinem Stuhle ſtehen, um die Grüße der ſämmtlichen Damen mit Würde zu empfangen, die ſie mit Schwenken von Blumenſträußen, Tüchern, Servietten wie raſend ihm darbrachten.

Er erwiederte dieſen Sturm durch ein ruhiges Ausſtrecken ſeiner rechten Hand, deren Finger mit großen Brillantringen förmlich überzogen waren, und ein ſanftes, von einem huldreichen Lächeln begleitetes Kopfnicken.

Nach einer Weile ſetzte er ſich zum Eſſen, bedient von ſeinen Haiducken oder Panduren. Ich fragte nicht nach ihrem Titel.

Aber meine Herren blickte ich fragend an.

„Das iſt einer der vornehmſten und reichſten kroatiſchen Magnaten und die geben es ſo groß," ſagte der Graner Kanonikus. —

Abends war Ball.

Der Ungar in ſeiner knappen, zierlichen Tracht ſchickt ſich naturgemäß zum Tanze an. Als geborener Reiter ſpringt er auf den Boden und entfernt die vom langen

Schließen der Kniee am Sattel entſtandene Unbequemlichkeit dadurch, daß er die Beine weit auseinander reckt, einen Sprung verſucht und als dieſer gelingt, die Sporen klirrend zuſammenſchlägt und ſeiner Dame die Hand reicht.

Allein dieſe in ihrer hausbackenen Tracht: Mantel, Schürze, Haube, zeigt weder Zierlichkeit noch Anſtand. Und wenn auch die Bänder an der Haube, bei'm Tanze am ſchönen Nacken flatternd, für etwas gelten ſollten, ſo bleibt die Schürze und der Mantel. — —

Jetzt geht's los! Sie tanzten, glaub' ich, den nationalen Czardas zu einer Muſik, die eine Zigeunerbande machte. Ich hätte aus der Haut fahren müſſen oder zur Peitſche greifen mögen — und da Beides nicht möglich war — ſtürzte ich hinaus in die Nacht, bis mir der Höllenlärm entſchwand. —

Am andern Abend bei der Tombola, wo nichts meine ruhige Beobachtung ſtörte, zeigte ſich auch bei den Damen in Haube und Schürze die leidenſchaftlichſte, nach unſeren civiliſirten Manieren an Wildheit gränzende Begier nach Gewinn und die Luſt am Beſitze irdiſcher Güter.

Morgens trank ich meinen Becher Sauerbrunnen, der von zierlichen Mädchen an der Quelle ſelbſt, viel appetitlicher und reinlicher als z. B. in Kiſſingen, kredenzt wird.

Für die den Brunnen Gebrauchenden wird eine Meſſe

in einer kleinen Kapelle am Wege geleſen, durch deren geöffnete Thür die Bademuſik hereinſchallt.

Auf einer Höhe ſteht die Marmorbüſte des Grafen Attems, der die Kuranſtalt in's Leben gerufen, und ſie zu ihrer jetzigen Höhe durch Opfer aller Art von ſeiner Seite erhoben hat.

Es iſt laut anzuerkennen, was einzelne Ariſtokraten in dieſen Dingen geleiſtet haben. Was Attems in Rohitſch und wohl noch bei Weitem mehr that Graf Wickeburg für Gleichenberg. —

Aber Rohitſch liegt ja nah an der Gränze; ſteieriſche Luft beſtreicht es; die Landeskinder von jenſeits mögen wohl eine Kur dort wie eine Reiſe in's Ausland betrachten.

Sehr nahe bin ich einem ächt kroatiſchen Bade, unbeſtritten entſpringt der Quell kroatiſchem Boden, ſeine heißen Dämpfe ziehen am kroatiſchen Horizonte dahin.

In einem Huſch bin ich dort. Nur kurz iſt der Weg.

Das Bad heißt Krazina.

Ich komme an und eile nach dem Badhaus, wo Männer und Frauen, Alle zuſammen, in einem großen Baſſin voll dampfenden Waſſers ſich abwuſchen, in welchem am unteren Ende friſch geſchlachtete Schweine abgebrüht wurden und Kerle umherwateten, um die Badenden zu ſchröpfen, ſo daß Alle in einer ſchmutzigen Blutlache plätſcherten und ſich dann in ihre Wolldecken hüllten, ſich auf ihre bereit gehaltenen offenen Fuhrwerke

warfen, und bei frugaler Erfrischung das Geschäft des Abtrocknens den wohlthätigen Strahlen der Sonne mit Wohlgemüthlichkeit überließen.

Ein ziemlich honoriges Gasthaus, wo ich mein Quartier genommen hatte, war leer. —

Ich verlor nach dieser Erfahrung alle Lust, weiter in das vornehmste der südslavischen Königreiche vorzudringen. Ich darf mir zwar nicht herausnehmen, ein Urtheil oder auch nur eine Meinung zu äußern, die auf Geltung zu rechnen hätte, allein darin wird man mir beistimmen, daß ohne irgend ernste und höhere Zwecke zu verfolgen, ein blos neugieriger Reisender zum Vergnügen dort nichts zu suchen hat, wo ein abstoßender Naturzustand ihm entgegentritt, Vergangenheit und Gegenwart nicht durch geschichtliche Denkmäler ersichtlich vermittelt wird, und uns Alles kalt läßt, was uns anderswo als ein seit lange Gekanntes, wenn wir ihm lebend gegenüberstehen, zur Achtung und Bewunderung hinzureißen vermag.

Als ich dem kroatischen Dunstkreise entfloh, hoffte ich auch der Kroaten los und ledig zu sein.

Allein es sollte mir nicht so gut werden.

Mit Gefährt, dann Eisenbahn nach Cilly, das ich sehr schmutzig und übelriechend fand, von hier nach Bad Tüfers, das höher und luftiger liegt, und nun ohne Aufenthalt in's Römerbad, das eingeklemmt zwischen hohen waldbewachsenen Hügeln, unmittelbar

neben der Quelle, ſich als ein langes ſchönes Haus, von fünf Stockwerken und dem Anbau der Badanſtalten, darſtellte, an deſſen Fronte mit großen Buchſtaben zu leſen iſt: „*Hervatzkistan. Thuria.*“

Dieſer Raum iſt im kroatiſchen Bann.

Für die Nichtkroaten iſt inzwiſchen von Herrn Ullmann in Trieſt treffliche Vorſorge getroffen.

Links auf der Höhe, zu der man auf Stufen ſo bequem als möglich ſteigt, liegt ein ſchön reſtaurirtes altes Schloß, mit einem angebauten eleganten Flügel. Das iſt das Sophienſchloß, von wo ich Dir meinen neunten Brief ſende.

Mir iſt hier wieder einmal von Herzen wohl zu Muthe.

Ich ſehe keinen Kroaten und die Gäſte aus Fiume, Görz, dem übrigen Littorale, Trieſt, ſind mit mir derſelben Meinung. Wir eſſen in einem kleinen Saal unter uns; eine Minestra con frommaggio und dann ein risotto con polastro. Die Unterhaltung iſt lebhaft und wird deutſch und italieniſch geführt. Ich fand die Damen gebildet, entgegenkommend artig und ohne die geringſte conventionelle Grimaſſe. Das iſt Alles recht ſchön.

Wenn ich aber in meinem Schloſſe da droben bin, Herr von zwei Sälen, mit bequemer Ausſtattung, an jedem Fenſter ein Austritt nach wälſcher Art —

Welchen reichen Schatz von Genüſſen birgt die Na-

tur für das Menſchenherz, das der Empfindung derſelben fähig iſt!

Es iſt mir, als leuchte die Sonne ſchöner; die Luft iſt friſcher und belebender. Der Blick von oben in die Gebüſche, in die ſich ſchlängelnden Pfade, auf die hüpfenden Lichter und Schatten, iſt entzückend. Ein Wohlduft ſtrömt zu mir empor. In dieſer Natur fühlt man ſich zu dem Gedanken hinangetragen: es müſſe auf der Welt nur Blumen, reinſte Luſt und Tugenden geben.

Selbſt wenn der unausbleibliche Ernſt des Lebens uns hier naht, und ſeinen Schleier auf uns wirft, ſo glaube ich, daß die Trauer ſich in Freudenthränen verwandeln würde. — —

Doch jetzt fort aus Oeſterreich, um mich in die Nähe der großen Ereigniſſe zu verſetzen, die eine neue Aera begründen werden.

Hier iſt das Wort längſt eine Lächerlichkeit geworden.

Ein Zeitraum von wenigen Wochen wird einer unhaltbaren ſocialen Exiſtenz zu einer neuen Aera Man hört in Oeſterreich von einer Schmerling- und Giskra-, von einer Belcredi- und Schwarzenberg-Aera ſprechen. Nur die groben, ſtarren, unverſöhnlichen, auf ihr Recht, gleich den Ungarn, pochenden Czechen, verbinden mit der Bezeichnung ein weiteres Maß, indem eine Partei das ganze, über ſie von jeher verhängte

öſterreichiſche Regiment, als ſtehende Rubrik, unter dem Titel „Gräuelthaten und Grauſamkeiten der öſterreichiſchen Galgenära“ umfaßt! — Beneidenswerthe Zuſtände!

Noch einmal gedenke ich in Oeſterreich, und zwar an ſeiner äußerſten Gränze einzukehren.

Iſt Kraft und Luſt im nächſten Jahre ungebrochen, ſo will ich Dalmatien beſuchen, dieſes geſegnetſte, vom Himmel bevorzugteſte Marſchland. Da will ich, wie einſt im pays des landes ich that, Stelzen unter meine Ferſen ſchnallen und gleich einem Reiher, Trappen, mit Luſt den Sumpf durchwaten.

Ein Wiener Verleger kündigt ſo eben eine bei ihm erſchienene Reiſe in Dalmatien an und ſagt zu deren Empfehlung: „Das ſeltſame Land werde nur ſtets eine Schweiz im Meere genannt.“ Iſt das nicht ſchon der Standpunkt der deliziöſen *Rivalexière Du Barry?* Hoff'ſcher Malzextract, Erbſenwurſt ſtehen viel höher.

Aber derſelbe Verleger leiſtet mehr:

Er kündigt die dritte Volksausgabe des Garibaldi'ſchen Romans: „Die Herrſchaft des Mönchs“ an, und nennt ihn nicht nur epochemachend, ſondern auch als Beweis dienend, daß die erhabene Intention des gefeierten Helden Wiederhall findet im Herzen des deutſchen Volks.

Dreimal Pfui! ruft ihm das deutſche Volk zu.

Ehe ich die „ſchöne Gegend“ verlaſſe, muß ich noch ein eben jetzt dort auftauchendes Weſen ſignaliſiren, welches eine vollſtändige Fäulniß des Geiſtes mit unglaublicher Keckheit an den Tag legt.

Der moderne Zeitgeiſt, der zum Unverſtande führt, hatte Aehnliches noch nicht zu Stande gebracht. Da mußten noch andere unerhörte Kräfte thätig ſein.

Ein luther'ſcher Geiſtlicher macht eine Rundreiſe in Montenegro, ob als Sendbote oder auf eigene Rechnung, darüber ſchweigt er. Was Oeſterreich nicht vermochte, eine Bildung, die es ſelbſt nicht beſaß, nach dem Orient zu tragen, das iſt jetzt dem allgewaltigen Preußen vorbehalten, das eine überſtrömende Bildung beſitzt.

Er zog in Montenegro umher, forſchte bei den Leuten und was fand er?

Die vollſtändigſte Kenntniß von den Kriegsereigniſſen. Er brauchte nur wenig zu ſagen, da waren die Czernogorzen gleich bei der Hand: „was ſie Preußen zu verdanken haben, wie Preußen ſie frei mache, wie eifrig ſie für den geliebten Herrn, den Kronprinzen von Preußen, beten!“

Zwiſchen dieſen hirnverrückten Geſtändniſſen fließt noch ein Bach, der den Ekel vermehrt.

Es iſt abzuwarten, welche Anſprüche daran geknüpft werden.

Genug, es iſt Zeit, daß ich mich der Geſchichte des Tages mit kräftigem Muthe zuwende.

Hier iſt der neunte Brief. Er ſei Allen, die ihn leſen, zu Gnaden empfohlen.

Ich mache den Weg über Mariazell, wo ich einen Tag verweile. Dann über Türnitz, Anaberg, das ſonnig daliegende Lilienfeld, nach St. Pölten, wo ich ſogleich erſte Klaſſe nach Linz nehme und ohne allen Aufenthalt München zudampfe, wo mein zehnter Brief geſchrieben werden ſoll.

Zehnter Brief.

München. Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der hochwürdigste Bischof Räß. Das Elsaß deutsch.

München.

Meine Reise wurde nur auf eine Stunde in Linz unterbrochen, wo man auf der Bahnhofrestauration Mittag hielt.

Kaum hatte ich meine Schöberlsuppe erhalten — sie ist obligat, wie das „Bitte?“ des bedienenden Kellners — als ein auffallend modisch gekleideter junger Mensch an meinem Tische Platz nahm und mich höflich grüßte.

Er war mir schon im Fahren aufgefallen; wir saßen in demselben Wagen. Er hielt das Maul keinen Augenblick still, schwatzte über Politik, Literatur, Handel und Wandel. Es war der Fortschritt in höchster Blüte.

Indem er sich mir gegenüber setzte, ließ er sich also vernehmen:

„Ich möchte wissen, mein Herr, ob wir darin über-

einſtimmen, was eigentlich unter der modernen Civiliſation verſtanden wird. Für mich iſt es die uneingeſchränkteſte Konkurrenz. Das iſt der wichtigſte Sieg" —

Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, ſagte ich ſo höflich als es mir möglich war. Nach Allem, was Sie im Wagen über Wichtiges und Unwichtiges äußerten, geſtehe ich offen, daß ich nicht nur ein ſtabiler, ſondern ſogar ein rückſchrittlicher Menſch bin und es am Beſten wäre, den Ernſt der Unterhaltung zwiſchen uns ruhen zu laſſen. Mit dem Eſſen wird es ſchon friedlich ablaufen, ich will Ihnen gern die Auswahl der beſten Biſſen überlaſſen.

Er lächelte ſchelmiſch.

„Meine Biſſen werden gezählt und ſehr klein ſein."

Während wir Anderen ſchon mit beiden Backen kaueten, verlangte er mehrere Male Waſſer, um ſeine Hände zu waſchen, dann warf er ſeine Serviette fort: ſie ſei feucht. Als eine andere angelangt war, begann er ſein Glas zu reinigen. Mit ſeinem Teller nahm er dieſelbe Prozedur vor. Allein nachdem er ihn von allen Seiten abgerieben und immer dazwiſchen dicht vor die Augen gehalten, verlangte er einen anderen Teller und ein anderes Glas.

Jetzt ſchnitt er ein Brod an und ſchien nachzudenken.

Er hielt mir das Brod hin und fragte: „Glauben Sie, mein Herr, daß dieſes Brod gut ausgebacken iſt?"

Ich antwortete, um darüber zu urtheilen, müßte

man die Lebensweiſe und das Klima des Landes kennen. Das Brod ſcheint Ihnen nicht gehörig gebacken; allein für die hier lebenden Magen wird es gerade ſo recht genießbar ſein.

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, aber mein Magen iſt gar zu empfindlich und ich muß härter gebackenes Brod haben.“

Wir Anderen waren bereits bei'm Nachtiſch, als er ſiegreich mit einem mürben Kipfel auf ſeinen Platz ſich ſetzte.

„Nicht ohne Mühe,“ ſagte er, „konnte ich dieſes feinen Kipfels habhaft werden. Ja, ja, man merkt an Allem, daß Wien ſchon weit hinter uns liegt und daß wir uns in Linz unter Rudigiers mildem Hirtenſtab befinden, auf deſſen Weide das Futter nur gedeiht, was für Schafe, im eigentlichen Sinn, zu taugen vermag.“

Auf der Tafel ſtanden noch zwei Schüſſeln: Geflügel und Rindsbraten. Er begehrte Kalbfleiſch. Man ſagte ihm, daß keines mehr da ſei. Er befragte mich. Ich war für Geflügel. Einer vom Nachbartiſch, der ſich einen Spaß machen wollte, meinte: Rindsbraten ſei vorzuziehen.

Neue Verlegenheit.

„Allerdings iſt Rindfleiſch kräftiger, aber es iſt zu ſchwer — ich nehme doch lieber vom Huhn.“ —

Wie er einen Flügel auf der Gabel hatte, erſchien der Kellner um die Rechnung zu machen.

Unſer Mann des Fortſchritts hatte Huhn und Rindsbraten auf dem Teller und Wein im Glaſe. Das machte einen Gulden und fünfundſechszig Kreuzer.

Er ſchob ſogleich den Teller weit von ſich und fing an, dieſe Summe in kleiner Münze zuſammenzulesen, indem er dazwiſchen brummte, daß es denn doch unverſchämt theuer ſei.

Sie mögen daran erkennen, ſagte ich lachend, daß wir doch noch nicht ſo gar weit von Wien entfernt ſind.

„Die Bemerkung iſt nicht übel," rief er, „aber jetzt wäre es doch Zeit zu diniren."

Die Zeit war freilich da. Draußen wurde geſchellt. Man lief auf den Perron, um einzuſteigen. Mein Nachbar allen voran. Nicht einmal ſeinen Wein hatte er angerührt. Ich traf ihn im Wagen im vollen Schwall der Rede, ſein Abenteuer lachenden Zuhörern zum Beſten gebend.

Er fragte, was ich zu bezahlen hatte.

So viel Kreuzer, als Sie auf Ihren Gulden zu legen hatten.

„Schändlich! und ich bin hungrig aufgeſtanden. Aber merkwürdig bleibt es immer, daß mir das ſchon zum drittenmal paſſirt."

Er nahm den Fahrtenplan, begann ihn zu leſen und ſchlief darüber ein.

Als man in München hielt, erwachte er.

„Wo ſind wir?“ fragte er.

„In München. Ausſteigen!“

„Ach was, München! Ich fahre weiter!“

Und er ſchlief wieder ein. — —

Armer Menſch! Eine Intelligenz, wie die Deine, muß einer überlegenen Thätigkeit eng verbunden ſein. Kräftige Arme, die nicht auch ein allzeit thätiges Hirn in Bewegung ſetzt, nützen der Geſellſchaft nichts und ſind, beſten Falles, eine ſchimmernde Lüge, die ſelbſt ein wahres Talent erſtickt.

Als im Jahr 13 ſich die Preußen begeiſtert erhoben, fochten die Rheinbundſtaaten noch für die Sache ihres „protecteur,“ und der König von Preußen ſelbſt, noch in der Gewalt ſeines Drängers, war gezwungen, gegen den Unterzeichner des Vertrags von Tauroggen die Geſetze des Treubruchs für den Augenblick zu verhängen.

Nicht lange, ſo ward es anders.

Die Befreiungskriege, wie man ſie nannte, wuchſen zu einer bedeutenden Höhe in der deutſchen Geſchichte.

Später und bis vor Kurzem war dieſer Glanz im Volke erloſchen. Man wollte jenen ruhmvollen Kampf, dem wir unſere nationale Selbſtſtändigkeit verdanken,

nicht mehr Befreiungskrieg nennen. Es hatten ſich andere Begriffe von innerer Befreiung herangebildet, die ausgegohren und zum beſten Frommen in's Leben geführt werden mußten.

So entſtanden denn in den vierzig Friedensjahren manche Ausgeburten, ſteigerten ſich zu einer unſeligen Ueberfruchtung, und ſchufen unter Anderen ganze Sortimente von Mondkälbern, nach Jedermanns Gefallen, denen es auch niemals und nirgend an Liebhabern fehlte.

Die Revolutionen in Frankreich thaten manchmal dieſem cisrhenaniſchen Treiben Einhalt und brachten in unſeren paſſiven Fortſchritt einige Bewegung, welche die Geiſter beſchäftigte, erwärmte, unterhielt, ſelbſt erleuchtete, die Kritik förderte und uns Erſatz für ächte Kunſt, für Poeſie, für politiſche Macht und Größe, für Ruhm und Achtung zu bieten ſchien, aber die Nützlichkeit der Unternehmungen, mit der darauf verwendeten Anſtrengung, nicht in Betracht zu ziehen lehrte.

Solche Bewegungen folgten immer ſchneller aufeinander. Es war in der letzten Zeit, als läge die Geſellſchaft im Fieber. Fehlte es an Stoff zu ſolchen Aufregungen, ſo wurde er von der Preſſe, manchmal von irgend einem Winkelblatt geſchaffen.

Dann hieß es: „Das Herz der Völker erbebt! die Welt erwartet bangathmend große Revolutionen! Die

Geſellſchaft will nicht mehr im Dunkeln tappen, ſie will wiſſen, wohin ihr Weg führt!“

Trotz dieſer ſtürmiſchen Zeitbewegung dauerte jedoch eine nicht zu ſtillende Langweiligkeit fort und fort. Man könnte ſie wahrlich unerſättlich nennen.

Um nicht in der gewöhnlichen Tageslaſt der Kammern, Zeitungen, Ausſchuß-, Clubb- und allerhand Sitzungen als Menſch unterzugehen, griff man zu den verſchiedenartigſten Zerſtreuungen.

Turntage, Sängerbündniſſe, Schützenfeſte, Ausſtellungen aller Art, mit Zügen — wirklichen Prozeſſionen vergleichbar, mit Fahnen, Bildern, Blumen, Fackeln — das riß nicht ab und bildete eine fortlaufende Kette das ganze Jahr hindurch.

Hieraus erwuchs nun ein ſicherer Vortheil.

Die deutſchen Stämme berührten ſich; man lernte ſich in Maſſe kennen. Man legte Vorurtheile ab, die Bayern beurtheilten nicht mehr die Preußen nach einem Berliner Exemplar, das ſie zufällig in Reichenhall oder Aibling kennen gelernt hatten.

Man ſetzte ſich darüber mit ſtillſchweigendem Anſtande hinweg, daß ein Berliner, wenn er einen Begegnenden nur leicht am Fuße ſtreift: „Bitte tauſendmal um Vergebung!“ ausruft, daß ein Stuttgarter dabei nichts als: „Hopſa!“ ſagt und ſeines Weges geht, daß der Bayer, wenn er dir die Zehen abgetre-

ten hat, nicht einen Laut von ſich gibt, als verſtände ſich's von ſelbſt.

Man ſah aber bald ein, daß zwiſchen der Derbheit des Pommer, und der Grobheit des Altbayern, und der Heißgrätigkeit des Schwaben eine ſtarke disponirende Verwandtſchaft beſtehe und daß Alle ſammt und ſonders gern Mehlſpeiſen genießen, gleichviel ob ſie Spätzle, Knödel, Klöße, Kliet oder Keulchen heißen. Obgleich ich hier doch den nördlichſten Meeresſtrand und das ſüdlichſte Bergrevier in's Auge faſſe.

Was dazwiſchen lag, ſprach ſeine Abneigung nie ſo entſchieden aus.

Die Keime zu befruchten fehlte es jetzt nur noch an der Gelegenheit. Aus ſich ſelbſt erwächſt keine Begeiſterung. Es fehlte der Generation an einfacher Kraft. Die hohe Ausdehnung des Wiſſens trägt nicht dazu bei, den Menſchen im Ganzen zu entwickeln. Was zur Erſcheinung gelangen ſollte, mußte losgeſchält ſein von gegenwärtiger Abhängigkeit und gegenſeitigen Bedürfniſſen; es durfte nicht das Werk eines ſich zur Höhe ſchwingenden Verſtandes ſein, ſondern die freie, ächte Geburt des menſchlichen Herzens.

In dieſem Augenblick wird uns dieſes Glück zu Theil.

Die nationale Ueberhebung unſerer Nachbarn, ihre lächerliche Eitelkeit, die ſich einbildet, mehr zu ſein und zu gelten als wir, und uns zwingen will, ihrem Maß-

ſtab von Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum uns in Geduld zu fügen; eine tiefe faſt unglaubliche Unwiſſenheit, die dieſem Beginnen zur Seite geht; eine Quelle von Haß und Verachtung, die daraus entſprang und ſich frech und unverholen gegen uns ergoß; dies blies uns zuſammen und flammte in einer großartigen Begeiſterung über Deutſchland.

Um uns auf dieſe Höhe zu treiben, fehlte noch der Mann der That. Der Männer des Gedankens hatten wir überzählig genug. Kein deutſcher Profeſſor würde Deutſchland gerettet haben. Statt wichtige Zeitfragen gebührend zu löſen, hat ſich unſere Gelehrſamkeit mit Quark abgegeben. —

Endlich erſchien der von Millionen Erſehnte. Ein Mann von übermenſchlicher Thatkraft und in ſo weit wahrhaftig und ehrlich, wie man es wohl nie an ſolcher Stelle angetroffen. Die Ehrlichkeit allein kann aber nur in Verbindung mit allen anderen nothwendigen Fähigkeiten in ſolchen Dingen Großes wirken.

Der Graf von Bismarck gedachte des Ruhmes, den die Geſchichte Preußen zugeſtehen muß, daß es bei einer neuen politiſchen Ordnung der Dinge ſtets vorangegangen und die Umſtände zu benützen verſtand, bis dieſe ſich änderten und neue Maßregeln an die

Tagesordnung kamen. Dabei vergaß er nicht, daß, wer ſeiner Nation zu Hilfe kommen will, wiſſen muß, was ihr Noth thut.

Es mußte die Splitterpolitik aufhören und eine Geſammtheit geſchaffen werden.

Wie es der Graf ins Werk ſetzte, weiß die Welt.

Er ſcheute nicht zurück vor Eiſen und Blut. —

Wer ein Elend empfindet und es für ewig erklärt, läſtert die menſchliche Natur.

Wer die Hilfe entdeckt, muß den augenblicklichen Schmerz nicht ſcheuen, der mit ihr verbunden ſein könnte.

Der Arzt wird ein Wohlthäter durch Mittel, welche dem Gaumen widerlich erſcheinen.

Dieſe widerliche Empfindung darf Geiſter nicht irre machen, welche die unabweisbare Nothwendigkeit einer neuen Geſtaltung zur Rettung aller Heiligthümer des Vaterlandes anerkennen. Weder Ruhm noch Sicherheit wären erreicht worden, wenn wir dieſen großen Zeitpunkt träumend an uns hätten vorübergehen laſſen, in der Hoffnung, daß ein unerwartetes Glück uns plötzlich entgegentreten, und uns mit Selbſtſtändigkeit ohne unſere Mühe und Anſtrengung überſchütten würde.

Dennoch gab und gibt es geiſtreiche Männer von Treue und Gewiſſen, die nur ſcheu und furchtſam hinter den Vorhang blickten, wo die Umwandlung von Schwäche in Stärke begann. Auch dies iſt in der Natur begründet. Wir haben es unter uns erlebt. Nur im Geiſte

kann das Werdende ſich ſpiegeln, ehe es geworden. Der Geiſt aber iſt eine Welt von Kräften, von denen einige vorwärts, andere rückwärts wirken. *Nur ſtarke Geiſter ſind es, in denen die Zukunft als Hauptbeſtandtheil erſcheint.*

Ich will nicht unterlaſſen, die Stelle eines Berliner Blattes, als Beleg des von mir hier geſagten, anzuführen. „Es gehört zu den bedeutenden Eigenſchaften unſeres deutſchen Staatsmannes, daß er, im Gegenſatze zu der hergebrachten, ſich in Geheimniß hüllenden Staatskunſt, die großen Ziele ſeiner Politik überhaupt, ſowie die Aufgaben, welche er unter den jedesmaligen Verhältniſſen in's Auge faßt, ſtets im gegebenen Augenblicke mit unumwundener *Offenheit* ankündigt. Die große moraliſche Macht, welche dieſer Behandlung der politiſchen Fragen inne wohnt, wird dadurch noch erhöht, daß Graf Bismarck ſich in ſeiner geſammten Wirkſamkeit auf die tiefe *Gemeinſchaft* mit dem deutſchen *Volke* und auf die offene begeiſterte Zuſtimmung deſſelben ſtützen kann. Die diplomatiſchen Aeußerungen des Bundeskanzlers haben meiſt den Charakter diplomatiſcher *Thaten*, indem ſie nicht blos auf einem klaren und entſchloſſenen Willen beruhen, ſondern zugleich auf dem Bewußtſein der politiſchen und materiellen Kraft, um das Gewollte zu erreichen und durchzuführen. Auch jetzt hat Graf Bismarck für den demnächſtigen Friedensabſchluß Auffaſſungen und Forderungen verkündet, in

welchen er sich von der entschiedenen Ueberzeugung und dem festen Entschlusse ganz Deutschlands gestützt und getragen weiß. Mit ihm will das deutsche Volk wirkliche Bürgschaften für die künftige Sicherheit Deutschlands und ist sich bewußt, darin zugleich Bürgschaften für den Frieden Europa's zu fordern."

So unbefangen das lautet, so dürfen wir dennoch nicht an ein Extrem der Offenheit und Ehrlichkeit bei dem Herrn Grafen denken, wie man es sich im gewöhnlichen Leben vorstellt. Ich sagte schon früher, daß die Ehrlichkeit, nur in Verbindung mit vielen anderen nothwendigen Fähigkeiten, in politischen Dingen Großes wirke."

In der Art und Weise, wie der Graf sich mit den fremden Regierungen benahm, zeigte er eine Verschlagenheit und List, wie sie dem feinsten Diplomaten nicht zu Gebote steht. Sein hohes Herz mag sich in diesen niedrigen Banden nicht wohl befunden haben, es entsprach nicht seiner Neigung, aber es war als Mittel zum Zweck nicht zurückzuweisen. Betrachtet man des Grafen Bismark Wirken seit 1866 im Zusammenhange, so muß man erstaunen. Nichts entging seinem Blicke, seinem Gedächtnisse, seinem Genie. Er zog aus Allem Nutzen für sein Werk.

In Spanien bricht die Revolution aus. Mit fester Hand will er ihr die einzig gedeihliche Richtung geben.

Er ſendet Boten nach Spanien, die ſeiner Idee Eingang verſchaffen ſollen.

Mir ſind Exemplare davon vorgekommen, mit denen ich hier in München eine kurze Zeit verkehrte.

Ein feiner Herr, der vorgab, nur um ſpaniſche Bilder kennen zu lernen einen Winter ſich in Spanien umgetrieben zu haben, der in einem Gaſthofe zweiter Ordnung wohnte, um ſich nirgend vorſtellen zu dürfen, der aber auf ſeinem Zimmer Waſa, Altenburg, Miniſter empfing, zur Königin-Mutter kam u. ſ. w.

Dann eine vorgeblich engliſche Familie, die gleichfalls in Spanien gleiche Zwecke verfolgte und Damen aus deutſchen Familien mit ſich führte.

Die Sache ſchien gemacht und nun trat an die Stelle des intriguirenden Diplomaten der offenherzige Staatsmann mit ſeiner weiſen Combination.

Der Fürſt Anton von Hohenzollern, hochgebildet, wie ein Jeder weiß, der das Glück hat ihn näher zu kennen, aus dem katholiſchen Seitenzweige des Preußiſchen Königshauſes, im reifſten Mannesalter, mit einer bereits großjährigen Nachkommenſchaft geſegnet, war gewiß Derjenige, der durch ſeine erhabene Stellung und ſeine hinzutretenden perſönlichen Verhältniſſe die Frage gelöſt haben würde, die noch jetzt unentſchieden im blauen Nebel zerfließt.

Wir erſehen hier den ganzen Werth des erlauchten

Grafen, der keiner Schule entſtammt und ſeine eigene Geſchichte für ſich hat.

Dies iſt die ächte Politik, die einzig zeitgemäße. Verſchwörungen und Intriguen ſind Erfindungen feiger, ohnmächtiger Thoren. Vor ihnen öffnet ſich nicht das eiſerne Thor der Zukunft.

Da erließ der König Ludwig II. von Bayern den Marſchbefehl.

Und die Truppen marſchirten. —

Eigenthümlich und intereſſant war dabei, wie der Kriegsminiſter, Freiherr von Prankh, ſeinen Antheil an der Sache, die vielen Herren in die Naſe ſtach, vor dieſen zu interpretiren unternahm.

„Sie wiſſen es," ſagte er, „ich bin ſtockbayeriſch, ein Particulariſt, wie kaum ein zweiter, ich will die Selbſtſtändigkeit Bayerns auf's ſtrengſte gewahrt wiſſen — und dennoch bin ich für's mitziehen in den Krieg, im Anſchluß mit den Preußen." —

Die Aufnahme der bayeriſchen Landeskinder von Seite der Preußen war eine begeiſterte, und ihre brüderliche Verſchmelzung folgte faſt unmittelbar.

Im gegenwärtigen Augenblick iſt der Stand des Soldaten eine Erhebung aus den ungebildetern, ſelbſt niedrigen Culturſphären.

Die Beſchäftigungen des Soldaten, welche bei aller

Abwechſelung die ſtrengſte Genauigkeit erheiſchen, ſind belebter und unterhaltender, als die gemeinen Handarbeiten. Die beſondern kriegeriſchen Uebungen bilden und veredeln nicht nur die Haltung des Körpers, ſondern können bisweilen ſelbſt Geſinnungen verleihen, welche den Geiſt veredeln.

In der Bruſt des gemeinen Soldaten (man ſoll das noch immer gebrauchte Wort „Gemeiner" überall ſtreichen) herrſcht oft ein Gefühl von perſönlicher Würde und Ehre, von dem die anderen niederen Stände keine Ahnung haben und das ſelbſt bei Leuten von Anſehen und Vermögen nur ſelten angetroffen wird.

In Frankreich iſt zur Zeit ein bitterböſes Buch erſchienen, welches auf die ſich vorbereitende Kriſe einen gewaltigen Einfluß übte, indem ſie dem bisherigen Einwohner der Tuilerien in das Gedächtniß rief, daß ſein Miethkontrakt bald gekündigt werden dürfte und er daran denken müſſe, ihn für ſich und ſeine Rechtsnachfolger endgültig und bündig abzuſchließen, wolle er nicht, gleich ſeinen Vorgängern, in's Ausland wandern.

Dies Buch iſt Lanfrey's „histoire de Napoléon I." Das Urtheil über des Kaiſers Feldherrntalent iſt gerecht, aber ebenſo leidenſchaftlos und ſtreng ſpricht Lanfrey über des Korſen Abſolutismus, ſeine Selbſtüberſchätzung, die ſein Hirn mit einem ſchwindelnden Wahnſinn erfüllte.

Die Heuchelei und die Lügen Napoleons I. und ſeiner Werkzeuge werden ohne Schonung aufgedeckt. Hiermit wird auch der Imperialismus des Neffen in ſeinen Fundamenten erſchüttert, und die Theatercouliſſen ſchwanken, hinter denen ſeine Liſt ihre Plane ſchmiedet.

Lanfrey will die Freiheit und den mit ihr wiederkehrenden Frieden. Allein als unzertrennlich iſt hiervon die Herrſchaft Frankreichs von den Pyrenäen bis an den Rhein.

Ein Pariſer Blatt ſchrieb: „Es muß zu Ende kommen. Man muß wählen zwiſchen Despotismus und Freiheit, zwiſchen Wohlſtand und Ruin, Erniedrigung und Ehre, zwiſchen Kaiſerthum und Republik.“

Und was thut der Kaiſer Napoleon, zubenamt der Dritte, in dieſer unangenehmen Lage? Er denkt an einen neuen Staatsſtreich und wirft ſich einem ſich aufdrängenden Menſchen in die Arme, weil er ſich Liſt genug zutraut, deſſen Charakterloſigkeit für ſich mit Erfolg auszubeuten.

Ollivier war es, der ſich dem Kaiſer zur Dispoſition ſtellte. Ollivier, den ein noch nie wahrgenommener Egoismus beherrſchte, maßlos in ſeinen Anforderungen, mit frecher Stirn eine Fechterſtellung behauptend, die er nur ſeinem Hintermann auf dem Throne verdankte. Von einer unbefangenen Unwiſſenheit in allen Dingen, die er vertrat, voll wahnſinniger Bosheit gegen ſeine Widerſacher.

Es ließ ſich auf dieſen Menſchen nicht Diderots Wort anwenden: „daß man auch im Böſen ſublim ſein müſſe; da die Einheit des Charakters ſtets imponire. Während die Leute einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern, ſpucke man auf einen kleinen.“

Ollivier wurde auch während der Zeit ſeiner Großmächtigkeit das Letztere reichlich zu Theil. —

In einer alten Reiſebeſchreibung las ich einmal, daß zwei Könige einer Südſeeinſel einen Krieg wegen einer alten, zufällig aufgefundenen Grenadiermütze anfingen, indem die erſte Gemahlin eines jeden ſie zu ihrem Kopfputze auserſehen hatte.

Man mag die Geſchichte belachen; aber immerhin war zu dieſem Kriege mehr Veranlaſſung, als zu dem, von jenem ſtolzen und verrückten Ungethüm in Paris hervorgerufenen, entſetzlichen Kampfe.

Er ſoll jetzt, von Teufeln verfolgt, von Land zu Land flüchten.

Wir wollen hier nicht mehr ſein gedenken. —

Die Lehre, die 1813 gegeben wurde, die Völker zu Bundesgenoſſen im Kampfe aufzurufen, ſtellt ſich heute in ihrer ganzen ſchaudererregenden Größe in Frankreich dar.

Wenngleich aus den Luftballons die im Regierungsſyſtem vorherrſchende Klarheit und die daraus hervor-

gehende Ordnung wie Manna auf die franzöſiſche Erde herabträufelt.

Die große Frage iſt:

„Wie kann die Civiliſation Europa's, nach dem, was ſich heute ereignet, feſt verbürgt werden?

Wie das allgemeine Intereſſe aller civiliſirten Völker?

Wie bringen wir die beſondern Intereſſen in ſolche Stellung, daß ihre Verbürgung zugleich eine allgemeine wird?“

Die Antwort, die darauf zu geben iſt, lautet in Kurzem:

Nur dann iſt das Gleichgewicht begründet, wenn Jeder, indem er für den eigenen Vortheil ſorgt, zugleich den allgemeinen befördert. Darauf gründet ſich das politiſche Recht. Allein wie dahin zu gelangen, iſt bei der augenblicklichen Sachlage nicht abzuſehen.

Einſtweilen iſt Preußen im Uebergewicht der Situation.

Es wäre entſetzlich, wenn wir dadurch eine allgemeine Beherrſchung im jeweiligen preußiſchen Style zu erdulden haben würden.

Das wäre eine ſo fürchterliche Ausſicht, daß man beinahe annehmen könnte, es ſei eine Abſicht der Vorſehung, bei den natürlichen Gränzſcheiden der Erde der Möglichkeit eines Ereigniſſes vorzubauen, welches der Freiheit und dem Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechts

ſehr nachtheilig ſein würde. Anſtatt jener glücklichen Verſchiedenheit, welche die eigenthümlichen Kräfte des Geiſtes erwecken und zu mannichfaltiger Thätigkeit ſpornen; anſtatt des kühnen, originellen Schwungs geſonderter Stämme, eine nach der Schablone gebildete Einförmigkeit der Denk- und Handlungsweiſe anzunehmen, müßte jede edle Unternehmung erſticken.

Und kommt nun noch in Betracht, auf welche plumpe, herausfordernde Weiſe ſich das Preußenthum vernehmen läßt! Ich war in Baden und Württemberg Zeuge von Auftritten, die ich mit Derbheit tadelte, indem ich — um mich vor Beleidigung zu ſchützen — hinzuſetzte, daß ich die Ehre habe, ein geborener Altpreuße zu ſein und mir ein Recht zuſtehe, Landsleuten gegenüber auch meine Anſchauung offen zu äußern.

Im vergangenen Sommer ſitzt ſo einer an der Mittagstafel des bayeriſchen Hofes. Ein Organiſationsbeamter, der wegen der Gürtelbahn am Bodenſee oder anders dergleichen nach München geſchickt wurde. Neben ihm ſitzt ein Schweizer deſſelben Zeichens, ſtill und beſcheiden und hört zu, wie der Andere — der Preuß — die Schweiz und die Schweizer verſpottet. Das geht in einem fort mit Ho! Ho! und Ha! Ha! und weitaufgeriſſenem Maule, daß man dem Burſchen bis in den Magen ſieht.

Der Schweizer zeigt gleich von Anfang die große Ueberlegenheit an Bildung, indem er in Stillſchweigen

verharrt und ſeines Gegners Unwiſſenheit und Unwahrheit nicht vor der Geſellſchaft erniedrigen will.

Als der Herausforderer nun immer kecker wurde, erſchien mir der Schweizer geradezu erhaben. Er gab es zu, daß jener über ſeine vermeintliche Einfalt triumphire und lieferte den Beweis einer Selbſtverläugnung, die zu den ſeltenſten Eigenſchaften gehört, ohne auch nur mit einem Blicke eine Mißachtung des Herzens zu verrathen, ſondern mit dem Kopfe nickend, traulich zuhörend.

Ich brauſte auf und wollte endlich für den lieben Schweizer, der noch dazu ein Verwandter der Hurter'ſchen Familie iſt, ein Wort einlegen.

Da zupft mich mein Nachbar am Arm und zeigt mir einen am untern Ende Sitzenden, der mit erhobenem Glaſe aufgeſtanden iſt, um es auf meine Geſundheit zu leeren. Dieſe altmodiſche Uebung kam hier zu rechter Zeit, da ſie mich in's Lachen brachte und ich dadurch einem ärgerlichen Handel aus dem Wege ging.

Die Schlachten, die geſchlagen wurden, ſind Alle glorreich überſtanden.

Von dem blutigen Hintergrunde hebt ſich die Geſtalt des alten Soldaten, der König Wilhelm von Preußen.

Unermüdet an der Spitze, im Treffen, im Recognosciren. Eine anſprechende Miſchung von Strenge und

Milde, von Ernſt und einem an das Naive ſtreifenden Temperament; von großer Entſagungsfähigkeit bei den höchſten Zielpunkten, die ein ungemeſſener Ehrgeiz anzuſtreben ſich vorſetzt.

Und ſollte man es glauben? Dieſer Charakter offenbart ſeine Schwäche — es iſt das Streben nach Popularität.

Was wäre denn die Abſicht, bei der Veröffentlichung ſolcher Telegramme?

„Der König an die Königin. Fritze hat geſtern wieder dieſe oder jene Heldenthat verübt —

„Unſer Fritze war wieder ſiegreich u. ſ. w.“

Die Bezeichnung Fritze iſt weder der Sachlage entſprechend, noch der Würde der hier genannten Perſonen, die ſie zu jener einnehmen.

Wie dann? Es iſt ja nicht ausbedungen, daß Fritze ſtets ſiegen muß. Wenn er nun einmal unterläge, dann müßte es, um conſequent zu verfahren, heißen: ich darf mir nicht erlauben, was mir einfällt, herzuſetzen.

Es iſt mir unendlich leid, daß ich dieſen Einwurf gegen ein erlauchtes Haupt erheben mußte, dem ich eine angeborene Huldigung zolle; ſeinen Verdienſten war ich nicht fähig zu nahe zu treten; meine Hingebung für die Wahrheit ließ mich nicht ſchweigen. —

Die eigentlich leitenden Kräfte Bismarck und Moltke, die des Königs Oberbefehl dienen; die anderen, die Helden, Fürſten, Offiziere, die ihm

handelnd zur Seite ſtehen, die opferfreudigen Kämpfer, die mit Gott für ihren Fürſten und das Vaterland ihr Leben darbringen, ſind des größten Lobes würdig.

Sie vertrauen auf des Himmels Schutz.

Die Prieſter und die Geiſtlichen der verſchiedenen Confeſſionen ſind nicht nur dabei, um den Gottesdienſt in ihrer Weiſe zu halten, ſie ſtehen auch im Kugelregen den Verwundeten und Sterbenden mit ihren Tröſtungen bei.

Das erleichtert auch die Bruſt deſſen, welcher der Gefahr fern ſteht. Neben den verderblichen Mitteln, uns Leiden zuzufügen und uns von der Erde zu vertilgen, bleibt uns doch der Glaube an die göttliche Barmherzigkeit.

Dieſer Glaube iſt wach.

Seht nur, wie die Kirchen ſich augenblicklich füllen, wenn ein Bahnzug mit Truppen oder Verwundeten eine längere Raſt hält. Wie es ſie hintreibt vor den Altären zu knieen, zu beten, auch zu weinen! —

„Ach," antwortet man, „das iſt kindiſch und paßt nicht für uns und den Krieg, der jetzt ſo energiſch geführt wird. Dann hat ja alle Weisheit ein Ende. Ein ſolcher Zuſtand, wie Der ihrer zerknirſchten Beter, iſt nur in der Unbildung dieſer Leute zu ſuchen. Da ſind die Schulen daran ſchuld. Das Volk kann kaum leſen, noch weniger ſchreiben."

Im Himmel brauchen ſie Beides nicht zu können;

hier auf Erden iſt es darum nöthig, daß der liebe Gott ihnen durch Zeichen das ertheilt, was ſie brauchen; eben jene überzeugenden Wunder, die vor zweitauſend Jahren den Heiden den Schooß der Wahrheit öffneten. —

Da hat in Wien ein allgemeiner Lehrertag, im Juni 1870, ſtattgefunden. „Es waren an drei oder gar viertauſend Männer, ſo heißt es, die im Schuldienſt hervorragende Stellung einnehmen.“ Und die haben unumwunden ausgeſprochen:

daß der Religionsunterricht mit Wunder und anderm Aberglauben nicht in die Schule gehöre, daß dieſer von dem andern Unterricht getrennt werden, und es den Eltern freigeſtellt ſein müſſe, die Kinder in der Religion unterrichten zu laſſen.

Die Wiener haben begeiſtert dieſem offenen Bekennen zugeſtimmt, ſie freueten ſich, wie man ſich dort unten an der Donau vernehmen ließ, „dieſes wichtigen Schrittes auf der fortſchrittlichen Bahn,“ und erſtickten förmlich die Helden des Tages in Ehren, Feſten und Ueppigkeiten aller Art, wie ſie ſeit der unſeligen Zeit des Congreſſes in Wien nicht erlebt worden.

Wir dürfen ruhig ſein. Bis jetzt droht keine Gefahr.

Sollte es aber jemals dahin kommen, eine ſolche Brut heranzuziehen, und ſie ſich über alle Länder verbreiten zu laſſen, dann würde

die Posaune des Weltgerichts erschallen — die Erde zerstöbe — der jüngste Tag!

Mitten durch dieses mörderische Wettern der Geschütze, die Jubelsalven, das Trauergeläute von unzähligen Kirchen und Kapellen, läßt sich ein langer schnarchender Ton sonderbar genug vernehmen, der von diesseits nach jenseits einen Freund in Paris aufwecken soll.

Dieser Schnarcher entfährt „Hegels größtem Schüler," dem Dr. David Friedrich Strauß, „dem Meister der deutschen Sprache, dem stilistischen Klassiker der Neuzeit" und richtet sich an Herrn Ernest Renan.

Hegels größter Schüler beginnt damit, Herrn Renan eine Schmeichelei darzubringen: „daß mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen freundliche Aufnahme fand, ist mir eine große Beruhigung gewesen." So geht es fort.

Dann kommen bekannte Wahrheiten, gegen die sich nichts einwenden läßt. Abgedroschenes Zeug könnte man's nennen, was Herr Strauß Herrn Renan für deutsche Leser weitläufig vorträgt.

„Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwig XIV. gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen (ich meine „spielen" ist hier ein

ganz ungeſchickter Ausdruck, der ſtiliſtiſche Klaſſiker hätte hier etwa „behaupten“ ſetzen ſollen), und durch Napoleon I. iſt es in dieſem Anſpruch beſtärkt worden.“

Wie neu und groß! wo mag er das wohl aufgefunden haben? Nun kommt er an uns Deutſche. „Jede Nation hat ihre Zeit, und — wenn ſie rechter Art iſt, nicht blos eine.“

So kam durch unſere Literatur die geiſtige Führerſchaft an Deutſchland, während die politiſche bei Frankreich verblieb. Und ſo weiter, und ſo weiter!

Aber was will Hegels größter Schüler mit dem langen Briefe an Herrn Renan? Ich will es mit den Worten des Briefes hierherſetzen:

„Ich denke doch, es ſei nicht „übel gethan“ (ſchön geſagt!) wenn in dieſer Kriſis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der ſeinigen unabhängig und dem politiſchen Parteitreiben ferne ſteht, ſich über die Urſachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenſchaft gegen einander ausſprechen. Denn erſt dann wird dieſe meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben ſcheinen, wenn ſie Ihnen zu einer ähnlichen, von Ihrem Standpunkt aus, Veranlaſſung gibt.“

Zum allerletzten Schluß noch das neckiſche:

„Erhalten Sie mir unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung.“

Was iſt das! So ſchreibt man einem Mädchen, aber

nicht einem Renan in ſtreng ernſter Angelegenheit. Herr Renan könnte Das übel nehmen.

Doch nein, er antwortet:

„Frankreich wollte keinen Krieg! Frankreich iſt im Grunde ſehr friedlich geſinnt. Glauben Sie mir (Herr Strauß): die alleinigen Urſachen dieſes Krieges ſind die Schwäche der conſtitutionellen Inſtitutionen und die verderblichen Rathſchläge, welche ehrgeizige und ſchwachſinnige Militärs, unwiſſende und eitle Diplomaten dem Kaiſer gegeben ꝛc.“

Das iſt die ganze Weisheit, die der „größte Schüler Hegels“ von dem Franzoſen erbettelt hatte, von jenem ehemaligen Abbé Renan, der ſeinen Herrn und Meiſter verrathen, nicht blos um Silberlinge gleich Judas, ſondern um fünfzigtauſend Franken an Napoleon, dann um theueres Geld an Zeitſchriften und Verleger. Sein „Leben Jeſu“ kann füglich ein Evangelium nach Judas genannt werden.

Die Wallungen werden von Tag zu Tag ſtärker. Die nicht zu den Waffen griffen, nehmen die Feder zur Hand.

Da hat auch Wolfgang Menzel ein Bändchen vom Stapel gelaſſen. Er hatte wohl ein Recht dazu.

Menzel iſt ein gewandter Geiſt und von einer maß-

loſen Beleſenheit in der ſeit einem halben Jahrhundert etwa in Umlauf geſetzten Literatur.

Bei'm Niederſchreiben dieſes Namens ergreift mich eine Wehmuth, die ich nicht zu bezwingen im Stande bin.

Menzel war nicht nur mir freundlich zugethan, ſondern ich bin ihm noch beſonders zu großem Danke verpflichtet.

Er vermittelte meine Verbindung mit dem Cotta'ſchen Hauſe, die bis zu deſſen Auflöſung beſtanden hat, und mir nicht unbedeutende Vortheile verſchaffte. Ich war ihm dankbar von ganzem Herzen und diente ihm mit meinen Kräften, wie und wo er es nur erheiſchte.

Als ich nach Stuttgart überſiedelte, nahm er mich — bis daß ich meine wohnliche Einrichtung treffen konnte, in ſeinem Hauſe auf, und ließ mich an ſeinem Tiſch eſſen. Kann man zärtliche Freundſchaft weiter treiben?

Während ſeiner dreimonatlichen italieniſchen Reiſe, überließ er mir die Oberaufſicht ſeines Literaturblattes zum „Morgenblatt," zwar mit dem nothwendigſten Material, jedoch mir geſtattend, auch Einiges, das ſich nicht eben aufſchieben ließ, einzurücken.

Er kam zurück und war zufrieden. Ich hatte von mir aus über ein erſtes Werk von Ernſt Willkomm, ein Drama, berichtet.

Da kam Gutzkow mit der Wally!

Menzel ſchäumte, man weiß was er that.

Ich ſtand auf dem Punkt, meine Wochenſchrift

„Europa“ herauszugeben. Meine Idee war, damit zum erſtenmal eine Nachbildung des „Feuilleton“ einzuführen.

Wie war das möglich, ohne die jüngeren Kräfte anzuſpannen: Gutzkow für die literariſchen Ueberſichten, Laube, Winbarg und die Anderen.

Ich wagte dieſe Nothwendigkeit Menzel vorzuſtellen.

Da rief er: „Nun und nimmermehr! Entweder oder! Wer nicht mit mir iſt, iſt gegen mich!“

Der bekannte Diplomat Kölle war zugegen.

Achſelzuckend verſuchte ich noch ein paar Worte; er aber ſchnitt mir die Rede ab, daß mir nichts übrig blieb, als mich zu entfernen. So ſtehen wir noch Heute.

Was Menzel in jüngſter Zeit brachte, trug den patriotiſchen Stempel aufgeprägt, nicht blos zur Schau angeheftet. Aber es kam nach ſeiner Meinung zu früh, um vollſtändig gewürdigt zu werden.

Da geräth denn ein guter Freund darauf, von Menzel und ſeinem neueſten Buche zu ſprechen, und ihn mit Guizot in eine Linie zu ſetzen. Menzel ſei der deutſche Guizot!

Guizot, im ſtreng katholiſchen Nimes als Hugenott geboren, noch zur Stunde in ſeinem Glauben feſt wurzelnd; deſſen Jugend, während der Schreckenszeit, durch den Tod ſeines Vaters auf der Guillotine eine blutige Weihe empfing, der mit ſeiner Mutter nach Genf entfloh, dann in Paris Geſchichtsvorträge

hielt und dabei — obgleich noch ſehr jung — Werke ſelbſt verfaßte, überſetzte, oder herausgab, die allgemeine Aufmerkſamkeit, ja ſelbſt Aufſehen erregten. Anderthalb eng gedruckte Seiten von Brockhaus Converſationslexicon bringen die Titel dieſer Werke, woraus man auf ihre Bedeutung ſchließen kann. Daneben ſeine Stellung an der Spitze politiſcher Vereine einnehmend, z. B. als Präſident der Geſellſchaft „Aide toi, le ciel t'aidera.“ Um zu leben mit ſeiner hochgebildeten Gattin, die Jugend- und Erziehungsſchriften herausgab, für das tägliche Brod arbeitend, da er ſich das Mißfallen der Regierung zugezogen und ſeine Profeſſur verloren hatte. Erſt unter Louis Philippe Miniſter, für den zuerſt der Name „Doctrinaire“ erfunden wurde: und dieſer, in ſich kriſtallhelle, gelehrte und ſtaatskluge Guizot, der eine lange, höchſt einflußreiche politiſche Laufbahn in ſchwierigen Zeitläufen zurücklegte, und mit den höchſten Trägern der Macht und der Wiſſenſchaft in regſtem Wechſelverkehr geſtanden — und

Wolfgang Menzel — nachdem wir ſeiner in Ehren gedacht, dürfen wir wohl den einfältigen Vergleich der Wahrheit gemäß zurückweiſen — Wolfgang Menzel, deſſen Hauptbeſchäftigung, ſeit vierzig Jahren, darin beſteht, von Körben und Ständern umgeben, die von Büchern ſtrotzen, ſie zu leſen und zu rezenſiren. —

Und hier ſtehe ich vor einem andern Namen, der wenn auch nicht in dem Grade, wie der Wolfgang Menzel, mich mit Bedauern erfüllt, dennoch ein wehmüthiges Gefühl mir erweckt, das ſich ungeachtet der widerſtrebendſten Verhältniſſe des Augenblicks, nicht zurückweiſen läßt.

Als ich bei Menzel vorübergehend Quartier aufgeſchlagen hatte und mit den Vorbereitungen zu meiner Wochenſchrift beſchäftigt war, bringt mir mein Verleger einen jungen Menſchen von geſundem, fettem Ausſehen, der ſich bei mir anwerben laſſen will. Er heiße Berthold Auerbach, habe bereits unter angenommenem Namen ein Buch herausgegeben, wolle eine Reihe jüdiſcher Emanzipationsnovellen, betitelt „Ghetto“ ſchreiben u. ſ. w., kurz der junge Menſch hatte große Roſinen im Sack, wie man ſich bei mir zu Land ausdrückt. Berthold Auerbach war Jude und ſein wirklich bedeutendes Talent zeigte ſich in Allem, was er mir für meine Zwecke lieferte.

Dabei war er von einer rückſichtsvollen Beſcheidenheit und die Zuneigung, die er bei mir wahrnahm, entgalt er mit unverkennbarer Anhänglichkeit.

Während dieſes an ſich ſchon innigen Verhältniſſes, brachte er mich auf eine überraſchende Weiſe zur Höhe deſſelben.

Er überreichte mir den erſten duftigen Strauß ſeiner

Dorfgeſchichten, um damit unſer „Europa“ zu ſchmücken.

„Der Tolpatſch,“ „Das Hairle!“ die gegen die neueſten — und wenn noch ſo gerühmten, nicht zurückſtehen.

Das hob mein Blatt und ich verdankte es meinem Berthold.

Was an mir war, that ich denn auch ihn zu fördern.

Er hatte ein Stück geſchrieben, das ich drucken ließ und einigen Bühnen empfahl. Es wurde gegeben, allein für's Drama hatte er kein Talent.

Als er den erſten Band ſeiner „Dorfgeſchichten“ ſo ziemlich beiſammen hatte, ging ich damit zum alten Hallberger, dem Vater des jetzigen, der nichts davon begriff und es abwies.

Späterhin fand ich Gelegenheit, mit Baſſermann und Matthy in Mannheim von den Dorfgeſchichten zu ſprechen, die ſich denn auch alsbald als erſte Verleger dazu verſtanden.

Auerbach bereitete ſich nun auf eine Ueberſiedlung nach Berlin vor, um dort ſeinen zu erzielenden großen Wirkungen in's Angeſicht zu ſchauen. —

Da ſitzen wir noch eines ſpäten Abends beiſammen. Schweren Herzens. Auerbach erzählt mir, wie er zum Studiren gekommen, wie es ihm gelungen aus ärmlichem Banne nach allen Seiten ſich aufzuſchwingen.

Sein Vater in Nordſtetten anſäßig, betrieb mit ſeinen Brüdern Viehhandel. In ihm wollten ſie ein Etwas entdeckt haben, das einmal in der Welt ein Wort mitzuſprechen hätte, wenn's zu einem allgemeinen Lärm käme, der nicht ausbleiben kann. Die Bedeutung, die ein ſolches Vorgehen von israelitiſcher Seite hätte, ſprang von ſelbſt in's Auge.

Der Plan war bald entworfen.

Dem alten Nordſtetter Viehhändler lebte ein Bruder in Karlsruhe, der durch Handel und Wandel reich geworden war; dieſem wollte er ſeinen Sohn ſenden, daß er ihn in ſein Haus aufnehme und ihn etwas ordentliches lernen laſſe.

Mit kargem Imbiß und wenigen Kreuzern verſehen, machte ſich das arme Judenjüngelchen auf den Weg.

Von Nordſtetten nach Karlsruhe iſt's ein weiter Weg. Die Füße ſind ſchon wundgelaufen. Fuhrknechte, die auf der Straße daher fahren, winken ihm, der weinend am Graben hockt, und nehmen ihn auf den Wagen.

Abends ſtehen ſie am Durlacher Thor ein, und der Knabe geht den Bruder des Vaters aufſuchen, der an feierlich beleuchteter Tafel, bei feſtlichen Speiſen, den Eingang des Sabbaths feiert und ſich's wohl ſein läßt.

Das Jüngelchen tritt in's Zimmer und bringt furchtſam ſein Anliegen vor.

Aber wie wird es von dem reichen Herrn Auerbacher angeſchaut!

Sein Bruder ſolle für ſeine Brut ſelber ſorgen. Er kümmre ſich nichts darum.

Der arme Knabe wurde ohne Stückchen Brod von der Schwelle gejagt und da er ſonſt nicht wußte, wohin, ſchlich er zum Wirthshaus vor dem Durlacher Thor, wo die Fuhrknechte eingeſtanden waren.

Allein wo waren die? Nichts von ihnen zu ſehen, noch zu hören. Er ſetzte ſich daher auf die Schwelle hungernd und weinend vor Schmerzen.

Endlich — der Schein einer Laterne. Die guten Burſche ſind eben heimgekommen und finden den Knaben. Mitleidig heben ſie ihn auf und betten ihn ſo gut es geht auf Streu im Stalle, decken ihn mit der Pferdsdecke zu, geben ihm ein Stück Wurſt, das ſie noch übrig hatten, für andern Morgens früh.

Ach, wie nimmt der Knabe Alles ſo dankbar an, aber hungern muß er, weil er von der Wurſt der Knechte nicht eſſen darf.

Wie nun ein armer Seitenvetter ſich ſeiner annimmt und ihm ſein Ziel erreichen läßt, folgte nun weiter.

Das wurde von Berthold in einer unvergleichlichen Weiſe — wie ſie wohl keinem Andern zu Gebote ſtünde, erzählt. Eine jüdiſche Dorfgeſchichte!

An jenem Abend ſchloſſen wir unſere Herzen noch feſter aneinander, auf Nimmergetrenntwerden! —

Auerbach ging nach Berlin, ſchlug eigene Wege ein;

die unſern trennten ſich immer mehr; ſeine Berühmtheit wuchs; ich konnte mich nicht mehr darum bekümmern.

Nur ſelten, von Zeit zu Zeit, begegneten wir uns. Manchmal in einem Bade.

Ich erinnere mich einmal in Kiſſingen, als meine Frau ihn nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er:

„Ich bin der Spielball, den die vornehme Damenwelt zu ihrem Ergötzen einander zuwirft!“

Ich ſchauerte zuſammen. —

Geleſen habe ich ſeitdem nur einen Brief von ihm, den er mir in einer Angelegenheit ſchrieb, die mir längſt entfallen war, und den er als ein Zeugniß dem Druck übergeben wollte.

Ich ließ ablehnend antworten und nun glaube ich, daß wir Beide wohl uns nicht mehr perſönlich berühren werden. Die gegenſeitige üble Laune wird uns behüten.

Auerbach hatte Berlin verlaſſen, und ſich nach Süddeutſchland begeben, um der Action näher zu ſein.

Von Nordſtetten aus erließ er ein Manifeſt. „Was will der Franzos, was will der Deutſche?“ zunächſt für das Volk an der Straße.

Allerwärts wurde der Aufruf enthuſiaſtiſch begrüßt. Daraus folgte, daß Auerbach dem Enthuſiasmus nach, oder entgegen reiſte.

In Cannſtatt, wo er einige Tage verweilte, trieben

es die Leute bis zum Exceß. Man lief vor ſeine Wohnung, machte Muſik, ſchrie und tobte vor Freude, ihn zu beſitzen.

Er hielt eine Anrede, die mit dem Rufe ſchloß: „Hoch Deutſchland!“ Neuer Lärm, „die Wacht am Rhein,“ „Ich hatt' einen Kameraden!“ ſo gings die Nacht hindurch. —

Auerbach fühlte ſich berufen, als Mann des Volkes in Deutſchlands Geſchicke einzugreifen, und um jeden Augenblick gleich bei der Hand zu ſein, fand er es nöthig, ſich nach Mundolsheim zu begeben, weil man von hier den Straßburger Münſter ſah, der eben beſchoſſen wurde.

„Er wollte dem Kampfplatz nahe ſein,“ wie er ſich ausdrückte.

Es war eine kleine Anhöhe, auf der eine Bank für den Großherzog von Baden hergerichtet war, alſo jedenfalls außer Schußweite, und dies ward der Kampfplatz, den Auerbach einnahm, um Senſations-Blähungen freien Lauf zu laſſen, die man bei einem ſonſt geiſtreichen und talentvollen Manne für unmöglich halten müßte, ſtünden ſie nicht mit ſeinem Namen in der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt.

„Man wird ſich kaum über die Seufzer eines Mannes des Lachens enthalten können,“ ſagt mein alter Hippel, und ſo iſt's bei Auerbach's Beklemmungen wohl jedem Leſer ergangen.

Schon gleich bei'm erſten Aufſtoßen erfahren wir, daß der Feſtungscommandant Uhrich den Bürgermeiſter Humann mit einem Revolver erſchoſſen habe. Wie fürchterlich! Dann geht das Gerücht: Der Biſchof von Straßburg wird herauskommen: der Biſchof von Straßburg iſt herausgekommen; endlich — „ich wußte, daß der Biſchof von Straßburg heute herausgekommen war" — aber das war ja für Niemand ein Geheimniß. Wer aber dieſer Biſchof, dieſer wichtige Unterhändler war, davon weiß Auerbach nichts.

Der Kirchenfürſt Andreas Räß iſt zugleich ein deutſcher Schriftſteller, der Begründer der katholiſchen Zeitliteratur in Deutſchland, der Zeitſchrift „der Katholik," die er mit dem hochwürdigſten Biſchof Weiß von Speyer bis 1842 redigirte, und die noch jetzt in hohem Anſehen ſtehend, bei Franz Kirchheim in Mainz erſcheint.

Ferner lieferten Räß und Weiß das berühmte Legendenwerk.

Biſchof Räß gründete überdieß die freien Gymnaſien in Straßburg und Colmar, und im Augenblick beſchäftigt ihn die Herausgabe des zehnten Bandes der „ausgezeichneten Convertiten ſeit Luther," deſſen neun erſten Bände, die wir allein ſeinem Fleiße verdanken, bereits im Drucke vorliegen.

Ich denke, das war ſchon der rechte Mann, für

Straßburg bei einem deutſchen General ein gutes Wort einzulegen.

Würde Auerbach über Straßburg und Alles, was ſich zur Zeit ſeiner Anweſenheit auf „dem Kampfplatze“ daran knüpfte, nicht ſo total ununterrichtet geweſen ſein, er hätte, „als der Biſchof von Straßburg heraus-kam,“ ein Wort über die Bedeutung dieſes Unterhändlers ſagen müſſen.

Noch mehr. Der Biſchof von Straßburg iſt, gleich dem Nordſtetter Helden, der Sohn ſchlichter Eltern. Sie waren reiche Bauersleute in Sigolsheim, nicht weit von Schlettſtadt.

Aber einen charakteriſtiſchen Zug will ich noch herſetzen, um zu zeigen, wie die demüthigen Kinder der Kirche beſchaffen ſind.

Als der hochwürdigſte Biſchof Räß, zum erſtenmal als ſolcher, ſeinen Geburtsort beſuchte, ward ſogleich eine große Feierlichkeit geſtegreift, ländlich, wie nicht anders, aber deſto ſchöner zum Herzen ſprechend. Die Geiſtlichkeit nnd die Einwohner bildeten ein würdiges Gefolge. Man ſang und warf ihm Blumen auf den Weg. Hoſannah! Benedictus qui venit in nomine Domini!

Er ſegnete mit der Hand, mit der Stimme und dem Herzen die Knienden, mit dem biſchöflichen Gruße: „Der Friede ſei mit Euch!“

Da tritt die Mutter des Kirchenfürſten, die ehr-

würdige Frau Räß aus der Menge, und ſtellt ſich vor ihren Sohn.

In Gegenwart Aller, die plötzlich ſtehen bleiben und verſtummen, hält ſie ihm mit Kraft und wahrhaft erhabener Einfachheit eine mütterliche Anrede, in der ſie ihn an die Pflichten erinnert, die ihm ſeine hohe Stellung nunmehr auferlegt. Sie ſagt ihm, er müſſe als Biſchof ſtets mit dem guten Beiſpiel vorangehen, er müſſe den böſen Feind bekämpfen, um das Volk Gottes zu Gott hinzuführen.

So lange ſie zu ſprechen Luſt bezeugte, hörte ihr Sohn zu. Man ſah ihm an, wie ergriffen er war. Da kniete ſie plötzlich, tiefgeſenkten Hauptes nieder, und ſprach:

„Jetzt, hochwürdigſter Herr, erflehe ich mir Ihren Segen!“

Der Biſchof ſegnete ſeine Mutter unter herabſtürzenden Thränen.

So that dieſe Bäuerin in ihrer Einfalt; ſie dachte nicht daran, wie groß und erhaben ihre That war.

Auerbach's Lächerlichkeiten hier weiter anzuführen, wäre Verſchwendung an Zeit und Papier. Weder in dem Münſterbau, noch in dem größtentheils von Erwins kunſtgeübter Tochter vollendeten und hoch bewunderten Bau ihres Wohnhauſes, mit der berühmten Stiege,

würde der blödſichtige, eitle Menſch, auch wenn er darüber unterrichtet geweſen wäre, zu der Erkenntniß der hohen, einfachen Idee gelangt ſein, die der deutſchen Kunſt und der ſie umgebenden Fülle der Zierrathen und des Schmucks zu Grunde liegt.

Friedrich Schlegel ſagt in ſeinen Vorleſungen über die altdeutſche Baukunſt: „daß ſie das empfängliche Gemüth immer mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen und auch Verwunderung über das Seltſame ergreift. Das Kreuz und die Roſe ſind Hauptſinnbilder und Grundformen dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja — wenn man will — der Gedanke des Todes, des irdiſchen nämlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.“

Auerbach zieht gen Berlin, weil ſeine Familie um ihn beſorgt iſt. Zuerſt aber muß er einer heiligen Pflicht genügen.

Er erläßt eine Proclamation an die Bürger von Straßburg, verpackt und verpicht ſie ſorgſam in Flaſchen und übergibt ſie der Ill zu richtiger Beſtellung.

Straßburg iſt über, man hat jedoch nicht gehört, daß dieſe Flaſchen mitgewirkt haben.

Da ſchreien ſie von Paris herüber um warme Unterhoſen, Jacken, Binden. Man ſendet und ſendet, aber ſie erfrieren dennoch.

Und was iſt ein Winter in Paris? Einen Tag hatten ſie zehn Grad Kälte.

Ein verzärteltes Geſchlecht!

Als Fürſt Barclay de Tolly Finnland eroberte, mußte eine Nacht auf dem zugefrorenen finniſchen Meerbuſen campirt werden. Aber lagern durfte ſich das Heer nicht; ſie wären Alle erfroren. Die Gewehre und Waffen wurden pyramidaliſch zuſammengeſtellt und die Mannſchaft durfte darüber gebeugt, oder daran gelehnt, ausruhen.

Am andern Morgen wurde die entſcheidende Schlacht ſiegreich geſchlagen.

Und nun noch ein kleineres, aber charakteriſtiſches Beiſpielchen.

Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, begegnet dem däniſchen Conſul — es war um Weihnachten und hart am zugefrornen Pregel — und da ſie ſich ſtets freute, däniſch zu ſprechen, bleibt ſie ſtehen um zu plaudern.

Da ſagt der Conſul: Ich will Sie begleiten, Madame, hier im Stehen wird's Ihrem Kleinen zu kalt, im Gehen nicht ſo.

Was antwortet die Mama?

„Mein Sohn friert nicht. In ſeinen Adern fließt däniſches Blut.“

Nicht genug, daß die phyſiſche Natur unſerer Generation verdorben iſt, geht die Erziehung darauf hinaus, mit der moraliſchen dieſelbe Prozedur vorzunehmen.

Vom Schlachtfeld hab' ich nichts zu berichten. Ich ſchreibe für keine Kriegszeitung und ebenſo wenig für den Colporteur.

Dafür will ich meiner Laune folgen und ein Bischen ſchimpfen, ich will hoffen zur Beluſtigung meiner Leſer.

Da fällt mir eben das Erſte Beſte in die Hand.

Ein gefangener Franzoſe gibt einem an der Straße ſtehenden Mädchen — wahrſcheinlich einer Liebſchaft — die Hand. Das Mädchen wendet ſich aber ab von ihm und ſagt: „Allez-vous-en, lâche!“ — Dieſer in Frankreich beſonders verpönte Ehrentitel (Und wo wär' er's nicht? meine Bemerkung), affizirte den Verſchmähten aber nur wenig und er antwortete nur: „Que voulez-vous? on nous a abandonné.“ Weitere Ge-

ſpräche verhinderte das: „Will er woll 'ran bleiben!“ eines eskortirenden Dragoners.

Bis dahin war Alles naturgetreu und wahr.

Nun aber ſchreibt der Redacteur des Blattes dazu: „So kurz dieſe Unterhaltung war, ſo charakteriſirt ſie doch, nach beiden Seiten hin, die Lage.“ —

Von einem franzöſiſchen General leſe ich in einem deutſchen Blatte, wegen geſchwollener Mandeln habe er ſein Commando abgegeben. —

Und was wurde da in einem Theil unſerer Local-Preſſe für ein Lärm erhoben!

„Die Pfalzburg ſei über!

Es war, als ob damit Alles gewonnen ſei.

Wenn die Franzoſen eine ſo kraſſe Unwiſſenheit gezeigt hätten!

Die „Pfalzburg“ entpuppte ſich als das Städtchen Phalsbourg, das hinter ein paar alten verfallenden Thürmen ſeine ſtinkenden Gaſſen und Winkel den Blicken entzieht.

Doch wollen wir ein wenig ſyſtematiſch zu Werke gehen.

Das erſte, worauf unſere Eroberer verfielen, war ſtatt „Nancy“ Nanzig zu ſchreiben.

Aber ſie wußten nicht, daß man ihnen darin ſeit länger als einem halben Jahrhundert von anderer Seite zuvorgekommen. In dem total franzöſirten Baden-

Baden und zwar in der Hauptſtraße, am Graben, iſt zu leſen „Hotel à la Ville de Nancy“ und darunter: Gaſthaus zur Stadt Nantzig.

Alſo: Nanzig, gut! Bei „Bivouac“ bleiben ſie jedoch franzöſiſch; ſtatt ſich des alten deutſchen Wortes Beiwacht zu bedienen, das die Anderen erſt zu ihrem Bivouac verſtümmelten, und das eine Lagerſtätte im Freien während des Krieges bedeutet. Mancher Dummbummel meint ſchon damit eine Conceſſion zu machen, wenn er Bivak ſchreibt.

Conſequent müßte man auch „Chopine“ ſtatt Schoppen ſchreiben und ſprechen, denn die Franzoſen haben ſich unſern Schoppen alſo angeeignet: „boire chopine.“

Man müßte auch ſogar einen Heiligen ſich von ihnen aufdringen laſſen, den ſie als „St. Alivergott“ anrufen und den ſie in Deutſchland als Ach, lieber Gott! oft nennen gehört haben.

Das Unſinnigſte aber war, daß allgemein angenommen wurde, von Granaten und Bomben zu ſagen, ſie ſind crepirt.

Es zeugt von einer Unkenntniß des Franzöſiſchen und zugleich dennoch die Narrheit, ſich etwas damit zu wiſſen, als ob's was wäre!

Das Wort *crever* hat verſchiedene Bedeutung, je nach ſeiner Anwendung (voyez, Mrs., le dictionnaire de l'académie).

Es heißt zunächst: wühlen, einbohren, dann zerplatzen, berſten. Alſo ganz zutreffend bei den Geſchützen.

In dem Sinn unſeres deutſchen Crepiren iſt es nur ein gemeiner Sprachgebrauch bei todten Thieren und auch da bedient ſich ein Gebildeter des Wortes „mort“ ſtatt „crevé“ und ſagt „ce chien est mort d'une attaque.“

Und die ſich anfänglich ſo viel damit wußten, daß Thionville eigentlich Diedenhofen, Waſſelonne Waſſelnheim urſprünglich hießen, ſchreiben ſtatt Mömpelgard, das für deutſche Geſchichte eine andere Bedeutung hat, als jene elſäſſiſche Städtchen, nur immer Montbeillard, und ich bin ſchon darum befragt worden, ob jene Damen, zwei ſich hier aufhaltende Schweſtern, aus Montpellier ſeien. Sie gerirten ſich auch danach und ſprachen nur franzöſiſch, dieſe Mömpelgarderinen.

Alle ſchreiben noch „Lille,“ ein unausſtehliches Wort, das längſt ſeinen ſchönen volltönenden deutſchen Namen hat, nämlich Ryſſel.

Die Preßbummler, die jetzt ſo Allerlei hinſchreiben, müßten erſt anfangen ſich mit ihrem Gegenſtand zu beſchäftigen, aber ſie ſehen: es geht ſo auch und die Zeit drängt gewaltig.

Es ſind wohl weit über dreißig Jahre, da kaufte ein junger unternehmender Mann in Straßburg ein

zuſammenhängendes Gewirr der verſchiedenſten Baulichkeiten, theils noch ſtandfeſt, theils dem Zuſammenſturze nahe. Man ſah im erſten Augenblick nicht ein, was er damit im Sinne hatte. Allein bald klärte ſich's auf. Er gründete eine Karavanſerei, das er „à la Ville de Paris" betitelte. Die alten Gaſthöfe hatten ſich überlebt und man lobte Diemer's Ville de Paris, ungeachtet mancher Mängel und Unbequemlichkeiten.

Auch ich nahm einmal Quartier bei Diemer und fand die freundlichſte, im gewöhnlichen deutſchen Sinne „gemüthlichſte" Aufnahme.

Die Speiſen, die Bedienung waren jedoch ächt franzöſiſch, womit man ſtets zufrieden ſein kann, wenn ſie auf die rechte Weiſe ſich darbieten.

Von den bewohnbaren, beſſern Zimmern war jedoch nichts mehr zu haben und ich wurde vier Stiegen hoch in ein dumpfes Loch geführt, wo ich ein altmodiſches Himmelbett mit dunkeln Vorhängen als Lager erhielt.

Aber kaum hatte ich mich hier nothdürftig inſtallirt, ſo ging ein Schnaufen, ein Geſurre, ein ſchwerfälliges Flattern los. Ich hatte ein Heer von Fledermäuſen aus den Bettvorhängen aufgeſcheucht.

Ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Als ich nach einigen Jahren auf einer Reiſe nach Paris Straßburg wieder beſuchte, kehrte ich bei Diemer ein.

Da ſah es ſchon anders aus.

Ueber dem architectoniſch ſchön ausgeführten Ein-

gangsthor prangte in goldenen Buchſtaben: „Hôtel à la Ville de Paris.“ Die Fronte zeigte eine Reihe hoher Fenſter, an denen koſtbare Vorhänge ſichtbar waren, in einem Theil des weiten Hofraumes waren die Verbindungswege zu den zerſtreuten Wohn- und Geſchäftsräumen mit hellen Glastafeln gedeckt: was früher einer Pfütze glich, war jetzt mit Quaderſteinen ausgelegt, dazwiſchen bowling green, Fontänen, Gebüſche.

Und wenn ich ſeither wieder kamme, iſt es immer Diemer, der deutſch-gemüthliche Straßburger, der mich in ſeinem großen Arbeitszimmer am franzöſiſchen Kamine empfängt, mir eine treffliche Havannah offerirt, aber kein franzöſiſches Wort verlauten läßt.

Dann erſcheint der Garçon und meldet, daß die Mahlzeit ſervirt ſei.

Auch das hatte einen ſo anſpruchsloſen Anſtrich, daß ich hier in Straßburg mich viel mehr angeheimelt fühlte, als in den Städten Norddeutſchlands, wo ſolch ein Burſche von Oberkellner ſich in die Bruſt wirft, um auf franzöſiſch zu impouiren. Wie es mir z. B. in einem namhaften Hotel in Leipzig paſſirte, wo mich der Menſch mit: „Monsieur, vous serez servi à l'instant!“ begrüßte, und mir dann ſtinkenden Fiſch vorſetzte, weil Abends keine Gäſte kämen, die es vorzögen, in den „charmants jardins publics“ ihre Abende zuzubringen. —

In den letzten Jahren bin ich wohl zwanzigmal bei Diemer eingekehrt. Und was hat er aus seiner Karavanserai geschaffen? Welch' kostbarer Bau ist die Prachtcolonnade aus rothem Sandstein!

Er sprach davon, sich zur Ruhe zu setzen und das Werk seinem Schwiegersohn zu übergeben.

Jetzt weiß ich nichts darüber zu sagen. Ich bin nicht mehr nach Straßburg gekommen.

Es freuete mich zu hören, daß die Gerüchte: Diemer's Hotel sei zusammengeschossen worden, gelogen waren. —

Und wissen meine Leser, was eine „Maison de confiance" ist? Der Name klingt nur französisch, aber wir dürfen es uns zur Ehre rechnen, ihn in Deutschland so heimisch zu machen, wie ich ihn bei meinen Straßburgern gefunden habe.

Eine „Maison de confiance" setzt Alles daran, das Vertrauen nicht nur ihrer Kunden, sondern aller zufälligen Käufer sich zu bewahren. Gute Waare, feste Preise; von beiden wird unter keiner Bedingung abgegangen.

Da ist mein Haus Javal, wo ich gewöhnlich einkaufe.

„Aber, Herr Javal" — auch hier wird deutsch gesprochen — „ist es nicht zu hoch, was Sie fordern?"

„Es ist theuer, aber die Waare ist auch darnach — sehen Sie hier mein Buch — Dr. K. — R. — die

Sie kennen — meine ſtändigen Kunden, zahlen mir denſelben Preis.“ —

So ſah es in der rein bürgerlichen Sphäre mit dem Deutſchthum in Straßburg aus. Aber ich kann meine Leſer weiter führen. Ich will ſie nicht damit behelligen, was jetzt in unſerer Periode der Kritik — abgeſehen von der kritiſchen Periode — von allen Seiten herbeigeſchleppt wurde, um den Beweis zu führen: daß der ganze Nordoſten Frankreichs rein deutſch ſei. Es ſoll hier nur mein beſcheidenes Theil zur Sprache kommen, das was ich ſelbſt erfahren habe.

Wie hoch erfreute es mich, als ich mit den Brüdern Stöber in literariſche Bundesgenoſſenſchaft treten durfte! Als ſie mir von ihren ſo tief empfundenen deutſchen Gedichten zum Druck anvertrauten!

Allein wohl zu merken, trotz dieſer urdeutſchen Strömung im Elſaß dachte keiner daran, ſein Franzoſenthum aufzugeben und ein deutſcher Kleinſtaatler zu werden.

Schon der Altvater der deutſchen Literatur im Elſaß, Ehrenfried Stöber, 1779 geboren, hat ſich darüber vernehmen laſſen:

Meine Leier iſt deutſch, ſie klinget von deutſchen Geſängen;
Liebend den galliſchen Hahn, treu iſt, franzöſiſch mein Schwert,
Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen;
Elſaß heißet mein Land, Elſaß, dir pochet mein Herz.

Grundfalſch iſt es, wenn man dieſes Geſtändniß auf einen Zwieſpalt zwiſchen dem deutſchen Herzen und dem franzöſiſchen Verſtande zurückführen will.

Aus meinen willkürlich, die Kreuz und Quere hingeworfenen Bemerkungen wird man ſich überzeugt haben, daß ich den Tagespaſſionen nicht neue Nahrung zutragen und noch weniger im Sinn habe, für eine Sache zu plädiren. Die deutſchen Gefühle meines Herzens ſollen mir die vernünftige Urtheilskraft nicht getrübt haben.

Das Geſtändniß der Straßburger: Franzoſen bleiben zu wollen, iſt kein den Deutſchen vor die Füße geworfener Schimpf, es iſt die einfache Aeußerung einer ſehr natürlichen Regung in der vollſtändigſten Reinheit einer wahrhaft hochzupreiſenden Offenheit.

Frankreich iſt eine Einheit, die um einen großen Mittelpunkt kreiſt.

Es fehlt hier keinen Augenblick der verzehrendſten Thätigkeit an ausgiebigem Stoff. Jetzt ſcheint es, als ſollte mit dem Fortbeſtehen von Friede und Freiheit Ernſt gemacht werden.

Die junge Generation will von Deutſchland nichts wiſſen. Aber was nützten ihr Stöber's Gedichte, wenn ſie ſich zum Staatsdienſt meldet? In der Politik, in der Finanz, in der Induſtrie, ſelbſt in der Literatur werden die Anforderungen franzöſiſch geſtellt.

Die junge Welt geht mit der Zeit. —

Wie weit es mit der Oberflächlichkeit bei uns getrieben wird, iſt doch gar zu bunt!

Ich kann es mir nicht verſagen, ein Pröbchen im Original mitzutheilen.

„An Stelle des lauten Franzöſiſch der Beamten mit dem Ausrufen entſtellter deutſcher Namen, das dem die Verkehrswege Bereiſenden widerwärtig, dem Elſäſſer ſelbſt lächerlich klingt, tritt uns in der Berührung mit dem Volke ſelbſt der bei aller Härte anmuthige Klang des Alemanniſchen entgegen, das, wie in den Thälern des Schwarzwaldes und der Schweiz, ſo hier in den Thälern des Wasgaues und der gemeinſamen rheiniſchen Ebene erklingt. Und das noch wohlklingendere Hochdeutſch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinſamen Bildungsſprache verbindet, gibt die Ueberzeugung, daß dieſer Theil des deutſchen Volks unter aller aufgeſtrichenen franzöſiſchen Schminke im Ganzen und Großen ſeine Natur noch treu erhalten hat. Selbſt in ſolchen Städten, welche als vorzugsweiſe franzöſirt bezeichnet werden, wie Mühlhauſen und Straßburg, wird der Deutſche die Wahrnehmung machen, daß überall, wo das Volk unter ſich iſt, nicht nur im Verkehr mit der Landbevölkerung — wo kein franzöſiſches Wort gehört wird — ſondern auch unter den Städtern ſelbſt, bei Kindern wie bei Erwachſenen, dieſe anmuthige deutſche Sprache gehört wird; und er wird an ſolchen öffentlichen Orten,

wo beide Sprachen geſprochen werden, leicht unterſcheiden, wie die deutſche Sprache dem Elſäſſer von Herzen kommt, die franzöſiſche dagegen nur als eine conventionelle Sprache gebraucht wird.“

Es wäre zum Kranklachen, wenn es nicht zum Aergern wäre, daß ſolches Zeug von einer als Autorität ſich brüſtenden Feder in die Welt hinausgetragen und von den Fernſtehenden als baares Gold empfangen wird.

1) Ich antworte dem Manne, Böckh heißt der gelehrte Thebaner, Punkt für Punkt. Der franzöſiſche Beamte ruft die Namen, wie ſie eben heißen, und darf ſie nicht anders ausrufen. Im Ganzen beſchränkt ſich das nur beim Halten des Zuges im Bahnhof. Rief er ſtatt Thionville Diedenhofen, ſo könnte ein Mißverſtändniß entſtehen und der Beamte wäre ſtraffällig. Ich habe auch niemals bemerkt, daß die Leute ihn auslachten.

2) Wenn Herr Böckh im Elſaß dem anmuthigen Klang des Allemanniſchen begegnet, ſo beſitzt er ein eigenthümlich beſaitetes Trommelfell, oder er hat nie das Allemanniſche gehört. Was ich faſt glaube.

3) Nun ſpricht er gar von dem wohlklingenden Hochdeutſch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinſamen Bildungsſprache verbindet — und das Hochdeutſch der Gebildeten im Elſaß, wer es jemals gekoſtet, hat gewiß kein Gelüſten darnach.

4) Und er hat immer noch nicht genug. Unter den Städtern, bei Kindern wie bei Erwachſenen, wird dieſe anmuthige deutſche Sprache gehört und man wird leicht unterſcheiden, wie die deutſche Sprache von Herzen kommt, die franzöſiſche dagegen nur als conventionelle gebraucht wird. Was Herr Böckh übrigens mit ſeinen „Gebildeten“ meint, ſind höchſtens die Weiber auf dem Markt, die mit dem gemeinen Volke parliren. Meine Diemer, Javal, Stöger, Strobel, die kennt er nicht.

Genug! ich habe oben erwieſen, weßhalb die Jugend franzöſiſch iſt und ſein muß.

Aber das Straßburger Patois; der abſcheulichſte Miſchmaſch, den man hören kann!

Und Allemanniſch!

Da fällt mir gerade der Anfang eines Allemanniſchen Liedes ein. Der Morgenſtern ſingt's, der ſo lang über die Schläfer wachen muß, bis die aufgehende Morgenröthe ihn ablöſt.

Iſt der Gedanke nicht ſchon lieb an ſich?

De Morge will un will nit cho,
Un wone lo, ſchloft Alles no;
I weck ſie nit, ſo lang i cha,
I lueg e wengli d' Gegnig a.

Als nun die erſten deutſchen Preßſieranten in das geöffnete Straßburg einrückten, da mag es den guten Bürgern nicht mehr zum Aushalten geweſen ſein.

Da fiel mir Einer auf, der die Straßburger anhielt, sie um ihre deutsche Gesinnung befragte und dann seine Ansicht dahin offenbarte, daß bei allem Grausenhaften der Belagerung und der unausbleiblichen Folge der Uebergabe sich als deutsch kundzugeben, eine Seite sich dem Beobachter darbiete, die barok, um nicht zu sagen, den Gegensatz ins Auge fassend, komisch wirke.

Ein andermal sagt derselbe Held:

„Je mehr er über die Situation nachdenke, desto mehr fühle er, daß sein Verstand hintergangen werde. Alle Versuche, das deutsche Element in Straßburg hervorzurufen, kommen ihm wie ein kindischer Einfall vor."

Solche Herren wurden dann freilich französisch abgefertigt und zwar nicht fein.

„Ils ont le coeur au ventre, ces machines! — Ce sont des momies dans la science politique!" War noch das Glimpflichste, was man ihnen in's Angesicht schleuderte.

Zum Singen ist die Zeit nicht gemacht, hört man oft. Aber in den früheren Feldzügen, unter blutigem Kampf, Entbehrung, Elend aller Art, rauschten die Lieder vom Wachtfeuer, wunderbar angethan mit passenden Singweisen. Gleich den Lerchen stiegen sie trillernd aus der offenen Ackerfurche und entwickelten ihren hellen Gesang über Wald und Flur und Berg und Thal.

Das hat in dieſem Kriege Niemand erreicht; obgleich es der modernen Dichter ſehr viele verſuchten.

Aber die Gegenwart iſt zum Singen nicht gemacht.

Wo die herrlichen Säfte der Zukunft das Lebensmark des Volkes zu durchziehen angefangen haben, da hört man die Rufe: „Fort mit der Religion! Befreiung vom Aberglauben! Das liberale Reich der Vernunft muß des Volkes eingefleiſchtes Eigenthum werden!“

Und zur Betheuerung der vielſagende Gedankenſtrich — geballter Fäuſte. —

Als die Bayern in die Schloßruinen, wo einſt Robert der Teufel gehauſt, ihren Einzug hielten, fühlten ſie das Bedürfniß nach einem paſſenden Geſang. Aber wo hernehmen und nicht ſtehlen?

Kein Improviſator, weder für die Worte noch für die Weiſe.

Da halfen ſie ſich ſo. Beim Einmarſch ſpielten ſie das Nonnenballet und als ſie ein paar arme Strolche wollten laufen laſſen, mußten dieſe noch erſt die Gnadenarie „Grâce! Grâce!“ ſich anhören.

Solche Muſik führten ſie mit. Iſt das nicht auch bezeichnend für das hier entworfene Bild?

Als ich im Jahre 1861 mich bei dem großen Sängerfeſt in Nürnberg befand, ſagte mir ein Mann,

den ich weiter nicht kannte, er wisse von einem Liede eines begeisterten Dichters, komponirt von einem gleichen Patrioten, das Beide fertig in Bereitschaft hielten, um es erst dann, wenn es zu Krieg am Rhein kommen sollte, in Hunderttausenden von Exemplaren hinausflattern zu lassen. Unsere Krieger würden es singen, dessen sei er überzeugt.

Ob es der Dichter oder Componist der „Wacht am Rhein" war, der also zu mir sprach, weiß ich nicht zu sagen.

Und soll ich meine Meinung sagen, wie die zunächst vorliegende Frage sich beantworten läßt?

Napoleon III. wird Kaiser der Franzosen — bleiben, wollen wir sagen. Er und Bismarck haben die Mittel dazu in Händen.

Es ist zu betrachten gleich einer Verlängerung des Waffenstillstands auf unbestimmte Zeit, ohne das Ding bei diesem creditlosen Namen zu nennen.

Was hernach kommen wird, kann von dem politischen Verstande, der die Erfolge nur allein nach irdischem Begriffe bemißt, nicht vorausgesagt werden. Um Das zu können, müßten sie die Kraft besitzen, sich über ihr Ziel hinauszuwagen.

Mein elfter Brief wird von Karlsruhe aus meinen Lesern übersandt werden.

Elfter Brief.

Vor dem Ettlinger Thor zu Karlsruhe.

Was unſere jetzigen Kämpfer im Felde, hie und da für eine, in ihnen zu allererſt ſich entzündende Flamme der Begeiſterung angeſehen haben möchten, iſt ein altes, ſtill bewahrtes, oder laut ſchallend verkündetes Eigenthum deutſcher Herzen.

Hölderlin ſprühte es aus:

„Du kommſt, o Schlacht! ſchon wagen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher die Kunſt des Arms; doch ſichrer
Kommt über ſie die Seele der Jünglinge;
Denn die Gerechten ſchlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Keime der Ehreloſen.
O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb ich nicht: doch
Lieb ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland!"

Und nun um des Gegenſatzes wegen, zu dieſem begeiſterten Ausrufe des Dichters, eine ähnliche Stimme von einer Seite, wo nichts von Begeiſterung ſich findet. Sie ertönt aus der „Diogenes-Laterne" (Leipzig 1799, bei W. Rein), von dem ſich ſelbſt alſo betitelnden: „Satyriker" Johannes Falk,

Germanien! Germanien! wie wallt
Mein kindlich Herz bei Deinem theuern Namen!
Ach! es zerſpringt — ich halt, ich halt es kaum,
Bei'm Anblick Deines blutig rauchenden
Zerſtückten Leichnams. O daß jeder ſchändliche Mißbrauch,
Daß jedes geiſtverengende Vorurtheil,
Die in Deinen Gauen herrſchen,
Vertilget wären, wie nun Deine Veſten,
Von Frankenhand zerſtört, im Staube liegen.

Im Jahr 1813, als wir in Paris waren, ſchrieb ich in den „Rheiniſchen Mercur," den Görres in Koblenz redigirte:

„Und Elſaß, Lothringen, und berggekrönter Wasgau,
Begrüßt mit Jubelſchall der alten Brüder Schaar.
Wir ſind befreit; entwurzelt iſt der Giftſtrauch,
Und aus dem Boden ringsum keimet Hoffnung.
Selbſt aus der Feuerſchlünde unheilbringendem Rohr,
Sieht man der zarten Palme friſches Reis entſprießen" — — —

Das war überſchrieben „dem Friedeneroberer."

Im Januar 1814 war ich weniger poetiſch geſtimmt, denn ich ſtand mitten im Feuer.

Danzig war noch immer franzöſiſcher Waffen-

platz. Im Tilſiter Frieden hatte es nur dem Namen nach ſeine Selbſtſtändigkeit zurückerhalten. Drinnen commandirte der General Rapp.

Zu Ende 1813 betrug die Garniſon dreißigtauſend Mann. Die Ruſſen belagerten die Feſtung, und wurden durch achttauſend preußiſche Landwehrmänner unter dem Oberſt Graf Dohna verſtärkt.

Den Oberbefehl über die geſammte Belagerungsarmee hatte der Herzog Alexander von Württemberg, Oheim von mütterlicher Seite, des Kaiſer Alexander I. — Ausfälle der Belagerten, Angriffe der Belagernden; hitzige Kämpfe, mörderiſches Blutvergießen. Keine Entſcheidung. Danzig hielt ſich.

Da erſchien Knall und Fall ein engliſches Geſchwader und ließ ſeine Congreveſchen Raketen los. Sie erreichten Punkte, die von der Landſeite nicht erreicht werden konnten. Sie ſetzten den Franzius'ſchen Holzgarten, mit Holz für die Werfte, in Brand und vernichteten nicht nur einen augenblicklichen Werth von Hunderttauſenden, ſondern auch auf eine lange Dauer einen wichtigen Handelszweig.

Rapp ſtanden keine Mittel mehr zu Gebote ſich länger zu halten. Hunger und Krankheiten wütheten, Unordnungen konnten durch die grauſamſte Strenge nicht mehr unterdrückt werden. Er nahm den 1. Januar 1814 die Bedingungen der Capitulation an: die Polen und Deutſchen unter ſeinen Truppen in ihre Heimath zu

entlaſſen, während die Franzoſen als Kriegsgefangene in das Innere von Rußland geführt werden.

Die Belagerung hatte elf Monate gedauert; dreihundert Häuſer waren niedergebrannt; mehr als tauſend Häuſer bis zur Unbewohnbarkeit beſchädigt und Tauſende von Menſchen verhungert!

Es war am zweiten Januar 1814, als die kriegsgefangenen Franzoſen auf dem Glacis die Waffen ſtreckten. Ein eiskalter Wind blies von der „friſchen Nehrung" und im Schnauzbart funkelten und prickelten kleine Eisperlchen.

Der ruſſiſche Herzog hatte ſeine Leute voran poſtirt, die Preußen etwas ſeitwärts und zurück, als gehörten ſie nicht ſo recht dazu. Das wurmte uns wohl.

Rapp erſchien in einem grünen Sammtpelz zu Pferde und hielt ein weißes Tuch vor die Augen. Das rührte keinen Menſchen, ihn — den Henker — ſcheinbar ſo gerührt zu ſehen. —

Nun zogen wir in die Stadt.

Das Haus, wo ich einquartiert wurde, wackelte hin und her, als ob's betrunken. Als ich eine Kaſſe aufſuchte, um etwas Geld zu erheben, wurde ich in das erſte Hotel „la Ville de Berlin," das einem Franzoſen Serre gehörte, gewieſen und fand die Geldfäſſer in einer Baracke des Hofes untergebracht, weil man nicht wagte, dem ſtattlichen, ſtark mitgenommenen Hauſe, eine ſolche Laſt aufzubürden. —

Und was wird heute ſo viel darüber geſchwatzt, daß ſie in den Feſtungen Pferdefleiſch eſſen müſſen, bald kein Salz mehr haben werden, keine Cigarren u. ſ. w. Ihr Andern, die ihr ja auch unbelagert, wie ihr ſeid, zu Nutz und Frommen, Luſt und Spaß, Pferdefleiſchmahlzeiten haltet!

In Danzig herrſchte unter den Einwohnern die fürchterlichſte Hungersnoth. Wurde bei einem Ausfall Vieh erbeutet, ſo durften einige Metzgermeiſter, wenn die Reihe ſie traf, auf ein paar Stück rechnen, die ihnen für theueres Geld überlaſſen wurden.

Sie bekamen dann eine Sicherheitswache vor's Haus, und verſteigerten die einzelnen Theile, oft in die kleinſten Stückchen zerlegt, aus den Fenſtern, den untenſtehenden Hungrigen.

Ich erfuhr, daß fünf Bürger einmal eine Ochſenzunge um ſechszig danziger Gulden, etwas über fünfzehn der unſrigen erſtanden, um ihren Familien eine Suppe zu verſchaffen.

An Salz war lange nicht mehr zu denken. Man erinnerte ſich endlich, daß ein alter bretterner Schuppen noch da ſei, der zu Zeiten des alten Fritz als Salzmagazin gedient hatte. Man verbrannte das verfaulte Holz, und mit der Aſche ſalzte man die Speiſen.

Daß bei alldem die Mildthätigkeit ſich rührte, um den Aermſten beizuſtehen, darf nicht verſchwiegen werden. Aber es wurde mir von den glaubwürdigſten Seiten

bestätigt, daß eine Unterstützung von drei Thalern wöchentlich nicht genügte, um eine kleine Haushaltung vor dem Verhungern zu schützen. —

Rapp's Wirthschaft in Danzig war eine Zeit der „terreur."

Einer der ersten deutschen Restaurants hatte sich erlaubt einige Offiziere, die ihm viel schuldig waren, etwas derb zu mahnen und ihnen, befriedigten sie ihn nicht, den Tisch zu kündigen.

Rapp erfährt es. Das muß eclatant von dem frechen Deutschen verbüßt werden.

Am Sonntag, während der Parade, wird der Bürger auf den Platz escortirt. Hier wird ihm eine große Casserole aufgesetzt, an deren Handgriff ein Ochsenschweif befestigt ist, der über den Rücken hinabhängt; auf der Brust wird ihm ein halbes Kalb befestigt. Nun wird ihm befohlen, daß er langsamen Schrittes die Front hinabgehen soll. Vor ihm schreiten zwei Grenadiere, ihm zugekehrt, rückwärts schreitend, die Bayonnette auf seine Brust gerichtet, damit er nicht aus dem langsamen Tact komme. Dazu Trommelwirbel.

Der Marsch ist zu Ende, der Danziger Bürger hat die Strafe überstanden; zu Hause angekommen, fällt er, vom Schlage gerührt, todt zu Boden, umgeben von seiner zahlreichen Familie. —

Die Gelderpreſſungen, die ſich Rapp erlaubte, waren nicht mehr den Bürgern zu leiſten möglich. Seine Maitreſſen, die er ausſtattete, wann er ihrer überdrüſſig wurde, verſchlangen bedeutende Summen, und er ſelbſt dachte daran, Schätze für ſeine ſpäteren Ausſchweifungen anzuhäufen.

Man wird die Bürger ſchon mürbe machen, daß ſie mit ihrem letzten Pfennig herausrücken. Dieſe Bosheit beherrſchte den eingefleiſchten Teufel.

Die ſtolze Zierde Danzig's iſt der Artushof. Es gibt wohl wenig Städte, die einen ſolchen Prachtbau beſitzen. Er liegt an dem langen Markt mit der herrlichen Pfarrkirche zu U. L. Frau, einer der größten Kirchen in Europa, voll altdeutſcher Kunſtwerke, unter denen das berühmteſte: das jüngſte Gericht von Michael Wohlgemuth, mit der Hauptfigur, dem heiligen Erzengel Michael, hervorſtrahlt, in deſſen Goldrüſtung ſich die äußeren Gegenſtände, je nach der von ihm eingenommenen Stellung, abſpiegeln. Dies Bild war während der Einnahme unter Napoleon I. wohl nach dem Louvre geſchleppt, dann aber nach der Einnahme von Paris nach Danzig zurückgebracht worden.

Rapp legt ein Piket Soldaten in den Artushof. Die Kaufherren, die dort ihre Börſe halten, müſſen bei Wind und Wetter — es war im Winter — draußen auf dem Platze ſich verſammeln.

Aber noch mehr!

Von der Eingangspforte des Artushofes wird bis in die Mitte des Platzes ein bedeckter Gang aufgeführt, an deſſen Ende eine Kloake, wo die Soldaten ihre Nothdurft verrichten.

Hier mußten — — der Zorn übermannt mich!

In der Stadt wütheten epidemiſche Krankheiten.

Unſer Dohna legte ſich und ſtarb.

Ich erkrankte auch und wurde in's Militärſpital gebracht. Wie ich ſpäter erfuhr, nannte man meinen Zuſtand das Hoſpitalfieber. Ich wurde raſend und Leute, die vorübergingen, ſahen, welche Sprünge ich gegen das Fenſter machte und wie mehrere ſtarke Leute mich nicht zu bändigen im Stande waren.

Um den Platz zu räumen, da die Kranken in Danzig ſich fort und fort mehrten, wurde ich — als es Frühling zu werden begann — reconvalescirend nach Königsberg transportirt, um die ſorgfältigere Pflege meiner Familie zu überlaſſen.

Meine vollſtändige Geneſung erfolgte jedoch für jetzt nicht, und man forderte die Commiſſion der Militärärzte auf, ein Gutachten darüber abzugeben, ob es gerathen ſei, mich in Reih und Glied treten zu laſſen. Zwei Hausärzte meiner Verwandten, die mich von

Jugend auf in Krankheiten behandelt hatten, wurden zur Conſultation herbeigezogen.

Das Urtheil lautete: daß ich ein „Candidat der Phtyſis“ ſei, kein langes Leben vor mir habe und für das Militär durchaus nicht tauge.

Es bewirkte, daß mir der kommandirende Oberfeldherr, Graf Bülow von Dennewitz, einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit ertheilte, um, wenn meine Geſundheit ſich befeſtigen würde, zum activen Dienſt mich wieder zu melden.

Ein reicher Vetter, in weitausgebreiteten Speculationen, der zu reiſen genöthigt war, war ſo freundlich, ſich meiner anzunehmen.

Im Sommer 1814 waren wir in Berlin. Gerade an demſelben Tage, als der Verräther Moreau, um eine gemeine Rache an einem Gegner zu verüben, in fremdem Solde ſein Vaterland, ſein Volk bekriegen wollte.

Im erſten Hotel unter den Linden, „die Sonne,“ hatte Ehren-Moreau ſein Quartier. Und die Berliner bildeten Haufen, um ihn anzugaffen und zu beklatſchen, ſo oft er am Fenſter erſchien. Geſprochen hat er nicht. Er war in einen dunkelgrauen Civilrock gekleidet, und des Kerls Geſicht und Haar war ebenſo grau.

Andern Tags hatte er zwei Beine weniger am Leibe.

Von Berlin reiſte mein Vetter nach Warſchau. Ich mit, das verſteht ſich. Da blieben wir ziemlich

lang. Er bekam mehrmals ſchwere Geldfäſſer von Königsberg, wofür er „Bomaſchken," ruſſiſches Papiergeld, einwechſelte. Das zählte nach Fünfmalhunderttauſend, bis zur Million. Mit den Sendungen kamen bekannte und verwandte Königsberger als Cargadöre, was mir ſehr angenehm war.

Ich ſchickte meinen lieben Schweſtern von dem feinen und berühmten Warſchauer Schuhwerk, und meiner Mutter das herrliche Mariemonter Mehl, wie es nirgend ſonſt angetroffen wird. —

Da ſpukt's auf einmal: der Bonapart iſt wieder los. Und richtig, ſo war's auch. Meine Geſundheit hatte in Warſchau manche Probe beſtanden und es prickelte mich, mit hinauszuziehen. Man ſtellte mir vor, daß der Dienſt bei den Ruſſen mir, als in Preußen abgedient, angerechnet werden würde, und führte mir Beiſpiele an. Aber welchen Dienſt ſollte ich mir erwählen? Ein Fähndrich oder Unterlieutenant war nicht nach meinem Geſchmack.

Nun war während 1814, als Fürſt Repnin ruſſiſcher Generalgouverneur von Sachſen war, der Baron Roſen Director der hohen Kriegspolizei. Roſen war in Warſchau und ich ſtand mit ihm auf intimem Fuße. Einige ſeiner Subjecte waren mir auch näher bekannt geworden und ſo ließ ich mich denn anſtellen „im ſchreibenden Hauptquartier des Feldmarſchall Fürſt Bar-

clay de Tolly bei der Direction der hohen Kriegspolizei."

Der Posten war commod; wir gingen nur langsam voran und als das russische Hauptquartier einen achttägigen Rasttag in Aschaffenburg hielt — war die Schlacht von Waterloo geschlagen worden.

Bei Großgerau, das sich neulich durch Erschütterungen berühmt machen wollte, ging das Hauptquartier, von dem fünftausend Mann starken Sacken'schen Corps begleitet, über den Rhein, nach dem gegenüberliegenden Oppenheim.

Der Marsch, den ich jetzt zurücklegte, stellte sich meinem Gedächtnisse lebhaft dar, als ich die Namen wieder las, wie Saargemünd, Bar le Duc, St. Avold, Chalons, Commercy, Pithiviers u. s. w., u. s. w., die von der deutschen Truppen Tapferkeit in letzter Zeit einen so weithin tönenden Klang wohl über den Erdkreis erschallen ließen.

Wir Russen kamen spät, aber wir kamen. Wir hatten unterwegs unsere blutigen Händel, wenn auch keine Kämpfe und Niederlagen. Bei Chalons ging's scharf her und als wir einzogen, trugen die Frauen schwarz, wie es uns heute von Versailles und anderwärts gemeldet wird.

Am dritten August feierten wir Friedrich Wilhelm III. Geburtstag in Paris, so gut es anging.

Im Foyer der großen Oper konnte man Harden-

berg und Metternich mit einander auf und ab ſpazieren ſehen.

Die Gamins legten ſich auf den Boden, wenn die Bergſchotten, die mit Wellington angekommen waren, auf kleine Eſel ſtiegen, deren Trott ſie geſünder als den der Ponys hielten, um zu ſehen, ob denn die ſtarken Kerle unter den Schürzen wirklich keine Hoſen trügen.

Die Fürſten, die „heilige Allianz“ in der erſten keimenden Blüthe, machten weder einen mächtigen noch wunderbaren Eindruck.

Der alte Marſchall Vorwärts hatte den geſunden Gedanken, das Monument unſerer Schande: *le pont de Jena* in die Luft zu ſprengen. Da ließ ihm Kaiſer Alexander I. ſagen: „Er laſſe eine Compagnie Ruſſen auf die Brücke marſchiren, dann möge er die Sprengung ausführen.“

Der Alte ward wie raſend. Er ging nach Fontainebleau, wo er ſein Müthchen maleriſcher kühlte. Dort warf er ſich mit dreckigen Reiterſtiefel und Sporen in das „lit de cérémonie,“ in welchem Napoleon I. mit Maria Louiſe die Brautnacht vollzogen hatte.

Es war ein prachtvolles Lager. Ich habe es angeſehen. Alles vom feinſten Fadentuche mit koſtbaren Spitzen beſetzt; über den gleichen Vorhängen reiche Ueberwürfe von violettem Sammt, mit Borduren und eingeſtickten Bienen überſäet. Farbe und Wappen der Familie Bonaparte.

Und wie ſah das aus. Blücher hatte ſich üppig wohlbefunden als „wie fünfhundert Säue," ſo zerriſſen und kothig war Alles.

Abermals entging uns der Siegespreis.

Alexander geizte nach der Ehre; einen Refrain nach der Melodie „Vive Henri IV." von den Pariſern zu hören. Ich war an dem Tage du jour in der Kanzlei des Hauptquartiers und gab die Erlaubniß, daß man es ſinge, drucke und vertheile. Es lautete:

„Vive Alexandre, Vive ce Roi des Rois,
Sans rien prétendre, sans nous dicter des lois,
Ce prince auguste a le triple renom
De héros, de juste, et de nous rendre un Bourbon!"

Nun ſind wir zum dritten Mal an Ort und Stelle und zwar mit ſehr großen blutigen Opfern dahin gelangt. Nach furchtbarerem Kampfe als die beiden frühern Male.

Der jetzige leuchtende Punkt in unſerer Geſchichte wird beeinträchtigt durch das Material, welches ihm von allen Seiten durch die Preſſe zugeſchleppt wird.

Die Sieger, ſowie die Unterlegenen ſtehen noch bleich und bebend von den Schrecken des Kampfes und ſchon ſchreibt irgend ein Sohn mit Bleiſtift einen Bericht nach Haus, der mit roher Freude ſtrotzt, mit lächerlicher Großſprecherei ſeine Thaten erzählt, oder den

Feind ſo niederträchtig ſchildert, daß es keine große Sache iſt, einen ſolchen niederzuwerfen.

Die Daheim haben den Wiſch kaum erhalten, ſo tragen ſie ihn zur nächſten Redaction, die damit ihren Abſchnitt „Vom Kriegsſchauplatz“ ſchmückt und vervollſtändigt.

Das iſt unſere umlaufende politiſche Scheidemünze, wie ſie täglich im Verkehr erſcheint; dieſe Preſſe darf nicht vornehm ſich geberden, weil ſie bereits zu einer Stufe herabſank, wie jene Dirnen, die Alles gern hingeben, was ſie haben, aber die am Ende vom Lied doch nicht mehr geben können, als was ſie haben.

Euer Großmeiſter Hegel warf es euch ſchon vor, daß ihr kein Mittleres, zwiſchen würdeloſer Wegwerfung an das Fremde und eitler Selbſtverehrung und Beräucherung, kennt.

Sind nicht die meiſten dieſer Briefe ſich überbietend an Schilderungen der Morde, die der Schreiber verübte? Da haben Bauern ihn fangen und die Zunge ausſchneiden wollen, wie ſie am vorigen Tage es einem „ſeinigen“ Kameraden gethan. Darauf hat er drei von den Kerls niedergemacht und ihre Häuſer angezündet.

Sie ſchilderten die Qualen, die ſie zur Beſtrafung ihrer Opfer anwenden, lebendig und oft mit einer Schadenfreude, die an Humor ſtreift. Das aus

Rache vergoſſene Blut fließt gleichſam im Gelächter aus ihrem Munde.

Und dies haben wir aus allen Theilen Deutſchlands erfahren.

Nicht zu gedenken, daß in unſeren Alpenrevieren in jedem Augenblick die Meſſer parat ſind, oft ohne die geringſte, oft ohne jegliche Urſache blind zuzuſtoßen.

Die Großſprecherei iſt bei den Süddeutſchen weniger vorhanden. Das ſogenannte Renomiren, Schwadroniren gehört mehr den Niederdeutſchen an. Das iſt allbekannt. Dieſe Leute geberden ſich ganz heiter, ſprechen von Wein, den ſie auffanden, von Frauen, die ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergaben, und ſchreiben das Alles in den Wind, als wär's ein komiſches Heldengedicht.

Aber der bitterſte Verdruß ergreift uns vollends, wenn wir die Dummheit ſo weit treiben ſehen, den Feind, den glorreich beſiegten, als erbärmlich und verächtlich hinzuſtellen.

Im Kampfe, Feind gegen Feind, erfüllt die edelſte Bewegung den ganzen Menſchen.

Sieg oder Tod für's Vaterland und für die gerechte Sache!

So lautet das Feldgeſchrei auf beiden Seiten.

Dieſe Erhebung weicht vor dem zweiten Moment: Nothwehr. Dann in der Hitze des Kampfes ſteigert ſich die Exaltation bis zur wahnſinnigen Höhe.

Man hat oft gehört, daß bei Erſtürmung einer Schanze Roſſe, die ihren Reiter verloren hatten, mit den Truppen anſtürmten, als wollten ſie ihren Theil am Siege haben.

Die Roſſe ergreift der Koller; die Menſchen Das was die Nordlandsſagen von der Berſerkerwuth uns erzählen.

Wir müſſen vor allen Dingen gerecht ſein!

Napoleon läßt Turcos aus Afrika heranmarſchiren.

Wann aber hat ein Feldherr bei'm Feinde um die Erlaubniß angehalten, aus welchem Theile ſeines Reichs er ſein Heer vervollſtändigen ſoll?

Als die Ruſſen gegen Napoleon I. auszogen, kamen Baſchkirenhorden mit, ohne alle Disciplin. Man ſprengte aus: ſie fräßen die kleinen Kinder, und die Mütter hielten die ihrigen wohl verſteckt. Ich ſehe ſie noch mit ihren gelben Kalmukengeſichtern, den vorſtehenden Backenknochen, den ſchief geſpaltenen ſchmalen Augenhöhlen und der hohen ſpitzen, ſeitwärts aufgeſetzten Pelzmütze. Kinder zu freſſen, zeigten ſie durchaus kein Verlangen, ein jeder Baſchkir führte aber mehrere Pferde mit, um ſie mit dem Raube zu beladen, den er durch Plünderungen oder Privatdiebſtahl ſich zu erbeuten hoffen durfte.

Und Oeſterreich, das uns mit dem allerſchlimmſten Auswurf bedachte, der unter dem Namen „Rothmäntler“ für alle Zeit berüchtigt wurde.

Sie mögen heute als Gränzer disciplinirter ſein.

Ich beſitze einen Kupferſtich, auf dem „Rothmäntler“ in drohender Stellung, mit der Unterſchrift: „Geld! Geld!“ Das war das einzige deutſche Wort, das ſie wußten und ſich ohne Säumniß klingend beantworten ließen.

Und die armen Turcos, die bös verläumdeten, wie bald ſind ſie zu Ehren gekommen bei näherer Bekanntſchaft. Sie ſpielen mit Kindern den ganzen Tag; ſie haben ein gutmüthiges Ausſehen; zeigen ſich dankbar gegen den Arzt, der ihre Wunden verbindet; einige wollen in Berlin bleiben und ein Handwerk treiben, das ſie zu Hauſe erlernt haben. Einem Prediger aus Algier, der ihnen Stellen aus dem Koran langſam vortrug, die ſie mit lauter Stimme nachſprachen, küßten die Turcos die Hand und riefen: „Du biſt von Gott geſandt!“ Das kann man jetzt ſchon überall leſen.

Seien wir vor Allem gerecht!

Die Franzoſen ſchießen aus dem Hinterhalt auf ihre Feinde, ſie werden dazu angeführt von ihrem Maire, vom Gutsherrn, von einem Prieſter, der ihnen vielleicht ſagt: der Sieg der Deutſchen ſei der Sieg der falſchen Lehre über die Kirche.

Blicken wir zurück in Deutſchland!

Wem wäre bei Bockenheim wohl jemals etwas anders als „Aeppelwein“ eingefallen — und jetzt „auf deiner Schwelle, weſſen Blut?“

Und Bornheim, das „gemüthliche“ Bornem, wo man ſo gut aß und trank, ſich anliebelte und ſchaarenweis hinauszog, um ſich zu erlaben, nach des Tages Laſt — das Mörder unter ſeinen Bewohnern birgt, die ein Augenblick ungerechtfertigter Rachſucht zu grauſenerregenden Thaten erweckt! —

Wir hatten eben unſer Diner beendigt und ſtanden unter der Thür des Pariſer Hofes, als der Fürſt Lichnowsky vom engliſchen herüberkam und zu dem Oeſterreicher, Herrn von Meyern, ſagte: „Sie haben Ihren Gaul hier untergeſtellt. Leihen Sie ihn mir auf ein Stündchen, ich will vor's Eſchenheimer Thor und ſehen, was die Kerls treiben.“ Als man ihn davon abzubringen ſuchte und ihm die Gefahr vorſtellte, welcher er ſich ausſetzte, rief er lachend: „Immerhin! Schießen ſie mich herunter, ſo findet der Gaul wohl ſelbſt ſeinen Stall wieder; fällt der Gaul, ſo zahl' ich Ihnen den Preis, den Sie fordern.“

Das Pferd wurde vorgeführt und er ſchwang ſich hinauf. Einer fragte: „ob er denn auch Waffen bei ſich habe?“ Er ſchüttelte den Kopf und ſprengte nach der Zeil, wo er ſich in Breuls Magazin einen Life preserver geben ließ, ihn lachend in die Luft ſchwang, dann in die Bruſttaſche ſteckte, uns zum Abſchied winkte

und den verhängnißvollen Ritt unternahm, der ihm meinen alten Schulkameraden, Hanns von Auerswald, in den Wurf führte, einen indifferenten, gutmüthigen, alten Herrn, dem Niemand ein Leides zugefügt haben würde, hätte er nicht den gehaßten Fürsten begleitet. —

Und ſtürmte nicht Frankfurter Volk mit Meſſern und Stricken an der Oſtpforte der Paulskirche, um Die von der „Rechten“ zu morden, hätten nicht die den Platz nach dieſer Seite einſchließenden Preußen, die Schmerling mit Oeſterreichern aus Mainz herbeigerufen hatte, die Meuterer mit dem Bajonet heimgeſchickt? Dieſe bekannten Thatſachen wurden aber nicht aus Nothwehr gegen einen fremden Eindringling, oder als rächende Vergeltung für begangene Unthaten eines Feindes veranlaßt; es lag unter der dünnen Schichte von „Aeppelwein“ und Alltagsſchlemmerei, um durch ein Zeug, wie der Friedensſchluß von Malmö, in Brand geſteckt zu werden! — —

Pater Haspinger führte den Aufſtand der Tyroler gegen die Bayern und Franzoſen. Wer tadelte Pater Haspinger? Stand er nicht in hohen Ehren, bis in's hohe Alter, wo ich ihn noch ſelbſt in Hiezing in würdiger Ruhe antraf?

Wälzten die Tyroler nicht Felſenblöcke und gefällte Bäume von der Höhe des Kunterswegs auf die unten im Engpaſſe vorüberziehenden bayeriſchen Truppen?

Schoſſen Speckbacher und die Anderen nicht aus jedem Verſteck auf eine fremde Uniform?

Und wer rechnete es ihnen zum Verbrechen an? Sind und bleiben ſie nicht die das Vaterland vertheidigenden Helden?

Ich glaube kaum, daß meine Leſer den charakteriſtiſchen Zug eines Tyroler Bauern kennen.

Ein verwundeter Bayer hinkt auf einen Brunnen hin, um ſich an einem kühlen Trunk zu erlaben. Unter der Thür des Hauſes ſteht ein junger Burſch, und legt die Flinte auf ihn an. Da lauft ſchnell der alte Bauer herbei und ruft: „Geh! ſei barmherzig, laß ihn erſt trinken!“ Nachdem er getrunken, knallt's und der Verwundete hat Leiden und Durſt überſtanden.

Zugeſtanden muß werden: ein Franzoſe hätte ein ſolches Mitleid nicht empfunden.

Die Aeußerungen wahrhaft menſchlichen Mitgefühls ſind in dem gegenwärtigen, mit aller Rohheit geführten, barbariſchen Kampfe dennoch ein hervorſtechender Zug. Aerzte, Ambulancen; Vereine, die großen Hilfsmittel zu verſchaffen; andere Verbindungen, dieſe an richtiger Stelle abzuliefern; Beiträge von Städten, Korporationen, Privatperſonen, die nicht verſiegen, erfüllen des Volkes Leben.

Aber mit Erlaubniß! Iſt denn dieſes Mitgefühl

in früheren Zeiten anders gewesen? Sind die heutigen Johanniter, so sehr ich ihre Verdienste auch nicht im geringsten zu schmälern gedenke — nicht ein schwaches Abbild jenes Verbandes, dessen Namen sie führen; der als Orden sich den Leidenden, Kranken und Verwundeten, aber auch als Kämpfer für die Christenheit, sich in der Schlacht dem Tode weihete?

Wer wollte da, nach heutigem Begriffe, von einer „neuen Errungenschaft" sprechen?

Es war nur der Unterschied, daß der Orden der Johanniter sich dem Herrn verlobte; daß seine Mitglieder von dem Glauben überzeugt waren, daß er sie, wenn sie in ihrem doppelten Berufe fielen, zu sich emporheben würde. Das erwarteten sie stündlich, in jeder Minute, vom Himmel über ihrem Haupte. Mit dem Gebete des Sterbenden, verbanden sich die Gebete Aller. Der Tod war nicht schwer. Der Herr rief und sie leisteten Gehorsam, wie es der Orden erheischte.

Kein Auge wurde dabei vom Weinen roth; jetzt weinen die Soldaten bei jeder Gelegenheit, wie sie selbst schreiben — wenn's keine Uebertreibung ist.

Aber die Johanniter erwarben Länderbesitz, häuften große Reichthümer, und wurden den Fürsten gefährlich.

Das ist nun nicht bei den heutigen der Fall.

Dafür aber, hört man nicht täglich von den gemeinsten Lumpereien, von Betrug und Diebstahl, die von den

Menſchen mit dem rothen Kreuz auf der weißen Binde, ausgeübt werden?

Ich breche ab. Ich bin trotz meiner Jahre nicht weiſe genug, hier eine Verſöhnung herauszudüfteln.

Unſere Zeitgenoſſen lebten fünfzig Jahre wenn gleich nicht in ſtillem Frieden, jedoch ohne Krieg und Kampf in Feuer und Eiſen, um Gut und Blut. Die Erſcheinungen während eines ſolchen Zuſtandes waren ihnen unbekannt; ſelbſt gute Schilderungen, wenn und wo man ſie zu Rathe zog, langten nicht aus. Bei der großen Meinung, die man von der vorgeſchrittenen Bildung, von der allgemeinen, nach allen Richtungen hin verbreiteten Civiliſation, in ſich trug, wollte man ſich einſeitig ein Regulativ der Höflichkeit auferlegen, das dann wechſelſeitig Geltung erhalten ſolle, um in dem Gegner auch den ebenbürtigen zu erkennen. Die Sache war zu naiv, gelindeſt ausgedrückt. Es fehlte nichts, als zu fordern: die feindlichen Offiziere ſollten vor der Affaire ihre Karten austauſchen, oder, wenn's anging, ſich die Hände reichen!

„Und na nu! Man druff!" wie die Preußen ſagen.

Auch ſollten keine rohe, uncivilisirte Truppen den unſeren gegenübergeſtellt werden, die ſämmtlich civiliſirt waren.

Man wird traurig, wenn man das anhört. Es iſt leeres Geſchwätz, aber es wird vernommen, verbreitet

ſich überall hin; während die Völker im Kampfe fallen, ſtumm aber groß, ob Landwehrmänner oder Turcos ſie niedermetzeln. —

Wir mißbrauchen unſere ſo tapfer errungene Gewalt des Siegers, wenn wir die Leiden einer *großen Nation*, die ihre Leiter und Beherrſcher, nicht ſie ſelbſt über ſich heraufbeſchwuren, in falſchem Lichte ſo darſtellen möchten, als wäre ihre Rache, die ſie an ihrem Feind nehmen, unerlaubt, als wäre es ein Zeichen der Verworfenheit, in welche ſie verſunken ſind, als ſei ein ſolches Beiſpiel in der Geſchichte noch niemals dagewesen. — —

Wenden wir uns der *großen Preſſe* zu, die zu den weiteſten Leſerkreiſen ſpricht.

Da leſen wir: Unſere „vornehmen Damen“ ſollten ſich ſchämen, mit ihrem franzöſiſch parliren zu prahlen, und ſich damit nur um die franzöſiſchen Verwundeten zu bemühen, ihnen Kaffee, Wein und anderes Labſal zu reichen, während ſie die Deutſchen keines Blickes würdigen.

Das iſt nicht nur gehäſſig, unchriſtlich, ſondern auch ſchlechtweg dumm und gemein.

Der gefangene, noch überdies kranke oder verwundete Franzos iſt nicht mehr unſer Feind, und wär' er's noch, ſo iſt unſere Pflicht, Menſchlichkeit zu üben. Nun ſind aber, wie bekannt, die *gebildeten* Klaſſen im Stande franzöſiſch zu ſprechen, ohne deßhalb zu „*vornehmen*“ zu werden. Die ſchlichten Bürgerfrauen

können es nicht. Iſt es nun eine tadelnswerthe Anmaßung, dieſe Lücke auf menſchenfreundliche Weiſe auszufüllen?

Und wie oft haben wir dieſen Tadel in ſchärfſter Weiſe von Seiten vernehmen müſſen, daß wir darüber erſchracken.

Nun aber, da wir einmal mit der Tagespreſſe, wie ſie in den großen Zeitungen verlautet, im Abrechnen begriffen ſind, wollen wir uns zwei Stücke herausholen, die eine ſtrengſte Verurtheilung verdienen.

Ein kurioſer Herr, der ſich auf Phyſiognomik ganz beſonders verſtehen will und dem man es gern verzeiht, wenn er einen Unſinn losläßt, wie:

„Heut ging ich an einem Soldaten vorüber mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel gereckt — ein herrlicher Studienkopf mit der ſtark knochigen markirten Naſe des ächten Troupier.“

Darüber kann man ſich tröſten, wenn behauptet wird, daß die alten fränkiſchen Kampfgeſellen gerade ſolche Naſen haben müßten.

Wenn aber unſer weiſe Phyſiognomiker in demſelben Augenblick eine zweite Mißgeburt zur Welt bringt und ſich dazu ſtolz aufbläht, als repräſentire er ſeine Zeit, ſo muß man ihn in die Schranken weiſen, die ihm gebühren.

„Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen, ſagt er, vermittelte ich auf Wunſch eines preußiſchen Unteroffiziers die Beſchaffung von Schaufeln für die Gräber und hatte dabei mit einigen Einwohnern franzöſiſch zu ſprechen; da ſchob eine ſchwarze Geſtalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite und vor mir ſtand — nie werd' ich des Anblicks vergeſſen — der verurtheilte Curé, ein ächtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein ächtes Pfaffengeſicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangſt verzerrt. »Oh, pour la grace de Dieu, Monsieur,« hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, du quel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh, pour la grace de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma réligion!» Mich ekelte des Menſchen, der ſeinen Gott auf den Lippen, in ſeiner letzten Stunde noch log. Ich ſchickte ihm einen katholiſchen Prieſter, den ich nach vielem Suchen traf."

Welche verruchte Geſinnung erlaubt Dir ein ſolches Wort auf einen geheiligten Stand zu ſchleudern, das als unvertilgbarer Schimpf auf Dich zurückfällt.

Pfaffe und Prieſter iſt daſſelbe; die vermeintlich geringſchätzige Bedeutung, welche Du damit verbindeſt, iſt für uns nicht da.

Die geweihten Männer, welche die Taufe, die Firmung vollziehen, die Abſolution ertheilen, die Braut-

paare einſegnen, uns die letzte Wegzehrung ſpenden, die Reliquien der Heiligen bewachen und unſere Gräber einweihen und an ihnen für die Verſtorbenen ihre Gebete zu Gott emporſenden, ſind uns der Inbegriff aller Schönheit und Majeſtät, ihre Geſichtszüge tragen dazu nichts bei.

Hat die Seele des Unglückſeligen, den Du ſchilderſt, im fürchterlichen Kampfe mit der gefallenen noch widerſtrebenden Materie die Sehnſucht nach einem Beichtvater in maßloſen Aeußerungen ausgeſtoßen, um zur reinen Anbetung, zur Liebe, zur Verdemüthigung geleitet, mit dem Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus verſöhnt, aus dieſem Leben zu ſcheiden; ſo mag dies einem Kopfe wohl jenen Ausdruck verleihen, der Deinem blöden Auge, Deinem Geiſt, der von der Liebe nichts weiß, als unerklärlich erſcheint.

Wir wollen für Dich beten: Herr erleuchte ihn!

Wir wiſſen, daß es Prieſter gab, die ihrer heiligen Beſtimmung nicht entſprachen. Aber die bei Weitem ſtärkere Mehrzahl darf deßhalb nicht überſehen werden. Die treuen Diener Gottes ſterben nicht aus. Die herrlichen Keime gelangen immer wieder zur Reife. Und ob die entartete Geſellſchaft unſerer Tage in ihrem Hohne gegen die Kirche noch ſo weit gehe, ſo wird ihre göttliche Sendung dennoch in ihrem unausſprechlichen majeſtätiſchen Adel ſich aus ſich ſelbſt wieder gebären.

Die Gnade ruft die Menſchen, deren ſie ſich bedie-

nen will, und ſie ſtellen ſich ihr, wie die Geſtirne aus der Nacht erſchienen, als ſie der Herr rief, am Himmel zu ſtrahlen.

Da leſe ich weiter in zwei Zeitungen, Großpreſſe:

Als am 30. September 1681 Montclar und Louvois an der Spitze von vierzigtauſend Mann von Straßburg Beſitz nahmen, ſollten alle Privilegien aufrecht erhalten, die Proteſtanten nicht angetaſtet werden. Kaiſer Leopold I. ließ Alles geſchehen.

Nun aber heißt es wörtlich weiter:

„Auf Anrathen ſeiner, von den Jeſuiten geleiteten Maitreſſe Maintenon nahm der König Ludwig XIV. das Münſter den Proteſtanten. Noch viele Kirchen hatten die Proteſtanten „freiwillig“ herzugeben.“

Kann es eine größere Anmaßung geben!

Ferner ſteht in einem anderen Blatte groß und dick gedruckt zu leſen:

„Von dem ſeit Richelieu eingeführten Pfaffenregiment, das etwa hundert zwanzig Jahre angedauert hat, bildeten ſelbſt die Zeiten der vermeinten Selbſtregierung Ludwig XIV. nur eine ſcheinbare Ausnahme, indem die, ſeit dem Tode des Cardinal Mazarin, nacheinander das Gewiſſen des bereits bigotten Königs beherrſchenden

Beichtväter, P. P. Annat, Ferrier, La Chaiſe und Letellier, nicht zu gedenken der gleißneriſchen Betſchweſter Maintenon und ihrer geiſtlichen Berather, ſich vor jenen in römiſchem Purpur prunkenden Prälaten, weniger durch geringern Einfluß, als durch ihre äußerliche anſpruchsloſere Stellung unterſchieden."

Wenn ein Unwiſſender, ein kenntnißloſer Menſch, oft Gehörtes nachſchwatzt, wär's auch noch ſo einfältiges Gewäſch, ſo begnügt man ſich, ihm zuzurufen: Eſel, halt's Maul, das verſtehſt du nicht.

Tritt aber Einer mit einem Apparat auf, der ihm den Credit des Wiſſens bei den Unwiſſenden verſchaffen ſoll, und ſpricht Dummes und Falſches in einem und demſelben Athem aus, ſo iſt er entweder ein lügenhafter Prahler, der ſich für etwas ausgibt, was er nicht iſt, oder ein nichtswürdiger Parteigänger, ein gewiſſenloſer Verläumder, der an den Pranger geſtellt zu werden verdient.

Um die obigen Anklagen gegen die Marquiſe von Maintenon vollſtändig zu entkräften, genügt es einfach, ihren Lebensweg zu betrachten.

Es iſt nicht dieſe zufällige Widerlegung, die mich darauf leitet; ich habe mich früher anhaltend mit der Geſchichte der ſogenannten claſſiſchen Zeit Ludwig XIV. beſchäftigt, die heute gerade wieder Mode geworden.

Die Leſer ſollen erfahren, wie ich zu dieſen Studien kam und wenn ich deßhalb bis zu den Anfängen mich

wende, ſo benütze ich Eſſays, die von mir ſchon zum kleinſten Theil im Jahr 1856 vor die Oeffentlichkeit gebracht wurden. — —

Jahre lang blickten mich bei emſigen und oft mühſeligen Arbeiten fünf Köpfe an, die in Erz abconterfeit und auf zierlichen Piedeſtalen von weißem Marmor erhoben, auf meinem Schreibtiſche ſtanden. Wenn ich oft rückgelehnt in den Seſſel meine Gedanken ſammelte oder meinen Geiſt ausruhen laſſen wollte und meine Augen zur Zimmerdecke hob, ſo ſenkten ſie ſich doch bald wieder und fielen auf die mich ſtarr anblickenden Köpfe von Bronce, mit den unwandelbaren Zügen, die ich dann ſorgfältig ſtudirte und mir daraus manches Verſchleierte aus dem Leben ihrer Originale zu entziffern ſuchte. Griff ich dann wieder zur Feder, um meine Arbeit fortzuſetzen, ſo geſchah es oft nur mit Bedauern, an der Entzifferung nicht länger hängen zu können, und nur mit Mühe entſchlug ich mich meinen unterhaltenden Träumereien und konnte nur ſchwer wieder in das Geleiſe einlenken, welches mir die Arbeit vorſchrieb.

Ich pflegte dann wohl noch in den mir ſelbſt eingeräumten Freiſtunden an den Schreibtiſch zurückzukehren, und blickte über die verſchloſſene Mappe und die ruhende Stahlfeder hinweg auf die ernſten Züge der erzenen Geſellen, und eine an Ruhm und Geiſt reiche Zeit, der große Hof eines mächtigen Königs, das claſſiſche Jahrhundert, dem er den Namen gab, der in ſich

gerechtfertigte Stolz einer Nation, mit einem Worte „le siècle de Louis XIV.“ breitete ſich vor mir aus; eine Zeit voll würdevoller Majeſtät und hohen Glanzes, mit mächtigen Allongeperücken angethan, mit Lorbeern umſchlungen, von denen drei in der Welt noch jetzt die „großen“ heißen und als Denkſteine ihrer Zeit hoch emporragen: der König Louis le grand, der Finanzmann und Diplomat le grand Colbert und der Dichter le grand Corneille. Wobei es bemerkenswerth und keiner Erklärung bedarf, daß bei dem Könige das Eigenſchaftswort nach dem Namen, bei den Anderen dem Sprachgebrauch entgegen, daſſelbe Wort vor den Namen geſetzt wird.

Meine fünf ſtummen Schreibtiſchgefährten waren auch von den Größen dieſer Art, obgleich nur einer von ihnen dieſen Beinamen wirklich trug.

Der Erſte zu meiner Rechten, mit dem länglichen, ſtrengen Geſichte, mit dem faſt trübſeligen Ausdruck unter der weiten Perrücke, war der Kopf des großen Corneille. Daneben erhob ſich ein Haupt mit edeln Zügen und naiv kindlichem Blick, die offenbar zu der ſtolzen Haarzierde bedeutend im Widerſpruche ſtanden und ſich im natürlich geſcheitelten Haare dem Charakter entſprechender gezeigt haben würden; dieſes Haupt gehörte dem guten Fabeldichter Jean Laſontaine. In der Mitte ſtand ein breiter ſtolzer Kopf, ſeine Allonge pünktlich ausfüllend, der dem unfruchtbaren Geſetzgeber

Nicolas Boileau-Despreaux angehörte. An ſeiner Seite blickte aus weit geſchlitzten Augen das jugendliche Geſicht, in ſchönen Lineamenten, Jean Baptiſte Pocquelin hervor, der als königlicher Kammerdiener den adeligen Namen „von Molière" dem ſeinigen hinzugefügt hatte. Offenbar verriethen dieſe Züge, dieſe niedere Stirne, von der nur wenig unter der Lockenfülle ſichtbar wurde, am wenigſten von dem Geiſte, Scharfſinn und muthigen Talente, welches dieſen Kopf einſt in der Wirklichkeit ausgezeichnet hatte.

Der fünfte endlich und letzte in der ganzen Reihe zeigte ein welkes Geſicht, in die Breite gezogene, verſchwommene Linien, große Augen, die man ſich im Leben wohl überſtrömend denken konnte, mit einem ſorglichen, faſt ängſtlichen Ausdruck, als wenn banger Schweiß unter der Perrücke hervorbreche. Dieſer Kopf gehörte Jean Racine. —

Daß ich bei dieſer Arbeit von ſelbſt darauf hingeführt wurde, dem Leben der Frau mich zuzuwenden, die fünfzig Jahre an der Seite eines Louis XIV. als ſeine rechtmäßig angetraute Gemahlin, aushielt, — das richtige Wort fliegt auf's Papier, ich ſtreich es nicht — iſt begreiflich. Sie war ein duldſamer Charakter, deſſen eigene Bewegung, obwohl unausgeſetzt, nach außen keine gewaltig erſchütternde Umgeſtaltung des Beſtehenden herbeiführen konnte.

Die Politik fand ſie vom Laſter zerwühlt und die

Bahn war bereits gebrochen für einen Danton, wie für einen Mirabeau, der die Monarchie gerettet haben würde, wenn er nicht in dem Augenblicke, vom höchſten Grade der Unſittlichkeit verzehrt, zuſammengebrochen wäre.

Siècle de Louis XIV.

Leben der Marquiſe von Maintenon.

Erſter Theil.

Ein Abenteurer d'Aubigné, ſaß in Niort im Gefängniſſe, als ihm ein Töchterchen geboren wurde, das er Françoiſe taufen ließ. Die Familie war hugenottiſch. Nachdem der Vater ſeine Strafe abgeſeſſen, wanderte er mit Frau und Kind nach Amerika aus. Das Kind hatte das dritte Jahr erreicht; acht Jahre darauf, in Kummer und Elend, ſtarb der Vater und die Mutter kehrte mit Françoiſe nach Frankreich zurück und als die Mutter bald darauf ihrem Manne folgte, nahm eine alte Tante das Mädchen zu ſich in's Haus und behandelte das Kind roh und hart.

Dies währte bis zum ſechszehnten Jahr. Françoiſe war ſchön und verrieth glänzend geiſtige Anlagen. Es fanden ſich Leute genug, die davon Notiz nahmen und ſich Mühe geben wollten für ihre beſſere Unterkunft zu ſorgen. Sie lockerten das Band zwiſchen ihrem Schützling und der alten Tante und dieſe Emancipation allein reichte ſchon hin, den ſtarken ſelbſtſtändigen Willen des jungen Mädchens zu offenbaren, das der falſchen Lehre augenblicklich entſagte und in den Schooß der heiligen Kirche zurücktrat.

Das war den meiſten ihrer Beſchützer entgangen, oder ſie legten keinen beſondern Werth darauf. Ihre

Beſtrebungen waren nach einem andern Plane entworfen.

Zur Zeit lebte in Paris eine Hetäre, Anna, wie ſie ſich ſelbſt nannte: Ninon von Lanclos, von ſo großartiger Sorte und ſo außerordentlichen Eigenſchaften, daß man ſie mit Recht berühmt nennen darf. Sie war durch Beleſenheit zu einem nicht gewöhnlichen Grade von Bildung gelangt, ſie ſang, ſpielte Clavier, tanzte, war witzig, geſchmackvoll und von Anbetern umſchwärmt. Unter dieſen wählte ſie ſtets einen, der ihr zuſagte und gab ihn auf, wann er ihr nicht mehr gefiel, um ſich einen Andern auszuſuchen. Nie nahm ſie von ihren Liebhabern Geſchenke an; nie zeigte ſich bei ihr eine andere Leidenſchaft als die Sinnlichkeit. Um ſorgenfrei zu ſein, hatte ſie ihr Vermögen auf Leibrenten geliehen und dadurch ein ſehr mäßiges Einkommen für ihre Verhältniſſe von etwa zehntauſend Livres.

Zu dieſer Lehrmeiſterin wurde Françoiſe von ihren Patronen gebracht.

Das arme Kind begriff nichts von Dem, was es ſah und hörte; das gar holde Weſen der Ninon und die faſt zärtliche Aufnahme machten jedoch einen ſo ſtarken Eindruck auf daſſelbe, daß in ſeine Befangenheit ein lichter Schein ſeltener Erkenntniß hereinbrach.

Die Schriftſteller und Dichter gaben viel auf Ninons Urtheil. Sie laſen ihr die Werke vor, ehe ſie veröffentlicht wurden. Da geſchah es denn auch, daß der

Dichter Scarron, ein Krüppel der erbarmungswürdigſten Art, ſich in den Salon der Gefeierten hintragen ließ, um ihr das Neueſte von ſich vorzuleſen.

Scarron war, was die Franzoſen „cul-de-jatte“ nennen, hier unüberſetzbar. Um ſich ſelbſt fortzubewegen, mußte er am Boden liegend mit Füßen und Händen rutſchend arbeiten, wobei er die Hände durch Riemen ſteckte, die an Holztafeln befeſtigt waren, die ſie vor Verwundung ſchützten.

Man gefiel ſich darin, Scarron als einen luſtigen Charakter darzuſtellen, deſſen ganze Art und Weiſe nur der Wiederhall ſeiner im höchſten Grade burlesken Dichtungen war. Die Luſtigkeit war jedoch bei ihm nur aus der bitterſten Reſignation entſtanden; er ſpottete über ſein Elend, um zu beweiſen, daß es ſeinen ſtarken Geiſt nicht niederbeugen könne; er nannte ſich „un raccourci de la misère humaine“ und bat um die Gnade, für eine von der Königin erhaltene Unterſtützung, ſich „son malade en titre d'office“ nennen zu dürfen. Seine Luſtigkeit war das, was man im trivialen Ton eine „Pfuicourage“ nennt. Bei Heinrich Heine habe ich ſelbſt ähnliche Ausbrüche erlebt, die er unter verzerrtem Lächeln losließ und die mir ins Herz ſchnitten.

Vor ſeinem Tode gab Scarron ſeine burlesken Werke heraus und widmete ſie „*à sa chienne*“ und ſein letztes Wort war: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo leicht wäre, ſich über den Tod luſtig zu machen.“

Unſere Françoiſe empfand inniges Mitleid, als ſie Scarrons phyſiſches und moraliſches Leiden betrachtete. Sie faßte den Vorſatz ſich ihm zu nähern und ihn dringend zu bitten, ſie als ſeine Krankenwärterin bei ſich aufzunehmen.

Scarron traute ſeinen Ohren nicht. Er ſchrie lachend auf: „So ſummte es mir im Kopfe, als mir in der Schwimmſchule das Waſſer in die Ohren lief und ich mich zum Krüppel erkältete. Vielleicht gibt mir das heutige Ohrenbrauſen meine geraden Glieder zurück!“

Alle, die zugegen waren, nannten dieſen Ausruf eines Poeten würdig und Ninon meinte: „Da wäre kein langes Beſinnen! Eine Annehmlichkeit, die ſich von ſelbſt darbietet, ſoll man nicht geradezu von der Hand weiſen. Françoiſe Anerbieten kalt zurückweiſen wäre undankbar, um nicht zu ſagen, plump, von einem feinen Geiſte nicht zu erwarten. Ihnen, mein liebes, ſchönes Kind,“ ſagte ſie dann zu dem thatſächlich unbefangenen Kinde, „öffnet ſich bei Ihrer Armuth an Gütern ein ergiebiger Erſatz, der Ruhm; dieſe großartige Tröſtung jedes Ungemachs wird nicht ausbleiben und Sie unſerer Welt gleich einem Wunder erſcheinen laſſen.“

Françoiſe hatte mit Mühe der langen Rede ſtichgehalten; ſie dachte nur an die eigenthümliche Stellung, die ſie ſich erwählt, und die ihr beſſer erſchien, als die glänzendſte, die ein Menſch ſich erringen kann.

Mit tief geſenktem Köpfchen ſtand ſie ſchweigend da. Gedanken, noch ſo hoch, können durch menſchliche oder Engelszungen offenbart werden; Liebe jedoch allein durch Handlung. Dieſer geben Abſicht und Endzweck den Namen.

Die ſie Umſtehenden verriethen einige Ungeduld: ein Räuſpern, Stuhlrücken, ein „Nun, Françoiſe, bedenkſt Du Dich?“ der Ninon weckte das Kind auf:

„Ich weiß bei dem, was ich vorhabe, nicht wozu es mir heilſam iſt. Mir ſind Armuth, Ruhm und die Dinge der Welt unbekannt.

„Ein Urtheil über mein Thun liegt in der tiefen Macht der Vorſehung verborgen, die ich anbete, aber nicht ergründen will.

„Ich, mein eigenſter Wille, bilde ſich ganz nach dem Deinigen, o mein Gott!“

Dieſe Worte verdankte ſie der lichten Erkenntniß des größten, heiligſten, uneigennützigſten Beiſpiels der Liebe, welche das Leben für die Erlöſung Aller opfert.

Scarron ergab ſich denn auch wirklich in den Willen der ſechszehnjährigen ſchönen Krankenwärterin. Der geiſtreiche Menſch hatte keinen Begriff von der Würde des Geiſtes und deſſen unantaſtbarer Legitimität. Scherzend wie immer, rief er: „die Probezeit möge gleich morgen angehen, und es ſtünde zu jeder Stunde Françoiſe frei, ihm das Verhältniß aufzukündigen; er wolle dann ſich angelegen ſein laſſen, ſie in ein Kloſter

zu bringen, wo ſie ihrem religiöſen Triebe und der Pflege Kranker auf eine ihr zuſagendere Weiſe genügen dürfte, als bei ihm.“ —

Andern Tages war Françoiſe an Scarrons Lager und hörte auf Alles, was er verlangte, mit großer Bedächtigkeit, um es ſich ſofort in's Gedächtniß zu prägen, und es ihm, auch ohne daß er es von Neuem verlangen durfte, darzureichen und zu gewähren.

Scarron, der boshafte Kritiker, iſt überraſcht, aber er geſteht es ſich und ſeinen Freunden nicht. Das Lob ſeiner Pflegerin will ihm nicht von den Lippen; ſeine Sarkasmen, ſein Tadel treffen ſie vor den Leuten, ohne ſie in der That zu treffen.

Eine Woche iſt vorüber und Scarron ſcheint in einem Moment von Rührung ernſtlich ergriffen. Die körperlichen Mühen und Beſchwerden ſind es nicht allein, die ſeine Pflegerin zu erdulden hat; welche Anſtrengung des Geiſtes, welche unerhörte Verſchwendung von Lachen und Mitleid, welche Ergüſſe von Witz, Muth, Engelsgüte! welche erbarmungswürdige Verſplitterung der edelſten Kräfte!

Er fühlt ſich unwürdig eines ſolchen Opfers, ſeine ſatyriſchen Eitelkeiten, die er zur Schau trägt, ſchweigen; der Menſch erwacht in ihm.

Mitleid im Blicke, ergreift er Françoiſe bei der Hand: „Sie wollen alſo unwandelbar dem Vorſatz treu bleiben, mein Elend zu theilen und die Freuden des Lebens ent-

behren. Sie könnten bei den Ihnen von Natur verliehenen Gaben in Reichthum und Glanz ſich wiegen. Nun, ſo will ich denn, ſo viel an mir iſt, Ihnen gerecht werden. Ich biete Ihnen meine Hand — werden Sie meine Gattin."

Und nach ein paar Wochen war die ſechszehnjährige Madame Scarron — denn das, was hier erzählt wurde, von der Ninon angefangen bis hierher, umſpannte einen ſehr kurzen Zeitraum — in ihrem ſehr geordneten Haushalt wohl inſtallirt. Zur Zufriedenheit Beider. Er mochte wohl ſein Weſen etwas weniger boshaft geſtimmt empfinden und wies ſogar für jetzt noch die Glückwünſche ſeiner Freunde zurück, die ſie ihm ſpöttiſch darbrachten; Françoiſe dachte gewiß: „jetzt darf und kann er mich nicht fortſchicken, und von dem übernommenen Liebeswerke trennen. Meine Pflicht iſt jetzt erſt geweiht und geheiligt und bis zum Tode unverbrüchlich."

Daß die Ehe keine gewöhnliche war, iſt wohl leicht einzuſehen. Angenommen ſelbſt: die Frau beſorgte die treueſte Pflege und Abwartung ihres Mannes in allen Stücken, ſo war dieſer dadurch nicht zu einem Bürger von Paris geworden, was man ſonſt darunter verſteht. Der Glanz ſeiner ſcurrilen Laune vor den Freunden, die ihn beſuchten, wird — ſind ſie fort — um ſo eher in Läſterungen, Beſchimpfungen, empörten, verweigerten Gehorſam ausarten, um ſich von dem auferlegten Zwang zu erholen. Die hohe Poeſie der Dulderin wird von der

gemeinen Proſa des Leidenden, auf die härteſte Probe geſtellt. Aber der Glaube, der aus dem tiefſten Schmerze zur weltbeglückenden Höhe gedrungen, tröſtete ſie bald. Es waren für ſie zwei Leiden, die ſich wechſelſeitig ſtützten; eins gehörte zum andern.

Ungefähr zehn Jahre waren vorüber. Von den geiſtreichen Geſellen, die Scarrons Lager umſtanden und ihren Witz an ſeiner rauhen Feile ſchärften, hatte ſie keinen Vortheil für ihre Bildung. Die Ausfälle, Einfälle, Anſpielungen gingen für ſie verloren. Die Zeit war herangebrochen, in der ſich eine ernſte, höhere Richtung kund gab; die ſogenannten Klaſſiker regten ſich bedeutend, und Die ließen ſich bei Scarron nicht ſehen.

Ihre geiſtige Bildung ſchöpfte ſeine Frau aus einer ſich von ſelbſt ihr darbietenden Quelle, der reichhaltigen Bibliothek ihres Gatten. In ruhigen Stunden ließ er ſich vorleſen aus Büchern, die er ihr angab und erklärte ihr Stellen, die ihren Horizont überragten. Schlief er, ſo benützte ſie ſeine Anweiſungen, und ſtudirte oft ganze Nächte mit ungeſtümem Eifer. —

Als Scarron ſtarb, gerieth ſeine Wittwe in große Noth. Sie war entſchloſſen, ſich durch Unterricht eine Erwerbsquelle zu verſchaffen. Es war ihr bereits der Antrag von einer portugieſiſchen Familie als Erzieherin ihrer Kinder gemacht worden und ſie ſtand im Begriff nach dem fernen Land auszuwandern, als plötzlich ein

Anerbieten von anderer Seite sie an Paris fesselte, um hier eine unerwartete und reiche Erbschaft anzutreten.

Die Marquise von Montespan war von ihrem Gemahl als „dame d'honneur" an den Hof gebracht. Sie war nicht schön, aber anmuthig und liebte den Glanz. Die erklärte Geliebte des Königs war die sanfte Herzogin von Lavallière und er dachte für jetzt nicht daran, diesen Gegenstand seiner unbemessenen Leidenschaft mit einem andern zu vertauschen.

Die Marquise von Montespan verschaffte durch ihren Einfluß als Ehrendame der Königin der armen, sechs und zwanzig jährigen Wittwe Scarron eine kleine Pension. Vier Jahre später hatte sich die Scene verändert. Die Montespan hatte die Lavallière verdrängt und war an ihre Stelle gelangt.

Der Marquis von Montespan betrachtete die ihm von dem Könige zugedachte Ehre nicht in der am Hofe üblichen Weise. Er wollte mit seiner Gattin Paris verlassen, wurde in die Bastille geworfen, bald darauf verwiesen und seine Ehe durch einen Machtspruch getrennt. Was aus ihm geworden, ist unbekannt.

Madame de Montespan kümmerte sich nicht weiter um das Schicksal des Ehrenmannes, dessen Namen sie führte, und betrachtete ihren befriedigten Ehrgeiz als höchstes Glück.

Sie forderte und behauptete den Rang einer Königin, der ihr gewährt wurde.

Aus dieſem Verhältniß war eine ziemliche Nachkommenſchaft entſtanden, die von Ludwig XIV. als legitim erklärt wurde. Die Töchter vermählte er mit Prinzen von Geblüt, einem Bourbon-Condé, einem Orleans. Zu zwei muntern Jungen, welche die Titel Herzog von Maine und Graf von Toulouſe führten, berief die Montespan die Wittwe Scarron, der ſie ſtets wohlwollend ſich bezeigt hatte, um die erſte Erziehung und den früheſten Unterricht ihrer Söhne zu überwachen.

Unſere Freundin, die wir als das ſchüchterne Kind Françoiſe kennen gelernt und lieb gewonnen haben, war nunmehr eine Frau von dreißig Jahren, die bei aller Einfachheit eine edle Eleganz, den Abglanz ihres Charakters zur Schau trug; ſie war ſtets liebenswürdig, höflich und immer bereit, einen Jeden der ſich ihr nahete, zu verbinden.

Der König, der ein guter Vater war, ſah oft nach ſeinen Buben und lernte die Erzieherin kennen. Er war damals erſt ſechs und zwanzig Jahre alt, obgleich er ſchon den Inhalt eines Jahrhunderts durchlebt hatte.

Die Erſcheinung der Madame Scarron war dazu geeignet, den König auf eine ihm unerklärliche Weiſe zu berühren, die von derjenigen ſich vollſtändig unterſchied, die in ihm der Anblick einer ſchönen Frau durch friſch bewegten Pulsſchlag hervorrief.

Sie ſah einem alten Bilde gleich, das er einmal in der Kirche geſehen hatte. Der ſchöne Kopf war ſtets mit einer Kapuze aus dichten, ſchwarzen Spitzen um-

geben, dies verlieh ihm einen Ausdruck von Strenge, die alſo zur Schau getragen, mit den Empfindungen des Königs in augenblicklichen Widerſpruch trat.

In den Zügen Françoiſe herrſchte jedoch ein wonniger Dreiklang: Glaube, Liebe, Schönheit. Eines und daſſelbe Wort, eine und dieſelbe Bedeutung. Das war freilich dem Werke eines alten, frommen Malers zu vergleichen, außerhalb der rauſchenden Zeit des Tages, und unbegriffen von den Höflingen und ihrem Anhang.

Der König begnügte ſich damit, ihre Unabhängigkeit zu ſichern und kaufte für ſie das Landgut Maintenon, welches ihr zweitauſend Livres Jahresrente verſchaffte.

Sie nahm das Geſchenk demüthig an. Das iſt Alles. Die Annäherung des allmächtigen Gönners warf keinen Schatten auf die in ihrem Innern leuchtenden Sonnenſtrahlen. Sie dachte an ihr Werk, dem ſie ihr Leben bisher geweiht; hier erſchien es übermenſchlich, aber nur um ſo heiliger, reiner, erhabener.

Es handelte ſich hier nicht mehr um Ergötzlichkeiten, die man nach Laune erwählt, um ſie nach dem „bon plaisir“ mit andern zu vertauſchen. Das Wahre und Tiefempfundene von dem Schimmer einer ungekannten, ja ungeahnten Leidenſchaft umleuchtet, fand den Weg zum Ziele.

Der König verdammte das, was die Luſt und das Ergötzen ſeines Hofes war, was er ſelbſt hervorgerufen, gehegt und gepflegt hatte. Er erröthete, wenn er jener Frauen ohne Leidenſchaft und Liebe gedachte, die ſelbſt

das Laſter noch herabwürdigten durch ihre Gemeinheit und Treuloſigkeit. Der Ungeſtüm des Bewußtſeins ſeiner Machtvollkommenheit möchte die jungen Wüſtlinge mit glühendem Eiſen zeichnen, da ſie unwürdig waren, den Namen ihrer Vorfahren zu tragen.

Dieſe Verſtimmung ließ er ſo zu ſagen ſtoßweis laut werden. Allein immer wieder erwachte in ihm der ſtarke Glaube an ſeine Allmacht, die in allen Dingen Geſetz und Richtſchnur ſich ſelbſt ertheilte.

Die Montespan blieb ſeine Maitreſſe, obſchon er ſie nur ſelten am Hofe ſah.

Wie Françoiſe — wir wollen den Namen hier noch beibehalten, denn die ihn trägt, iſt ungeachtet ihres merkwürdigen Lebensweges und ihrer großen Erfahrungen, ſtets dieſelbe geblieben — wie Françoiſe auf die ſtolze Montespan einwirkte: daß dieſe aus ſich den König aufgab, und ſich in ein Kloſter zurückzog, darüber weiß ich nichts zu berichten. Sie ſtarb als Ordensſchweſter der „Töchter des heiligen Jacob.“ Sicherlich waren es nicht die gleißneriſchen Künſte der heuchleriſch frömmelnden Betſchweſter, die ſie dazu bewogen, um ſich an ihre Stelle als Maitreſſe feſtzuſetzen.

In ihren Unterhaltungen ſprach Françoiſe dem König von den großen und ſchönen Dingen, die von ihm nur allein auszuführen ſeien. Er war ein aufmerkſamer Zuhörer.

Das war ein ihm fremder, beſeligender Zuſtand,

den er mit aller Macht, die ihm zu Gebote ſtand, feſthalten wollte.

Seine bisherigen verbuhlten Händel erſchienen ihm ſammt und ſonders wie ein gährender, ſäuernder Stoff, der ſich immer nur durch einen Knall entlud, um ſogleich wieder friſche Blaſen zu bilden.

Wann er zurückſchaute, ſo war es eine Maſſe von Schönheit aller Art, die Köpfe blond, braun, freudig, traurig, ernſt und lachend. Das Schönſte war nicht herauszufinden. Keine von allen verdiente Königin zu ſein. Die ihm angetraute war es aus politiſchen Gründen geworden. Sie war nun todt; ſeine Hand war frei. Und er ſah ſich ſeiner bisherigen Sphäre enthoben.

Es war ihm, als wenn er jetzt, nach einer wild durchlebten Jugend, zum Mann herangereift wäre.

Er machte Françoiſe zu ſeiner Gemahlin und ernannte ſie zur Marquiſe von Maintenon.

Sie wußte nichts, als ihm, neben der ergebenſten Verſicherung beſtändiger Liebe und treuer Ergebenheit, die von innerſter Freude durchglüheten Worte zuzuflüſtern: „ſie hoffe Alles von ſeiner ernſten Miene, von ſeinem geſetzten Weſen, das er nun ſchon lange zur Schau trage, um mit ihr zum Altare zu gehen.“

„Was ich erlebe, iſt ein Gedicht!“ rief er entzückt.

„Ich wünſche ſehnlichſt, Sire, daß Ihr Herz ruhiger ſchlage; geht es nicht anders, ſo müßte Ihr oft bewähr-

ter Heldenmuth den Frieden gewaltſam erzwingen, bis daß er zur Gewohnheit ward. Dieſer Friede iſt das einzig wünſchenswerthe Gut hienieden. Ich habe Ihr Herz noch nicht ergründet; Sie ſelbſt ſind vielleicht noch nicht ſo weit gelangt; Sie haben es nicht verſucht, nicht daran gedacht. Wagen Sie es nur einmal recht ernſtlich, um Das zu entdecken, was ſich mit dem Gedanken an die gnadenvolle Liebe nicht vertragen will. Reißen Sie es aus, wie man Unkraut ausreißt. Das iſt der Preis des Seelenfriedens, wenn Sie ihn wahrhaft wollen. Und wollen Sie ihn nicht, ſo ſage ich Ihnen, Sire, Sie müſſen ihn wollen. Die Erde gehört den Menſchen, das Herz der Menſchen allein Gott. Ich denke nicht an eine grämliche Abſperrung, die jeden Nebenmenſchen zurückweiſt und jedes hilfreiche Beiſpringen ihm verſagt. Das wäre ein grober Irrthum. Man lebt mit dem Nebenmenſchen und liebt den Nächſten, wie ſich ſelbſt. So liebt man Gott, wie Er geliebt ſein will. Aber man darf nicht Tröſtungen von den Menſchen verlangen; denn Gott allein ſpendet Troſt. Man begehre auch nicht die Liebe von den Menſchen; denn Gott allein vermag zu lieben. Und was man nicht von den Menſchen begehren kann, iſt auch Niemand im Stande, Ihnen aus ſich ſelbſt nach eigener Willkür zu ertheilen. Denn wir beſitzen es thatſächlich nicht. Troſt und Liebe muß zuerſt Gott aufgeopfert werden, um dann von dem Herrn die Weihe der Caritas zu

empfangen, durch welche unſer Mitgefühl für den Nebenmenſchen erſt heilſam wird.“

So ſprach Françoiſe d'Aubigné, Wittwe Scarron, zu Ludwig XIV., ihrem Gemahl.

Die Worte, in ihrer nackten Einfachheit, wurden von ihm nicht widerlegt. Die Leidenſchaft ſchwieg.

Dieſe Unterhaltungen wurden in ſtets gleicher Strenge fortgeführt.

„Ihr Ehrgeiz, mein königlicher Herr, iſt darauf gerichtet, ſich von der Welt über Alles geliebt, angebetet zu ſehen. Darin liegt die größte Gefahr für Sie; erſticken Sie dieſen Trieb ſobald als möglich; vergönnen Sie ihm nicht, ſo lange Sie zu beherrſchen, bis zu dem verhängnißvollen Zeitpunkt, mit dem die Jugend uns verläßt. Wie ſie bei'm Erwachen unſers Bewußtſeins die Pfade mit Verlockungen beſtreut, ſo werden wir, treten wir in das höhere Alter, aller Täuſchungen inne, und unſere Reue dient uns nur zur Vermehrung unſers Kummers. Was uns das Leben geboten, zeigt ſich dann in ſeiner Nacktheit. Was blieb uns von unſern längſt verjährten, nichtigen Einbildungen? Wie flattern ſie jetzt umher, die elenden Behänge, die ſie einſt umſchleierten? Wir ſtellen uns an, als verachteten wir das Leben in der Welt — umſonſt! — Das Leben und die Welt will nichts von uns wiſſen, Ihr großes Herz, Sire, ahnt in dieſem Augenblick noch nicht dieſen vernichtenden Abgrund; allein ich darf es Ihnen nicht

verſchweigen, da Sie mir, ſtillſchweigend zuhörend, das Recht dazu gegeben haben, daß ſich in dem furchtbaren Abgrund ein Schutt anſammelt, der jeden höhern Aufſchwung nicht mehr geſtattet. So komme ich denn immer wieder darauf zurück: um Gott ganz ſein eigen zu nennen, muß man ſich zuerſt nur Gott allein hingeben. Vollſtändig.

„Alles fremde, unkeuſche Gefühl, das von langer Zeit im Herzen glühete, muß gelöſcht werden. Aber nicht blos dadurch, daß darauf leichthin geblaſen wird — nein! ſondern gründlich zerdrückt und erſtickt. Unterläßt man es, ſo wird der Friede nimmermehr erlangt. Ich verſtehe darunter eine vor dem Prieſter abgelegte Beichte, und nicht etwa eine Mittheilung im Vertrauen an einen Andern. Jenes iſt die Demuth in tiefſter Zerknirſchung, die ſich ſelbſt anklagt; das Letztere iſt das Bekenntniß einer Schwachheit, die deshalb entſchuldigt ſein will. Und der Grund von beiden Arten der Mittheilung liegt gemeinſam in den Worten: „Mein Herz ſucht etwas, was ihm fehlt.“

„Ein ſolches Wort darf man jedoch nur auf den Knieen, in Gegenwart Gottes, ausſprechen, wenn es Erfolg haben ſoll.“

Sie ſchwieg. Ludwig, der ihr noch manches vorklagen wollte, ſchwieg auch.

Er verließ ſie, ging in die Kapelle und ließ den Père La Chaiſe, ſeinen Beichtvater, kommen.

So ſchuf ſie den ſinnlichen Despoten in einen Frömmler und Jeſuitenſchüler um! — —

Leider waren ihre Bemühungen nicht im Stande, den König zu einem gläubig frommen, Gott demüthig ergebenen Chriſten zu bekehren.

Seine Gemahlin Maria Thereſia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, hatte ihm ſechs Kinder geboren, von denen fünf im kindlichen Alter ſtarben, und nur ſein Sohn, der Dauphin Ludwig, am Leben blieb.

Durch ihn erſchien die Nachfolge auf den Thron geſichert. —

Was Françoiſe bisher erduldet, was ſie mit ungebrochener Kraft ertragen, was ſie mit raſtloſem Eifer zu bekämpfen bemüht war, entgeht jeder Schilderung. Gewöhnliches Urtheil würde ſie unglücklich nennen, denn der Gedanke an ſinnlichen Ehrgeiz fiele wohl Niemand ein. Sie beherrſchte den König nicht, der nicht aufhörte, nach „l'état c'est moi" für ſein ganzes Volk denken, handeln und genießen zu wollen, und im heißen Sprudel des Affects, in der blutigen Verwickelung von Intriguen und Schlachten, aller Beſinnung los und ledig wurde.

Allein Françoiſe war nicht unglücklich. An ihr bewährte ſich das Wort: „die Kraft des Felſen erſcheint

nie großartiger, als wenn die Brandung daran aufſteigt und ſeinen Gipfel erreicht.“

Sie überblickte klar die Lage der Dinge. Durch das raſch auf einander folgende Hinſterben der königlichen Kinder, das ſich ſogar auf alle Enkel mit erſtreckte, und, lächerlich genug, einem Frieſelausſchlag zugeſchrieben wurde, der die Dynaſtie und gerade nur dieſe hinraffte, kam Françoiſe auf den Gedanken, daß die Sterbefälle durch das Gift des Herzogs von Chartres herbeigeführt wurden, der ſpäter als Herzog von Orleans, während der Minderjährigkeit des Urenkels Ludwig XIV., als Vormund des jungen Königs, den er zum vollendetſten Taugenichts zu erziehen gedachte, die Regentſchaft uneingeſchränkt, nach zügelloſeſter Willkür führte. Denn auch der Dauphin war plötzlich, ohne vorhergegangene Krankheit, in ſeinem fünfzigſten Jahre vom Leben geſchieden.

Das verlieh Françoiſe den Muth, den König mit dem Aufgebot ihres mächtigen Einfluſſes zu einem Schritte zu veranlaſſen, der noch nie da war, der ſelbſt bei den hohen Richtern, die ihn zu beſtätigen hatten, Erſtaunen und Bedenken hervorrief und im Volke einen ungünſtigen Eindruck machte, das ſonſt ſich daran gewöhnt hatte, alle Verfügungen des Königs faſt anbetend zu empfangen.

Man weiß, daß die „frömmelnde“ Marquiſe von Maintenon die Söhne der Montespan vom König Lud-

wig XIV. als legitime Prinzen von Geblüt anerkennen ließ, und ihnen damit das Recht auf die Thronfolge ſicherte.

Das that ſie, weil ſie dieſe Söhne kannte, deren Herz und Geiſt ſie gebildet, die ſie nach chriſtlichen Grundſätzen erzogen, für die ſie einſtehen zu können glaubte, wenn ſie auf dem höchſten Platze Frankreichs Wohl zu bewahren hätten.

Sie that es nicht, wie man von anderer Seite ſagt, aus thörichtem Haß gegen das Haus Orleans, ſondern weil ſie in dem Orleans, der jetzt noch Herzog von Chartres heißt, das laſterhafte Verbrechen deutlich vor ſich hatte.

Obſchon ſie ſeinen Orgien niemals beigewohnt, ſo war ihre Einbildungskraft geeignet, ſich das Ungekannte in der furchtbarſten Gräßlichkeit vorzuſtellen, wenn dieſe gleich noch hinter der Wirklichkeit zurückſtand, weil ihr das ſchlüpfrig Verführeriſche fehlte.

Françoiſe wußte nichts von dem Orden der „Honigfliege," den die Maitreſſe des Herzogs von Chartres, unter gewiſſen Bedingungen und Angelobungen, während der „nuits blanches" zu vertheilen hatte.

Dafür aber kannte ſie den armen Apothekerſohn, der als Abbé in Paris aufgetreten war, ſich als gewandten Weltmann, tauglich zu allerhand Geſchäften, einführte, und dann der Hofmeiſter des Herzogs von Chartres wurde. Der Menſch hieß Dubois und gehörte viel-

leicht zu den Schöngeiſtern, die ſich bei Scarron zu verſammeln pflegten.

Françoiſe kannte ihn. Ihn beherrſchte damals eine ehrſüchtige Flatterhaftigkeit. Er ſah häßlich wie die Sünde, war unverſchämt und feig, und der würde des Regenten, ſeines ehemaligen Schülers, rechte Hand ſein. Frankreich würde, vom Laſter verrathen, durch die Entehrung gerettet werden ſollen. Das mußte und ſollte durch ihr Vorgehen für die als legitim anerkannten Prinzen verhütet werden. Die Welt hat es erfahren, wie die Dinge nach Françoiſe's Tode wurden, als Orleans ſeinen ſchändlichen Handlanger Dubois nach einander Biſchof und Kardinal werden ließ. Natürlich nur dem Titel nach. Bei dem erſten mit der Bedingung: daß er einen Biſchof fände, der ihm die Weihe ertheile. Man ſagt, es habe ſich einer dazu herbeigelaſſen. Der Kardinal ward ihm in Folge von Hofintriguen von dem Regenten ertheilt, wie jeder andere beliebige Titel.

Welche Zeiten! welche Schändlichkeit überall, wohin man die Blicke wendet!

Das war denn doch eine eigenthümliche, beneidenswerthe Stellung, die auf den damals mächtigſten Herrſcher eine ſolche Gewalt auszuüben vermochte. Da ließ ſich denn wohl mancher Verdruß, manches Aergerniß hinnehmen und verſchmerzen. Wer würde deswegen in

das gemeine Leben ſich zurückbegeben wollen; wer wollte dem großen Looſe entſagen und dies nicht für eine moraliſche Erniedrigung anſehen?

Neben der Pflicht, der ſie ſich unterzogen, iſt es Françoiſe ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden, der unerſättlichen Macht ihres Gatten und Herrn die Spitze zu bieten, die jeden Augenblick ſich ſelbſt zu verzehren bereit iſt, wenn ihr ein ergiebiger Nahrungsſtoff ausgeht. —

Die fähigen Köpfe, mit denen ſich Ludwig umgeben hatte, die Colbert, Louvois, Turenne, Vauban, die ſeiner Regierung den hohen Glanz verliehen, der Welt Sand in die Augen ſtreuten und bei den Franzoſen zuerſt die „Gloire“ emporſproſſen ließen — wurden weder von ihm, noch vom Volke gehörig gewürdigt.

Nach ſeinem Wahlſpruche: „l'état c'est moi,“ eignete er ſich alle Erfolge zu; das Volk ſah in jenen Männern nichts, als die Handlungen unterwürfiger Diener eines Despoten.

Colbert's großes Talent — es darf hier nicht von wirklichen Verdienſten geſprochen werden — ſein ihm eigenes ſtaatsöconomiſches Syſtem auszuführen, und ſeine nach allen Seiten hin ſchöpferiſche Thätigkeit, die freilich des Volkes Pfennige nicht ſchonte, erbitterte dieſes in ſo hohem Grade, daß es des Miniſters Leichenzug ſtörte und an dem Todten Rache nehmen wollte.

Nachdem Colbert geſtorben, nahm die Lage eine an-

dere Wendung. Louvois, der Kriegsminiſter, trat an deſſen Platz und war damit „Premier,“ „Reichskanzler,“ wie man's heute nennen würde. Er hatte ein tüchtiges Heer geſchaffen, dem er es nicht an blutigem Exercitium fehlen ließ. Er war die eingefleiſchte Kriegsfurie. Ludwig war unerſättlich, wenn es neuen Eroberungen galt, und Louvois war unermüdet, dieſen Heißhunger wach zu erhalten, ſtatt zu ſeiner endlichen Stillung die wirkſamen Mittel zu ergreifen. Seine Raubzüge in den Niederlanden, der Pfalz, im Elſaß, die Plünderung und Zerſtörung von Heidelberg, Worms, Speier, Mannheim ſind die beredten Zeugen von des Himmels Langmuth, der dieſe Abſcheulichkeiten geſchehen ließ.

Hier war Françoiſe ohne jeden Einfluß auf ihren Gemahl. Wie ließe ſich denken, daß ſie mit Louvois die gemeinſchaftliche Sache ergriffen hätte, nach Allem, was wir von ihrem bisherigen Leben erfahren und unſern Leſern getreulich berichtet haben!

Louvois ſah jedoch wohl ein, daß ihm in der Gemahlin ſeines Herrn mit der Zeit ein Widerſtand erwachſen könne, der ihn zum Weichen brächte. Er erlaubte ſich anzügliche Bemerkungen, Mahnungen an den König, Verdächtigungen, und ging ſo weit die Heirath, da ſie nun einmal geſchehen, wenigſtens öffentlich zu verläugnen.

Das ging zu weit. So ließ Ludwig nicht mit ſich ſprechen; auf ſolche Weiſe nicht in ſeine Handlungen

eingreifen, die ihn rein perſönlich angingen und mit dem „l'état c'est moi“ nichts gemein hatten.

Der bisher allmächtige Miniſter empfing eine Behandlung wie der letzte Hofſchranze.

Er hatte alle hohen Aemter und Intendanturen in ſich vereinigt, und ſo waren auch die königlichen Bauten ihm untergeordnet.

Bei der Beſichtigung des Parkſchloſſes Trianon in Verſailles, fand der König, daß ein Fenſter zu groß angelegt war, und ergriff dieſe Gelegenheit gegen Louvois, der ihn begleitete, eine beſchimpfende Rede auszuſtoßen, und ſich ſchnell entfernend, ihm nicht das Gehör ſeiner Entſchuldigung zu gönnen.

Der Gekränkte ſoll, den Ort und die Anweſenden vergeſſend, den verzweifelten Ausruf gethan haben: „Ich bin verloren, wenn ich ihn mir nicht durch einen neuen Krieg vom Leibe halte!“ —

Es war andern Tages, im Gemache der Marquiſe von Maintenon, als er dem König Bericht von den Maßregeln erſtattete, mit der Moſelarmee vorzugehen und Trier einzuäſchern.

Da flammte die Marquiſe, die Gemahlin des Königs, wie ein Wetterſtrahl auf, und lag mit einem Wurfe zu ſeinen Füßen, die Hände über dem Kopfe ringend, in voller Verzweiflung.

Schnell traf ſie das eiſige Wort Louvois: „er habe um dem König Gewiſſensunruhe zu erſparen, den Be-

fehl zur Einäſcherung der Stadt bereits, ohne deſſen Vorwiſſen ertheilt.

Ludwig hatte bis dahin geſchwiegen; jetzt ſprang er auf, ergriff eine Feuerzange am Kamin und holte einen Hieb gegen den Miniſter aus, den die Marquiſe auffing und ihn zur Thür hinausdrängte.

Louvois ſtarb aus Aerger, vergiftet, wie man ſagt, kurz, die Welt ward von dem blutſchnaubenden Menſchen befreit, der gleich der Peſt Leichen auf Leichen häufte, um den erbärmlichſten Nutzen für ſeinen verwünſchten Hochmuth zu ziehen. Ein Charlatan des Gräuels. —

Leben der Marquiſe von Maintenon.

Zweiter Theil.

Wir haben es bis zu dieſer Stelle mit Aeußerungen zu thun gehabt, die eine Bezeichnung „le Siècle de Louis XIV.“ in dem Sinne, die ihr gewöhnlich beigelegt wird, durchaus nicht rechtfertigen. Ich will jetzt meine Leſer nach einer andern Seite blicken laſſen, die eine Stelle in dem Gemälde einnimmt, welche jenen Namen mit Recht verlangen darf. Hier wende ich mich wörtlich an mein früher erwähntes Eſſay.

Trotz ihn verkleinernder Neider und Feinde, ward Racine als ein Dichter erſten Ranges anerkannt. Das Trauerſpiel „Brittanicus“ lag vollendet vor ihm und es bedurfte nur einer kleinen Arbeit, um es ausführbar

zu machen. Der dazu bestimmte Abend sah jedoch ein leeres Haus.

Die gewöhnlichen Zuschauer des Hotel de Bourgogne, die wohlhabenden Kaufleute der rue St. Denis waren dießmal nicht zugegen, weil sie dem Reize einer ersten Vorstellung nicht widerstehen konnten, die in einem der Volkstheater stattfand.

In dem Theater des Hotel de Bourgogne befand sich eine Bank gleich dem ehemaligen „Komödiantenbankel" vor dem Hofburgtheater in Wien, welche „le banc formidable" genannt wurde. Dort fanden sich die Autoren und Kritiker bei neuen Stücken ein, um ihre Meinungen darüber auszutauschen und zu loben oder zu verdammen. Bei der ersten Vorstellung des Brittanicus war Niemand zugegen. Nur Boursault, (wegen der wenigen Briefe an seine Babette zu den Klassikern gezählt), sah man allein im Parterre und Corneille der Große saß finster in dem Fond einer Loge.

Da konnte kein Interesse aufkommen; man wußte nichts von dem Erfolge zu berichten; die Neugier ward nicht angeregt und auch die acht folgenden Vorstellungen blieben daher unbesucht. Nur Boileau, der größte und anerkannteste Kritiker, neigte seine Perücke tief, umarmte Racine und rief ihm mit Emphase die Worte zu: „Voilà ce que vous avez fait de mieux!" Diese Huldigung vor aller Welt übertönte den Tadel, daß der fünfzehnjährige Brittanicus ein zu junger Held

für eine Tragödie und Nero zu grauſam geſchildert ſei. Jetzt forſchte man nach den Eigenſchaften des Stückes, welche, nach Boileau's Ausſpruch, alles Andere, was der Dichter bis dahin geſchaffen, verdunkeln ſollten.

In einem wirklich ſo ſchönen Werke, wie Brittanicus, war dies nicht ſchwer. Bei der nunmehr hervorgerufenen Abſicht, Schönheiten zu finden, drang auch der minder geübte kritiſche Geiſt etwas tiefer als gewöhnlich in das Werk und man war erſtaunt, kühne Gedanken in einer Weiſe ausgedrückt zu finden, wie ſie nie zuvor bei Racine bemerkt wurde.

Die Hofleute unterließen nicht, durch das Recitiren einen hellen Wiederhall in den vergoldeten Sälen von Verſailles zu erregen. Die Verſe:

„Pour toute ambition, pour vertu singulière,
Il excelle à conduire un char dans la carrière,
A disputer des prix, indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux romains,
A venir prodiguer sa voix sur un théâtre,
A réciter des chants, qu'il veut qu'on idolâtre;
Tandis que les soldats, de moments en moments,
Vont arracher pour lui les applaudissements“ —

welche Nero charakteriſirten, machten auf Ludwig XIV. einen ſolchen Eindruck, daß er den Entſchluß faßte, nie mehr in Balleten, wie er früher gethan, aufzutreten, und obgleich er nur „le Soleil“ oder „Apollon“ und dergleichen vornehme Perſonagen darſtellte, ſo fand er es fortan, durch Racine belehrt, unter ſeiner Würde,

den Sonnenhelm oder die Lorbeerkrone auf eine Perücke zu drücken, die nur dazu bestimmt war, die ehrwürdigen Goldreife Dagobert's und Childerich's in ihrem Lockenwald zu verbergen. —

Neben Racine stand nur noch Corneille. Dieser steht in seiner rauhen Stärke, in seiner ruhigen Einfachheit nicht über ihm. Man kann auf sie Beide ein Wort anwenden, welches Jean Paul bei dem Vergleiche von zwei anderen Größen einmal äußerte: „Sie stehen nicht über, sondern neben einander — Beide nehmen zwei abgesonderte Gebirgsspitzen ein."

Was aber Corneille als Dichter auszeichnete, das besaß er auch im Leben.

Ihn erfreute sein Ruhm. Allein nie begehrte er darnach, sich von dessen Fittigen über die Gränze, die seinen Verhältnissen durch die Geburt gezogen war, in eine Region tragen zu lassen, die ihn der Gefahr des Ikarus hätte aussetzen können. In diesem, im eigenen Gehege, blieb er von Neid und Mißgunst, von Bosheit und Verfolgung unangefochten. Bürgerliche Genügsamkeit und würdevolle Entsagung woben ein dichtes Netz um sein Dichterdasein, welches die Moskitostiche der Feinde abhielt und nur dem sanften Duft der Anerkennung und des Beifalls das Eindringen gestattete. Corneille erscheint neben Racine gleich einem durch innere Kraft gestählten Herzen. —

Dem Herzen Racine's hatten alle menschlichen Lei-

denſchaften ihr Geheimniß im Stillen anvertraut. Bei dem Einkleiden einer Nonne weinte er wie dieſe ſelbſt, aber ebenſo konnte er mit dem Mädchen weinen, das der Geliebte verlaſſen hatte. Die geiſtreiche Sevigné ſagte von Racine in ihrer frivolen Weiſe: „Er liebt Gott, wie er ſeine Mädchen liebte, und iſt für die heiligen Dinge ebenſo erglüht, wie er es früher für die profanen geweſen iſt.“

Racine hatte das nicht ſeltene Schickſal, daß ihm aus ſeinen Neidern Feinde wurden; aber er beſaß auch das unſelige Talent, ſich mit ſeinen beſten Freunden zu überwerfen.

Der große Molière, der vom König und dem Hof hochgeſchätzte Schauſpieldirector, hatte nicht nur Racine's Erſtlingswerk: „Die feindlichen Brüder,“ zur Darſtellung angenommen, ſondern er ſelbſt ſpielte darin.

Als nun aber Racine mit ſeinem „Alexander“ herausrückte, erzürnte er Molière dadurch, daß er das Stück nicht ihm, ſondern der mit ihm rivaliſirenden Truppe des Hotel de Bourgogne überließ. Der Gedanke an ſeine wichtige Stellung zum Hofe, zum Könige, zu deſſen Gemahlin umnebelte Racine ſo ſehr, daß er glaubte mit den Erſten, wie gleich und gleich, verhandeln zu dürfen.

Seine „Berenice“ widmet er Colbert, dem allmächtigen Staatsmann. In der Vorrede heißt es: „Auch die geringfügigſten Dinge, welche dem Ruhm

des Königs dienen, oder ihm Vergnügen machen, ſind Ihnen, Monſeigneur, von Wichtigkeit.“ — Wer ſähe nicht, daß die ſcheinbare Beſcheidenheit, welche in dem Vergleiche der Berenice mit den geringfügigſten Dingen liegt, in dem Nachſatze durch einen unmäßigen Stolz reichlich aufgewogen wird. —

Aber der Fall folgte dieſem Hochmuth auf dem Fuße. Die Italiener, „les bouffes,“ brachten eine Parodie der Berenice auf ihre Scene, und Racine, der ſich durch dieſe Ausübung eines Rechtes, welches den fremden Hanswurſten zuſtand, in ſeiner eigenen Perſon lächerlich gemacht glaubte, beſchwor Himmel und Erde gegen die Komiker, und als dieſes nichts half, drohte er mit dem Entſchluſſe, das Dichten aufzugeben. Der nach Zerſtreuung jeder Art lüſterne Hof hatte bei der Parodie ebenſo ſehr gelacht, als bei dem Trauerſpiele geweint, und da das Vergnügen bei jener Wirkung überwiegender war, ſo überhörte man die Drohung und überließ es dem Dichter, ſich durch ein neues Werk wieder in Erinnerung oder durch ſein Schweigen in ewige Vergeſſenheit zu bringen.

Racine war ſo geſcheit, das erſtere zu wählen. Er ſchuf, nicht ohne Beziehung auf die am Hofe beſtehenden Verhältniſſe, die Tragödien: „Bajazet,“ „Mithridate,“ „Iphigénie en Aulide.“ Eine ununterbrochene Reihe großer Erfolge, die ſeine Feinde zu einer Verſchwörung gegen ihn aufſtachelten, die von ihm

allein nicht bewältigt worden wäre, wenn ihm nicht unerwartet ein glänzender Stern neuer Hoffnung, neuen Glückes geleuchtet hätte.

Kaiser Karl der Große hatte die Gebeine des heiligen Cyrus (St. Cyr) nach Frankreich gebracht. Der Name hat eine symbolische Bedeutung, wie etwa der Cid, Herr; nur noch höher. Cyrus bedeutet griechisch: Kraft, Macht; persisch: chur, die Sonne, daher der König-Cyrus; hebräisch Koresch und so mehr.

Zuerst wurden die Reliquien nach Lyon, dann an verschiedenen Orten und zuletzt in Compiegne, dem bis zur Stunde oftgenannten Jagdschlosse, untergebracht. St. Cyr wurde als Stifter des Ordens vom Berge Carmel, oder als Abt dieses Ordens verehrt.

Die Abtei von St. Cyr, die wenigen Mönche, die in dem weitläufigen Gebäude wohnten, wurden nach einem Kloster ihres Ordens verpflanzt, und die Marquise von Maintenon ihrer eigenen, von Nahrungssorgen und Gefahren umgebenen Jugend gedenkend, gründete ein Asyl für bedrängte, schwankende, jugendliche Seelen. Vor der Ausführung des Planes hatte sie gelehrte Männer, Priester und Rechtsgelehrte zu Rathe gezogen, die ihr Beispiele aus der Geschichte von ähnlichen Vereinen, zu gleichen Zwecken gestiftet, anführten.

Dadurch in ihrem Vorhaben bestärkt, widmete sie der

„Maison de St. Cyr“ die zärtlichſte Fürſorge, eine wahrhafte Mutterliebe. —

Um den jungen Mädchen eine ſchickliche Erholung zu gönnen, wurden allerlei Verſe angefertigt, hausbackene Waare, im Hauſe ſelbſt verfaßt, und für den Bedarf nothdürftig eingerichtet, und der Jugend erlaubt, dieſe Sachen auswendig zu lernen, und laut vorzudeclamiren.

Die Ergötzlichkeit war vom Lehrerperſonal erfunden, und wurde vor dem Könige, der Frau Marquiſe und einigen, zur Intimität gehörigen Perſonen aufgeführt. Es war nicht zu verwundern, daß ſich auf dem allerhöchſten, den übrigen höchſten, und hohen Antlitzen die gräßlichſte Langweile malte. Man fand, daß einige der jungen Damen ſehr ſchön rezitirten, und mit Verſtand und Gefühl begabt ſeien, allein man bedauerte, daß ſie keine beſſere Gelegenheit erhalten hatten, dieſe Vorzüge im rechten Lichte zu zeigen.

Man ſprach davon, aus den größten und beſten Dichtern Fragmente zu wählen und dieſe von den Damen declamiren zu laſſen. Allein die Wahl mußte eine ſehr ſtrenge, wohl überlegte ſein und verſprach wenig Ausbeute, da die größten Schönheiten nur ſtets die Verherrlichung ſinnlicher Leidenſchaften enthielten, wie es ſich durchaus nicht mit der Erziehungsanſtalt vertrug. Da kam Frau v. Maintenon auf einen glücklichen Gedanken. Sie hatte ſtets ihre Gunſt über Racine ausgebreitet und feindſelige Angriffe auf ihn

hatten ihr großes Mißfallen erregt. Hier war der Moment gekommen, ihm Gelegenheit zu einem neuen Triumphe zu bereiten, bei dem er zugleich den giftigen Einflüſſen von Außen gänzlich entrückt war. Er ſollte eine Dichtung für die Damen von St. Cyr liefern, deren Erfolg nur von dem Beifall der Majeſtät und ihrer engſten Umgebung abhängig ſein würde, in deren Strahlenglanz keine mißliebige Kritik Eingang fände, noch viel weniger aber ſich nach Außen, für das profanum vulgus, entladen dürfte. Die Frau von Maintenon ließ Racine kommen und beſtellte bei ihm ein Gedicht in Abſätzen, Geſängen und Strophen, wozu ſie ihm das Thema „Eſther" gab, deren Schickſal ſie in einigen Stücken gern mit dem ihrigen verglich. —

Racine ging überglücklich an die Arbeit. Wie von ſelbſt nahmen die abgeriſſenen Strophen und Geſänge einen innerlich zuſammenhängenden Gang, und aus den geübten Händen des Dichters gleitete ein einfach rührendes, von reizenden Verſen erfülltes Drama auf das Papier, welches aus dem alten Buche „Eſther" manchmal wörtlich geſchöpft war. Als Racine ſein Werk der hohen Gönnerin überreichte, wurde ſie von der dramatiſchen Form unangenehm berührt, ſöhnte ſich aber nachher damit aus, als ſie den ſchönen Inhalt kannte, und unterzog ſich mit innigem Vergnügen der Mühe, das Stück ſelbſt den geliebten Zöglingen einzuſtudiren.

Das war ein buntes Treiben in dem ſonſt ſo regel-

mäßigen Hauſe von St. Cyr, wie es nie erlebt worden war. Alles war von Eifer durchdrungen, und die Fräulein freuten ſich noch nebenbei über die ſchönen Coſtüme. Mademoiſelle de Caylus, die im Hauſe erzogen und erſt ſeit Kurzem daraus entlaſſen war, drang in die Patronin des Inſtituts, ihr doch auch eine kleine Rolle zuzutheilen.

Es war keine Möglichkeit dazu vorhanden, alle Rollen waren bereits auf die ſchicklichſte Weiſe vertheilt und keine Freundſchaft reichte ſo weit, ſeine Rolle für die frühere Gefährtin zu opfern. Frau v. Maintenon hätte ſehr gewünſcht Demoiſelle de Caylus zu verbinden, welche ſich der Thränen nicht enthalten konnte und in ihren ſchönen, halbaufgelöſten Flechten einer büßenden Magdalena gleichſah. Der weiche Poet blickte mit inniger Theilnahme auf das reizende Mädchen, und richtete alle ſeine Denkkraft darauf hin, wie er hier Hilfe bringen könne. Die ganz abſonderliche Gelegenheit, die nie dageweſene Erſcheinung, der Ort, Alles ſchien hier eine poetiſche Einleitung zu erheiſchen. Hatte er es in der Tragödie ſelbſt nicht an Anſpielungen fehlen laſſen, die für die Marquiſe de Maintenon feine Complimente enthielten, ſo bot ſich ihm jetzt noch eine Seite dar, ſolche directer und wirkſamer an ihre Adreſſe gelangen zu laſſen. Eſther ſollte einen Prolog erhalten und zwar einen, der im Coſtüme vorgetragen würde.

Die ſchöne Magdalena ſteckte ihre Flechten auf und

befeſtigte einen weiten Schleier daran, die Rührung und die Thränen im Blicke aber entfernte ſie nicht, und ſo trat ſie vor die hohe Verſammlung und ſprach im Charakter der „Piété“ den ſchönen Prolog, den Racine mit feiner Galanterie für das reizende Kind verfertigt hatte und der nunmehr wahrhaft geſchickt die Tragödie einleitete.

Der König, die Damen, die Hofleute waren entzückt. Man urtheilte übereinſtimmend, daß nichts Schöneres und Rührenderes jemals geſehen worden ſei. Alles zerfloß in Thränen. Die Frau Marquiſe wurde mit Lobeserhebungen überſchüttet, weil ſie zu dieſem Feſte Veranlaſſung gegeben und bei der Ausführung ſo thätig mitgewirkt hatte. Alles, was man ihr ſpendete, ließ ſie mit graziöſer Beſcheidenheit auf den überglücklichen Racine niederſtrömen, der von nun an ihr erklärter Günſtling wurde.

Der Dichter wurde bei den ſogenannten „petites réunions“ zugelaſſen, und das war eine Gunſt, nach welcher die angeſehenſten und vornehmſten Perſonen vergeblich angelten.

Damit das Publicum über dieſe Tragödie, mit welcher eine neue Epoche für das franzöſiſche Theater anzubrechen verſprach, ſein Urtheil ausſprechen könne, wurde den Zöglingen des Hauſes von St. Cyr die Erlaubniß zum Drucke gegeben; allein mit dem Beiſatze, daß die Dichtung nicht als Tragödie auf dem Titel bezeichnet werden dürfe, um jeden Anſtoß zu vermeiden, den dieſer

der profanen Kunſt entlehnte Titel erregen könnte. Man gerieth darüber in eine kleine Verlegenheit, da das Kind doch einen Namen haben mußte. Das den Damen ertheilte Privilegium half ab; es gab folgende Bezeichnung an: „Esther, ouvrage de poésie, tiré de l'écriture sainte, propre à être récité et à être chanté.“

Racine befand ſich wohl in ſeinem neuen Verhältniß. Die Sonne, in deren Strahlen er ſich wärmte, war die belebende Macht an dieſem Hofe. Frau v. Maintenon ſchätzte den Dichter wahrhaft, ſie traute ſeiner Ergebenheit, ſeiner Aufrichtigkeit. Er hielt ſich fern von den Intriguen, er lebte ſtill ſeinen Studien, er war wohl bewandert in der heiligen Schrift und ſeine Verſe athmeten ſtrenge Religioſität und laſen ſich, als hätte man die Capitel des alten Teſtaments mit wohlklingenden Reimen verſehen und ſie in die federgleich zuklappenden Cäſuren gefügt, um ſie als hochtönende Alexandriner vor der modernen Welt Parade machen zu laſſen. Dieſe Regeneration frommer Sprüche und heiliger Wahrheiten erſchien der ſtrengen Marquiſe als ein ſehr verdienſtliches Werk. Racine, dem eine ſolche Gunſt der Geſinnung nicht entgangen war, dachte zwar nicht daran, ſich dadurch große leibliche Vortheile für ſeine Stellung zu erringen, aber ſein Stolz wurde erregter und ſein Selbſtbewußtſein, welches daraus erwuchs, bereitete ihm arge Täuſchungen.

Im Beſitze ſo hohen Vertrauens, täglicher Zeuge der

intimſten Geſpräche über die Verwaltung, über die politiſchen und diplomatiſchen Beziehungen Frankreichs, öffnete ſich ſeinem leicht erregbaren Geiſt eine neue Scene, die ſein poetiſcher Sinn mit Tragödienfiguren bevölkerte, die er in dramatiſchen Rapport zu einander ſetzte und in Conflicte brachte, zu denen er endlich als „bühnenkundiger“ Mann eine rechte und gerechte Entwicklung und Löhnung zu finden bemüht war. In dieſer Chimäre beſtärkte er ſich ſo, daß er am Ende daran glaubte, ſich eine hohe ſtaatsmänniſche Divination zuſchrieb, und feſt vertraute, die Welt werde ſich nach ſeinen müßig erſonnenen Hirngeſpinnſten geſtalten: ein Fehler, in welchen gar oft Gelehrte und Dichter fallen, wenn ſie das Reich gelehrter Forſchung und poetiſcher Träumerei verlaſſen und aus ihrem magnetiſchen Halbſchlafe in den Zuſtand praktiſcher Clairvoyance zu gelangen vermeinen.

Die bunteſten Pläne durchkreuzten den Kopf des Dichters; überall mochte er eingreifen, Mißbräuche abſtellen, auf Verbeſſerung dringen. Er theilte ſeiner hohen Beſchützerin Vieles davon mit und ſuchte ſie dafür zu intereſſiren. Ihr kühler Verſtand erkannte jedoch in Allem Racine's Unzulänglichkeit, und ſie hatte nur immer einen und denſelben Rath für ihn in Bereitſchaft: ſich um ſolche Dinge nicht zu kümmern, weil er dadurch Intereſſen verletze, die ihn um die Gnade des Königs bringen könnten. Dies reizte Racine's Empfind-

lichkeit; es war ihm unerträglich mit Allem an der Schwelle abgewieſen zu werden. Da gerieth er auf einen, wie er meinte, glücklichern Einfall. Die fromme Frau Marquiſe hätte ein weiches Herz, ſtets offen und empfänglich, wenn es von dem Elende, welches die unteren Claſſen drückt, berührt wurde. Dieſes Elend wollte er zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen machen, er wollte in die Hütten und Höhlen des Jammers ſteigen, wo Hunger, Krankheit, Verwahrloſung brüten und das herrliche Ebenbild Gottes ſelbſt dem Mitleide entziehen und zum Scheuſale werden laſſen, zum Fluche der Geſellſchaft durch Ehrloſigkeit und Verbrechen. Dann wollte er den Urquellen dieſer erbarmungswürdigen Zuſtände nachſpüren und die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des Königs aufrufen, ſie auf ewig zu verſtopfen.

Als er dieſen Gedanken mit großer Empfindſamkeit vor ſeiner Gönnerin in beredter Weiſe entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß ſein Vortrag ein gewiſſes Wohlgefallen in ihr hervorrief; als er jedoch davon ſprach, den Gegenſtand in einem gedruckten Memoire dem König zu Füßen zu legen, zogen ſich ihre ſchönen Brauen zuſammen und ihre Miene verrieth Beſorgniß und Bedächtigkeit. —

Seit der Aufführung der „Eſther," waren nun ſchon zwei Jahre verſtrichen und Racine wurde daran gemahnt, ſein müßiges Dahinſchlendern am Hofe durch ein

ernſthaftes Stück Arbeit wieder einmal zu unterbrechen. Die Frau Marquiſe übergab ihm eines Tages die heilige Schrift, wo die Capitel 9. 10. und 11. des „vierten Buches der Könige“ aufgeſchlagen waren. Dieſe ernſte Beſchäftigung ſollte dem auf fremden und unpaſſenden Gebieten herumſchweifenden Genie wieder einen beſtimmt begränzten Spielraum gewähren und zugleich einem längſt gehegten Wunſche der frommen Frau entſprechen. Frau von Maintenon reſumirte den Inhalt in folgender Weiſe: „In derſelben Stadt leben zwei Geſchlechter der königlichen Race, getrennt durch Haß und Blutvergießen. Das eine ſitzt ſiegreich auf dem Thron, der Abgötterei verfallen; das andere iſt überwunden, aber im Beſitze der Nationalreligion. Im Tempel wird ein Kind, der königliche Sproß, geheimnißvoll bewahrt. Nach außen aber drängen Uſurpation und Recht, Religion und Götzendienſt unwiderſtehlich auf einander los und über Allen waltet der ewige Wille Jehovah's, des Gottes der Rache. Hier das in den undurchdringlichen Schleiern des Allerheiligſten aufbewahrte königliche Kind Joas; dort die mit aller irdiſchen Macht bekleidete, blutige Königin Athalia, dem Baal opfernd. Nach Gottes ewigem Rathſchluſſe war die Erhaltung des Knaben Joas, jedoch nicht, damit er dereinſt König werde, ſondern damit aus ihm, die unmittelbare Nachkommenſchaft ſich fortpflanze, aus welcher der Heiland geboren werden

ſollte. Mit dem Knaben Joas beſteigt einer der Ahnherrn des Meſſias den Thron, nach dem alle Gerechten ſeit dem höchſten Alterthume ihre hoffnungsvollen Blicke richteten.“

Welch eine Aufgabe für Racine! Mit aller Kraft ſeines Geiſtes durchdrang er ſie, um ſie ſeiner würdig zu vollenden. Plötzlich zerſtoben ſeine Welt- und Staatsverbeſſernden Ideen und wie bei den Dissolving-Views verſchwammen alle ſeine hängenden phantaſtiſchen Gärten voll philanthropiſcher Aſyle, Spinnhäuſer, Volkswerkſtätten, Spitäler und durch ihre zerfahrenden Linien brach die Pracht des Salomoniſchen Tempels in feſter Form; der Hoheprieſter trat aus dem Gezelte, welches die Bundeslade den Blicken entzog, und die Stimmen der Jungfrauen vermählten ſich mit den Klängen der Saitenſpiele.

Racine wurde nicht mehr geſehen; Tagelang ſaß er an den Schreibtiſch gebannt und warf Verſe auf das Papier, die zu den ſchönſten gehören, welche in dem franzöſiſchen Sprachgebiete gehört wurden. Aber in dieſer Einſamkeit überfloß manchmal ſeine Seele von lange niedergekämpfter Bitterkeit und ein Groll machte ſich Bahn, den früher erfahrene Unbill erzeugt hatte. Er ſelbſt täuſchte ſich über manches Harte in ſeinen Aeußerungen, wenn ſeine fließenden, harmoniſchen Verſe nur die Härte umhüllten. An dieſen ſelbſt würde jede Härte vor der unbarmherzigen Feile gewichen ſein; die

Härte aber der in den Verſen niedergelegten Gedanken that ihm wohl, und dünkte ihm eine erlaubte Rache.

So hatte er denn auch, neben manchem Andern, folgende Verſe ſtehen laſſen, die er dem lieblichen Judenmädchen Salomith in den Mund legt:

Hélas, dans une cour où l'on n'a d'autres lois,
Que la force et la violence,
Où les honneurs et les emplois
Sont le prix d'une aveugle et basse obéissance;
Ma soeur, pour la triste innocence,
Qui voudrait élever la voix?

Dieſe Verſe, auf den Hof Athalia's angewendet, hatten durchaus nichts Anſtößiges; allein unter den obwaltenden Umſtänden konnten ſie einer für Racine ſehr gefährlichen Deutung kaum entgehen. Dieſe und ähnliche Stellen waren nach Außen gedrungen; man wußte nicht wie. In den Paläſten haben die Wände Ohren, wie das Sprichwort ſagt. Vielleicht hatte Racine im einſamen Studienzimmer ſeine Verſe ſelbſt recitirt, vielleicht hatte er ſie einem vertrauten Feinde mitgetheilt. Wer ſein Geheimniß verrathen ſieht, trägt allein die erſte Schuld. Seine Freunde drangen in ihn, dieſe Ausbrüche zu unterdrücken; man gab ihm zu bedenken, daß er ſeine ehrenvolle Stellung dadurch in Gefahr bringe; er gab nach und ſtrich.

Allein der leiſe Wind, der große und kleine Neuigkeiten auf ſeinen Schwingen den Mächtigen zuträgt, war auch hierbei auf gewohnte Weiſe geſchäftig geweſen

und hatte gegen das neue Trauerſpiel „Athalie“ eine Mißſtimmung hervorgerufen, welche ihm alsbald die erſten Schritte erſchwerte. Es waren keineswegs Intriguen, ſondern der Dichter ſelbſt war es, der es verhindert hatte, daß das Werk wie Eſther in dem Hauſe von St. Cyr zur Darſtellung kam. Allein ganz aufgegeben durfte es deßhalb nicht werden und Frau v. Maintenon ſetzte es durch, daß es in ihren Zimmern zu Verſailles, von eben jenen Fräulein von St. Cyr, jedoch nicht im Coſtüm, ſondern in ihren gewöhnlichen Kleidern dargeſtellt werden dürfe. Der Erfolg war wieder ſo glänzend, daß der Vorſtellung alsbald in derſelben Weiſe eine zweite folgte. Damit aber war es aus; Racine's Stern war untergegangen. —

Erſt elf Jahre ſpäter wurde an Athalie gedacht. Die Aufführung fand in St. Cyr ſtatt, und ein Schauſpieler von Profeſſion, der alte Baron, ſpielte den Hohenprieſter Joad und verſah zugleich das Amt eines Regiſſeurs, wie man es heutzutage nennt.

Alle übrigen Rollen füllten Standesperſonen aus. Athalie gab die Präſidentin von Chailly, Abner der Herzog von Orleans, Joſabeth die Herzogin von Bourgogne, das königliche Kind Joas war der junge Graf d'Eſpare, den Götzenprieſter Nathan gab der Herzog von d'Ayen, die liebliche Salomith ſang die Gräfin von Noailles und Zacharias war ein Herr von Champeron. —

Racine war inzwiſchen in jener langen Zeit poetiſcher Unthätigkeit wieder in ſeine politiſchen Träumereien gerathen. Das Elend des Volks lag ihm am Herzen; er glaubte wieder einmal an ſeinen Einfluß, an ſeine Stellung, an ſeinen ruhmvollen Namen. Er führte den lang gehegten Vorſatz aus, und ſchrieb eine umſtändliche Abhandlung über die Urſachen des Elends im Volke, in welcher er Mißbräuche der Verwaltung aufdeckte und Vorſchläge zu ihrer Abſtellung machte. Er zweifelte nicht, daß man ihn hart angreifen würde, aber er hatte ſich ſchon gewappnet dieſen Gegnern ſchlagend entgegen zu treten. Daß der König ihn vor ſich beſcheiden werde, ſtand bei ihm feſt. Er ſchwelgte in der Hoffnung, dann Gelegenheit zu haben ſeine Anſichten näher zu begründen und ſeinen Anklagen größeres Gewicht zu verleihen. Dieſe Vorausſicht einer mündlichen Erörterung mit dem König erfüllte ihn mit unſäglichem Glück und dieſer Moment erſchien ihm als das höchſte Ziel ſeines Lebens.

Aber die erſten Tage vergingen; zwei Wochen rannen dahin; Niemand bekümmerte ſich um ihn. Die Abhandlung über das Volkselend hatte auf dieſes ſelbſt keine Wirkung geübt, aber den Verfaſſer ſehr elend gemacht.

Der Dichter, der den Hof und das Volk zu ergötzen verſtanden hatte, wurde überhört, wenn er ſich

anmaßte, auf einem ihm fremden Gebiete, mit rauher Kühnheit seine Stimme zu erheben.

Er hatte nicht den Muth, seiner hohen Gönnerin mit directen Fragen entgegenzutreten, und leichte Anspielungen, welche die Farbe des Unmuths nur zu sehr zur Schau trugen, wurden, um ihn noch tiefer zu verwunden, keiner Antwort gewürdigt.

Es war eine peinliche Spannung in alle Beziehungen Racines gefahren, die Fäden, die ihn an das Hofleben banden, erschienen so gespannt, daß sie in nächster Zeit reißen mußten. Eine Einladung zu einer petite réunion war seit lange nicht mehr erfolgt; an einem schönen sonnigen Tage wurde Racine damit überrascht. Es war wie ein freundlicher Sonnenblick über die vom Herbst fast schon entblätterte Landschaft. Der Dichter hob wieder einmal stolzer das Haupt und er mochte wohl denken, was ein Jahrhundert später ein Dichter einer andern Nation aussprach: „Es soll der Dichter mit dem König geh'n!"

In der Zeit bis zur anberaumten Stunde zerarbeitete sich Racine mit allen nur erdenkbaren Möglichkeiten: was der König von ihm noch werde wissen wollen; welche spezielle Vorschläge ihm abverlangt werden würden; zu welchem Minister er gewiesen werden dürfte, um in der Sache weiter vorzugehen; ob der König vielleicht in höchst eigener Person, nach dem üblichen Ausdrucke, mit ihm — Racine — arbeiten

würde; er dachte daran, wie er dieſer Huld gegenüber ſich benehmen ſollte, und war im Voraus ganz erfüllt von der regſten Dankbarkeit. So nahte der Augenblick heran.

Es waren nur wenige der vertrauteſten Umgebung bei der Marquiſe verſammelt; für Racine war darum die Ehre deſto auffallender. Der König machte mit der Dame des Hauſes einen Gang in den Garten und die Letztere lud durch eine leichte Handbewegung den Dichter ein, zu folgen. Erwartungsvoll, mit hochklopfendem Herzen ſchritt er unter den Bäumen, an der Seite des großen Monarchen. Die Maintenon war beſorgt um ihren armen Schützling geweſen, dem der König keine Aufmerkſamkeit mehr zu ſchenken geneigt war; es hatte ſie gefreut, daß ſie endlich einmal wieder die Gelegenheit herbeigeführt ſah, dem König den Dichter zu nähern, und ihr Beſtreben ging darauf aus, dieſen wieder in den ihm gebührenden Wirkungskreis durch eine ſtarke, mächtige Hand gewieſen zu ſehen, welcher er keinen Widerſtand zu leiſten im Stande wäre. Sie wollte dann alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel anwenden, ihn in dieſem Kreiſe dauernd zu erhalten und ihm Luſt und Muth zu entziehen, darüber jemals wieder hinauszuſchweifen.

„Der König iſt unzufrieden mit den Schauſpielern,“ fing Frau von Maintenon an, nachdem ſie unbelauſcht in dem tiefen Boskett ſich befanden, „das Trauerſpiel

und immer das Trauerſpiel! Warum fehlt das Luſtige? Wie unterhielt es uns, als es Ihnen einfiel, „les plaideurs“ zu dichten. Seit Jahren hat uns nichts mehr der Art erfreut.“

Racine erſtickte faſt, als er dieſe Worte vernahm Er war keiner Antwort fähig und überdachte, ob er vielleicht von dieſem Felde nicht mit kühnem Schwung, auf ſein Schlachtroß, das Volkselend, ſich ſchwingen könnte. Da er aus unerklärlicher Beſtürzung kein Wort vorbringt, nimmt der König, das Thema fortſpinnend, mit feſterer Betonung das Wort:

„Wir ſind im Verfall: und unſer berühmter Eſpri ſpaziert fort! Unſer Luſtſpiel ging ſeit zwanzig Jahren immer mehr herunter. Es iſt nicht mehr anzuſehen, Woher kommt das? Ich will es von Ihnen wiſſen, der ſich mit dieſen Dingen ſein Lebenlang ernſtlich beſchäftigt hat.“

Racine konnte hier nicht mehr ausweichen. Er war überraſcht durch die Frage und mußte ſeine, auf ganz andern Wegen herumſchweifenden Gedanken mit größter Schnelligkeit in ein neues Treffen ſammeln und ſie ſchlagfertig machen. Mit verlegener Miene und zweifelhaftem Tone ſprach er:

„Der Grund, Sire, iſt in Verſchiedenem zu ſuchen. Molière iſt ziemlich abgeſpielt; man kann ihn nicht alle Abende geben. Seit er todt iſt, will aber Niemand mehr in ſeinem Genre dichten, weil man ihn nach dem

Urtheile der Menge niemals erreichen würde. Die comédiens ordinaires ſind deßhalb in großer Verlegenheit. Um nur einigermaßen unſer lachluſtiges Volk zufrieden zu ſtellen und den Scherz nicht gänzlich verſiegen zu laſſen, greifen ſie nach allen alten Scharteken; ja, ſie entblöden ſich nicht, die erbärmlichen Poſſen Scarrons wieder hervorzuſuchen, die jeden Gebildeten aneckeln müſſen." —

Der unglückliche Name Scarron war kaum heraus, da wurde die Frau Marquiſe wie mit Scharlach übergoſſen und den König ſchauderte es, als wenn ihn eine Klapperſchlange geſtochen hätte.

Racine mochte in die Erde ſinken; die Gemahlin ſeines Königs, ſein Schutzengel bis dahin, ſteht als die von ihm tief beleidigte Wittwe Scarron vor ihm, die für ihren Mann ein mildes Almoſen erhielt, bei deſſen Empfang ſich Scarron die Ehre erbeten hatte, der „Krüppel der Königin" heißen zu dürfen.

Da ſagte der König mit ſtolzer Kälte: „Ich habe kürzlich von Ihnen, Monſieur, eine gewiſſe Schmiererei geleſen, in welcher Sie ſich bemühen, die Urſachen des Volkselends unter meiner Regierung zu entdecken. Die Poeten ſind gewöhnlich erbärmliche Staatsmänner. Wir leiden übrigens durchaus keine, ſelbſt indirekte Kritik unſerer Macht."

Racine verſuchte leiſe zu erwiedern: „Ich proteſtire, Euere Majeſtät —"

Aber der König fiel ihm ſchnell ein: „Was kümmern mich Ihre Proteſtationen, Monſieur! Bleiben Sie ein andermal in Ihrer Sphäre, und ſuchen Sie in Ihrem eigenen Intereſſe ſich mit andern Dingen zu beſchäftigen.“

Dies iſt wörtlich nach den handſchriftlichen Memoiren der Ninon de l'Enclos. — —

Dies geſagt, verabſchiedete ihn der König durch eine eigenthümliche Handbewegung, die nach dem Zeugniß von Zeitgenoſſen ihre Wirkung nie verfehlte, bei dem ſolchergeſtalt Entlaſſenen tiefſte Zerknirſchung hervorzurufen.

Bald darauf ſtarb Racine, an der Entziehung königlicher Gunſt.

Nun kamen für Ludwig die Tage der erzwungenen Entſagung. Seine Heere fanden im Felde überlegene Gegner, und ſeine böſen Ränke ſchlugen nicht mehr zu ſeinem Vortheil aus.

Er ſchloß ſich ab, und ſtarb langſam dahin, in ſeinem ſieben und ſiebzigſten Jahr.

Seine Gemahlin nahm eine beſcheidene Wohnung in ihrem Hauſe von St. Cyr, das in allen ſeinen Theilen wohlgeordnet und eingerichtet war und den Erzieherinnen und Lehrern überlaſſen werden durfte; die Marquiſe behielt ſich die Pflege der Kranken vor.

Es ist eine der heiligsten Pflichten; es ist der Grundpfeiler der ächten Menschenliebe, und entspringt einer besonderen Oekonomie des Herzens.

Die Marquise von Maintenon überlebte ihren Gemahl vier Jahre, und da sie drei Jahre älter war, starb sie im vier und achtzigsten, in der stillsten Zurückgezogenheit.

Das Leben dieser merkwürdigen Frau, mitten in einer Zeit des unsittlichsten Schwindels, in nächster Beziehung zu den Professoren der sieben Todsünden, in dem Gemengsel einer Gesellschaft, die nur noch bei'm Lästern an Gott dachte; umgeben von den Schulen der Bestechung und der gemeinsten Lüste; erscheint dem Auge des gewissenhaften Forschers, wie von einer höhern Mission geleitet — gleich einem Apostolat — ein Leben, aus dem man die Lehre für sich zieht: wie man für den Namen, den Ruhm und die Liebe Gottes des Herrn leben und sterben soll.

Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon, ruhe in Frieden.

Kurze Abfertigung und Mahnung.

Sagt mir, wie mögt ihr auf euerer erkämpften Höhe euch so sehr vergessen? Seitdem man Begriffe von Selbstachtung hat, bediente man sich nicht so

ſchmutziger Beſchimpfungen, ſolcher elenden Pamphlets, roher, verabſcheuungswürdiger Lügen und hinterliſtiger Ränke. Ihr fühlt euch, wie ihr ſelbſt ſagt und vorgebt, im Vollbeſitz der Macht, und bietet euern Witz, euern Kredit, euere Verehrer täglich auf, den Troß im Volke für euch zu mehren. Das thut ihr unter der Fahne: „Freiheit in Allem, für Alle!“

Aber euer Haß gegen die gläubigen Katholiken macht euch „Apoſtel der Freiheit“ zu Despoten; was ihr auf dem offenen Markte euerer Preſſe, in euern Clubbs und Verſammlungen nicht anbringen könnt, das laſſet ihr draſtiſcher auf der Bühne darſtellen, und hüllet die Glieder ſchmutziger Komödiantinnen, der gemeinſten Sorte, in Gewande, deren Anblick uns ſtets eine fromme Empfindung erregt; laſſet Mönche Polka und Cancan tanzen, und ſchleppt dieſe gemeinen Entſtellungen vor das Angeſicht eines lachluſtigen, vornehmen und geringen Pöbels.

Iſt es den Katholiken nun zu verdenken, daß ſie über dieſe Unbill erboſt werden? Daß ſie in ihrer Volkspreſſe denſelben Ton anſtimmen, und die Stärke ihres Aergers ihren Ausdrücken eine Präge verleiht, die vor dem Gebildeten nicht beſtehen kann? Kommt nun dazu, daß die Bevölkerung auf dem Lande eine wirkliche Entfremdung der religiöſen Sitte fürchtet, und dazu wohl berechtigt iſt; ſo läßt ſich leicht erklären,

warum die Sachen zur Zeit so und nicht anders in Süddeutschland stehen. —

Wenn wir uns nun hier auf dem lauten Markt euerer Presse euch gegenüberstellen, so denken wir nicht daran, in ein Schimpfturnen uns einzulassen. Und wahrlich, wählten wir auch die lüderlichste, gemeinste Beschimpfung, sie käme der Beschimpfung nicht gleich, die ihr uns nun so lange schon täglich an den Kopf werfet: „Wir seien vaterlandslose Landesverräther!“ Kann man schändlicher verfahren?

Als die Bayern zu euch stießen, frohe Kameradschaft schlossen, an der Beiwacht ganz „heimlich“ wurden, und an euerer Seite mitstritten und fielen: waren das die „vaterlandslosen Landesverräther?“ Fragten jene, fragtet ihr, welcher Religion?

Der Bischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup, sagt in einem offenen Briefe: „Die Franzosen verdanken ihre Niederlage allein ihrem Mangel an Wahrheitsliebe, ihrer Vergnügungssucht und ihrer unkatholischen Gesinnung.“

Wir führen weiter aus: sie verdanken es ihrer verderbten und entnervten Literatur. Darunter ganz nichtswürdiges Zeug. Die französische Nation wurde dadurch immer mehr herabgewürdigt, sie rannte durch eine blühende Gasse von Ausschweifungen aller Art, die jedem Manne von Ehre und Geschmack zum Vorwurf gereichen müssen, und die Folge war, daß selbst

beſſere Köpfe, edlere darf ich hier nicht ſagen, ſich zu Wagniſſen herabließen, um einem ſolchen Publikum zu gefallen.

Dieſe unmoraliſche Brunſt müſſen die Franzoſen jetzt theuer bezahlen. —

Hier ſtoßen wir auf einen mächtigen Unterſchied. Wir Deutſche raſen nicht nur ſo dahin, wir ſtreicheln das widerſpenſtige Roß mit der Hand, und ſetzen uns dann feſt im Sattel zurecht. Es koſtet nur einen Schritt, und man gewöhnt ſich an die außerordentlichſten Lebensverhältniſſe. Ob Luftballon oder Eiſenbahn, ob Tauben oder Poſtbote, ob ein reiſender Redacteur uns Dies oder Das vermittelt, wir fühlen uns ruhiger, weil wir uns ſelbſt keinen Vorwurf zu machen haben. Das iſt das Sicherheitsſchloß der allgemeinen Sittlichkeit, die den deutſchen Charakter umgibt. Mit der wachſenden Arbeit gegen den Feind wuchs zwar die Leidenſchaft, die Nothwendigkeit, das Urtheil zu ſchärfen; mithin auch die Sucht wichtig zu erſcheinen; der gute Wille ward mit Galle verſetzt; allein dies zuſammengenommen, verletzt nicht den Grundzug unſerer angeborenen Sittlichkeit.

Warum aber ſo gut geartet, durch Selbſtentſtellung einer Sucht verfallen, alles Ueberſinnliche allegoriſch zu deuten, oder dem craſſeſten Materialismus das Wort zu reden?

Von der Bibel ſprechen ſie im poetiſchen Sinn,

oder nach philoſophiſchen Begriffen, vom literariſchen Standpunkte, oder vom rationellen, nicht zu vergeſſen das „vertrauliche“ Element, das nur vollſtändig für die Eingeweiheten herauszufinden iſt, die im Stillen ihre wahre Meinung lachend ſich mittheilen.

Hiernach gibt es in der Skepſis keine Abſtufung mehr. Entweder — Oder: Der Menſch iſt Gott, nach der Lehre der Rationaliſten — der Gott ward Menſch, nach der Lehre der Kirche.

Da leſen wir in dem Blatte des Herrn Dr. J. von Goſen, das ſich ſtets der tapferſten Correſpondenzen aus Rom zu erfreuen hat: einen Schwank, mit der Ueberſchrift „Roms letzte Stunden.“

Wie noch nie, ſtimmten wir hier mit Herrn Dr. von Goſens gutgewähltem Titel überein.

Wir haben in früheren Briefen es unſeren Leſern mitgetheilt, wie oft ſchon der heilige Vater aus Rom verjagt, gefangen fortgeſchleppt, ja — wie ihm einſt ein feindlicher Feldhauptmann mit dem Eiſenhandſchuh in's Geſicht geſchlagen — und wie dann jedesmal das Triumphgeſchrei der Abtrünnigen laut erſcholl: „Jetzt iſt's aus mit Rom; mit dem Papſt ſind wir fertig.“

Aber immer wieder war der Papſt da, und Rom war wieder Rom durch ihn, wann Gottes Rathſchluß es ſo fügen wollte.

Jetzt iſt's anders. Herr Dr. J. v. Goſen darf ſeine Ueberſchrift kühn ſtehen laſſen, von keinem Katholiken angefochten, was ſonſt ſeinen Einfällen nach dieſer Seite nicht leicht zugeſtanden wird.

Roms letzte Stunde iſt erſchienen, da eine gewaltige Herrſchermacht, mit dem ſchweren Kirchenbann belaſtet, ihren Sitz im Palaſte des Quirinal aufſchlägt.

Wir dürfen nicht den leiſeſten Zweifel hegen, daß es ſo kommen wird.

Correſpondenten belehren uns: „daß der Haß gegen die Dauer der Religion in Rom nicht mehr zu zügeln ſei.“

Es ſind nun faſt zwei Jahrtauſend, daß die Kirche unter dem Primat des Nachfolgers des heiligen Petrus an zweihundert Millionen getreuer Gläubigen vereinigt hatte. Schlagen wir nun die Leſer der „Gartenlaube“ und des „Lahrer hinkenden Boten“ auf drei bis vier Millionen an, was gewiß räſonnabel iſt, und fiele durch unrichtige Zählung ferner noch etwas von den zweihundert Millionen weg — wir räumen das Alles ein — ſo bleibt doch immer noch eine ungemein große Zahl in „Glaubenseinheit“ verbunden, wie dies auf keinem andern Gebiete wahrgenommen wird.

Hofft ihr ein auch nur annäherndes Factum durch euere laut ausgeſchrieene „Unglaubenseinheit“ zu erzielen?

Warten wir ab. Einſtweilen trennen ſich ſcharf, in dem gebildetſten Volke Europas, die ſogenannten Altkatholiken, die von dem Jeſuitenunweſen, das Pius IX. in Banden hält, nichts wiſſen wollen, von der „Sekte der Neukatholiken“ — wie der frevle Wahnwitz in einem Tageblatt die Bekenner der Unfehlbarkeit zu nennen ſich erfrecht.

Vor einigen Tagen laſen wir: Pius IX. wolle mit den Römern verkehren; er möchte durch die Straßen ſchreiten, ſeine Arme ſegnend über Alle ausſtrecken und die Empfindungen lauten Dankes dafür entgegen nehmen. Das Volk iſt des langen Unfriedens müde, will Freundſchaft (ho! ho!) und Verſöhnung mit ſeinem Papſte und den Dienern ſeiner Religion.

Heute bläst man aus einer andern Tonart.

Pius grollt ſeinem Volke und aller Welt; hilflos und verlaſſen gefällt er ſich darin, die Rolle eines Gefangenen und Martyrers zu „ſpielen.“ Er mag nicht vor den Augen ſeiner früheren Unterthanen erſcheinen, deren Ovationen er jetzt ebenſo ſehr ſcheut, „als er ſie früher geſucht hat.“ (Pfui! Auswurf!)

Im Vatican iſt Noth an Allem, der Papſt hat kein Geld, um ſeinen Schweizern und Gendarmen den Sold

zu zahlen. Die letzten Reste des Peterspfennig, welche in der Münze niedergelegt waren, sind verschwunden. Im Vatican ist man überzeugt, daß der Papst bald die undankbare Stadt verlassen werde. Da jedoch seine Gesundheit ein nördliches Klima nicht ertragen kann, so sucht „man" (wer?) unter den Inseln des mittelländischen Meeres umher, ob eine sei, die den Oberherrn der katholischen Christenheit würdig beherbergen könne.

In Rom ist seines Bleibens nicht; Alles ist von ihm abgefallen. Selbst die Blüthe des Adels, auf die Pius, weil die Jesuiten in jenen Kreisen großen Einfluß hatten, sicher zählen zu können glaubte. —

Nun wissen wir's ja, ganz umständlich. Armer Pius IX., „leer im Beutel, krank im Herzen," ungeliebt und der Fürsorge der Mächte überantwortet, daß sie ihm einen Stein ausfindig machen, darauf er das Haupt niederlege.

So soll es ja sein; stünd es so, da wär er so recht mitten inne seines apostolischen Berufs. Aber es gibt hier noch Einiges zu ergänzen.

Der heilige Vater hat — so meldet unwiderleglich ein „katholisches" Blatt — monatlich fünfzigtausend Scudi, jährlich mehr als eine Million, zu erheben. Und das ist ein sehr geringer Bruchtheil des vom Cardinal Antonelli, schon lange vor der Usurpation, in die Kasse des römischen Finanzministeriums deponirten,

und auf den persönlichen Namen und Credit des heiligen Vaters geschriebenen Fonds aus dem Erträgnisse des Peterspfennig.

Wie unerhört! Ein Jahreseinkommen von mehr als einer Million aus einem Kapital, abgesehen von den übrigen Geldzuflüssen, gibt Anspruch für einen armen Mann zu gelten, und den vom Mitleide treuherzig gespendeten, vielleicht letzten Pfennig mit aller Seelenruhe einzuheimsen.

Soll das Volk nicht darüber belehrt werden, daß in der gegenwärtigen Kriegesnoth es in einer dem Himmel wohlgefälligern Weise das Werk barmherziger Samaritaner üben könne? —

Diese sich stets von selbst überbietenden und einander verschlingenden Lügen und Verketzerungen werden von dem Christenthum, wie es in der katholischen Kirche fest begründet steht, sogleich mit dem richtigen Maßstab gemessen.

Damit mag aber freilich die eben „aufkeimende" Freiheit des Denkens auf Hindernisse stoßen. Die „bisher bestandene" wird nicht dadurch erstickt.

Es gibt im Leben der Menschheit, wie in dem Leben des Einzelnen, verschiedene Phasen, die es nach außen verändern, im innern aber nicht berühren. Diese

Umgeſtaltungen verlaufen manchmal glücklich, manchmal unglücklich.

Der einzig mögliche Fortſchritt iſt nun der; im Guten zu beharren, oder zum Guten zurückzukehren.

Was ſonſt von einer Geſellſchaft angeſtrebt würde, die Sorge für gutes Leben, für politiſches Anſehen; Alles, was ſie an irdiſcher Macht ſich aneignet, an wiſſenſchaftlicher, militäriſcher, induſtrieller Civiliſation; das zählt Alles nicht mit, wenn man von Fortſchritt ſpricht.

Nehmen wir an: ein junger Menſch von zwanzig Jahren, unwiſſend, arm, hinfällig, ſonſt fromm und gut, hätte mit vierzig Jahren Kenntniſſe erlangt, Reichthum dazu, ſei aber nunmehr ungläubig und verderbt. Iſt das für ihn ein Fortſchritt? Nimmermehr, er wäre hinfälliger, unwiſſender und unglücklicher, als in ſeiner Jugend. Sein Fortſchritt beſtünde darin, umzukehren, ſich zu verjüngen, ſein Vermögen ſeiner frommen Tugend zu opfern, und Alles, was er an Kenntniſſen ſammelte, wenn's ſein müßte, über Bord zu werfen.

Dieſe Bekehrung des Einzelnen, iſt auch die einzige fortſchrittliche Verjüngung der Geſellſchaft.

Eine Geſellſchaft, in der dieſer gährende Stoff nicht mehr aufſteigt, ſtirbt dahin, trotz ihrem Glanze. Sie beſitzt unverſöhnliche Feinde — nicht die Dummen und Elenden von der Gaſſe — die Leidenſchaften ſind es,

die sie über die Pflichten täuschen, die sie dem Volke schuldig sind, dessen Erziehung und Leitung ihr überlassen ist.

Die „Gesellschaft" ist nicht ein kunterbuntes Durcheinander.

Zuerst ist's die Hierarchie der Familienväter. Die Grundbesitzer, die Unternehmer, die Reichen; Alles was commandirt, zählt zur Gesellschaft. Der Rest ist Volk, und im besten Sinne, das Kind vom Hause.

Nun ist der Familienvater nicht schuldig, seinen Kindern eine abwechselnde Unterhaltung darzubringen. Zu zwei Dingen ist er verpflichtet: Brod, so viel als möglich; vor allen Dingen aber: den Glauben, die Nahrung der Seele.

Seine Arbeit verschafft das Brod; sein Unterricht, sein Beispiel, den Glauben. Erfüllt er diese Aufgabe, so wird er verehrt, geliebt, gefolgt. Erfüllt er sie nicht, so erzieht er sich nur Undankbare, und erschöpfte er seine Kassen in ungeheuerer Verschwendung.

Man wird von ihm unerlaubte Dinge verlangen; Dinge, die nicht in seiner Macht stehen. Die Familie ohne Führer spaltet sich, als natürliche Folge der Empörung, und stirbt.

Das hier in der Familie geschilderte wiederholt sich in einer Stadt, in einer Nation. Die Herrscher und Leiter sind dem Volke Wahrheiten und Tugenden zu lehren schuldig. Darauf hat jeder Mensch ein Recht.

Weitere Rechte in der Politik, an der Arbeit, an öffentlicher Unterſtützung, an lauten Volksbeluſtigungen: das iſt zum Lachen!

Das Volk arbeitet, weil es fleißig iſt; es wird unterſtützt, weil die chriſtliche Gemeinde dies von ſelbſt ausübt; es begnügt ſich mit Wenigem, weil es glaubt; es bleibt ruhig gefaßt in ſich, weil es hofft; es iſt glücklich, weil es liebt; es fühlt ſich frei, weil es vernünftig iſt. —

Ich komme zum Schluſſe.

Wer nicht feſt an die Kirche glaubt, wird an ſich glauben, und wer an ſich glaubt, wird dem Erſten, Beſten glauben, der ihn an Wiſſen und Talent übertrifft. Die Knechtſchaft der Geiſter, außerhalb der Kirche, iſt eine furchtbare Vorſtellung. Jeſus Chriſtus allein befreit durch die Kirche den Geiſt, und der lauteſte Aufruf der Freiheit, der jemals in der Welt gehört wurde, iſt der:

Ich glaube an die heilige katholiſche Kirche!

Ebenſo wie die bürgerliche Geſellſchaft, wenn ſie wohlgeordnet iſt, den Menſchen von der Ungerechtigkeit befreit; befreit die Kirche den Menſchen von dem Irrthum. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt die Mutter des Rechts; die Kirche die Mutter der Wahrheit. Wer die bürgerliche Geſellſchaft verläßt, wird ein Tyrann, oder ein Schlachtopfer Anderer. Wer die Kirche verläßt,

wird ein Sclave, oder ein Beherrſcher der Gedanken Anderer. —

Zweifeln wir nicht: es wird anders werden.

Unter dem Banner des Unglaubens wird die deutſche Nation niemals ihre Herrſchaft über die Welt ausdehnen.

Die Wiſſenſchaft aus Gott, die arg verſchrieene, „abergläubige, verdummende, nicht zeitgemäße," weil im Widerſpruche mit den erleuchteten Männern und Wortführern des Tages; das iſt: die ächt katholiſche Wiſſenſchaft, wird der Welt die Freiheit bringen, ſie wird den finſtern Abgrund erleuchten. Auf der weiten Erde wird, das Kreuz tragend, die Menſchheit in dem feuerigen Rufe ſich vereinigen:

„Es hat geſiegt; es regiert und herrſcht, und wir ſind frei!" — — —

Mit ſchwerem Herzen trat ich in's Freie.

Ich ſah im Geiſte zwei Standſäulen. Eine ſchien der frechſten Tollheit errichtet; dicht daneben die andere, der Terreur — dem Schrecken.

Leiſe vor mir hin ſagte ich die Worte des heiligen Apoſtel Paulus, in ſeinem Briefe an die Epheſer:

„Wandelt nicht wie Unweiſe, ſondern wie Weiſe, und benützet die Zeit; denn die Tage ſind böſe. Darum werdet nicht unverſtändig, ſondern verſtehet, was der Wille Gottes iſt." —

Verfolgt ihr in Europa die chriſtliche Religion in der Weiſe, wie ihr begonnen habt, in der empörendſten,

die es geben kann; läugnet ihr in demſelben Athem euere Abſicht; legt Concordatsbeſtimmungen willkürlich aus und ſucht damit „gebildete“ Gimpel in euer Netz zu fangen; ſo iſt an euere Herrſchaft über die Welt nicht zu denken.

Und mit dem Papſt werdet ihr vollends nicht fertig werden.

Es kommt die Zeit des Martyriums, der Miſſionäre, die das Kreuz in die weiten Länder des Oſtens und Weſtens tragen.

Und die Civiliſation der kleinen Halbinſel Europa? Sie wird dieſes Ende erleben. —

„Die heilige Mutter-Kirche war groß und geachtet, bevor der Sachſe in Britanien Fuß gefaßt, bevor der Franke über den Rhein gegangen; als die griechiſche Beredſamkeit noch in Antiochia blühte; als Götzenbilder noch im Tempel von Mecca verehrt wurden. Und ſie wird noch in unveränderter Kraft beſtehen, wenn vielleicht ein Reiſender aus Neuſeeland, in der Mitte einer einſamen Wüſte, auf einem gebrochenen Bogen der Londonbrücke ſtehen wird, um die Ruinen der Pauls-kirche zu ſkizziren.“

Dieſes prophetiſche Wort ſpricht ein berühmter engliſcher Autor, Macaulay, nicht Katholik, in ſeinen historical and political essays.

Die Welt ſteht fertig da, weil Gott den nach ſeinem Ebenbilde geſchaffenen Seelen einen Ort des Wachsthums, der Entwickelung, der Erſchließung alles Höhern zum Wohnſitze geben wollte, die einſt ſeiner ewigen Seligkeit theilhaft zu werden beſtimmt ſind.

Dieſe Welt zu ſtudiren, mag die Neugier befriedigen; ſie zum eigenen Nutzen ausbeuten, mag von erklecklichem Vortheil ſein; die Hauptſache bleibt jedoch, die Göttlichkeit der Seelen zu begründen.

Mag unſere Zeit immerhin die Naturkräfte benützen und mißbrauchen; es mehre ſich der Reichthum; die Bequemlichkeiten des Lebens mögen ſich in's Unendliche vervielfältigen; mögen die gemeinen Hantirungen der menſchlichen Intelligenz noch ſo pompös betitelt werden; ſinge und ſpreche man von Fortſchritt, Civiliſation, Humanität; das ſollte die Zeit nicht vergeſſen: daß Alles hinſterben wird. Daß es ebenſo ſterben wird, ſterben muß, wie es zu leſen iſt auf den berühmten Ruinen: Ninive, Babylon, Memphis, Tyrus, Carthago, Corinth, Rom ſelbſt, das alte.

Lachet ihr Thoren, die ihr euch für weiſe haltet, wenn ihr auf ein Gebiet blicket, wo nur ein göttliches Leben waltet; wo der Prieſter in ſeinem hohen Amte herrſcht und dem Himmelreiche Heilige wirbt.

Der Prieſter, als ſolcher, iſt die ſtärkſte Kraft auf der Welt.

Um es zu bleiben, muß er jede Diſſonanz vermei-

den. Er muß Eins in ſich ſein. Deßhalb muß er nach der abſoluten Vollkommenheit ſich ausbilden. Gott iſt heilig, Gott iſt gut, Gott iſt weiſe, Gott iſt ſtark, Gott iſt der Inbegriff aller Wiſſenſchaft. Alle dieſe Vollkommenheiten, in der Hülle eines ſterblichen Leibes, in der Geſtalt einer für jeden Verſtand leicht begreiflichen und unendlich liebenswürdigen Weſenheit vereinigt, nannte ſich Jeſus Chriſtus. Das iſt das Vorbild des Prieſters.

Davon ſind wir gläubige Katholiken durchdrungen und um ſo mehr im Einklange mit dem höchſten Haupte der geheiligten Hierarchie. Wir lieben es unendlich, wir wollen, daß es alle ſeine Vorrechte behalte, daß es nichts kränke, und wir beten, daß Gott ſeine Thränen trockne, die auf jene vernichtend fallen, die ſie ihm erpreſſen.

Er iſt für uns der König der großen Doctrin, in ſtrahlender Majeſtät, der Hüter des Rechtes, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Verweſer aller Liebe Jeſu Chriſti.

Welcher Menſch hörte wohl jemals Worte, wie die an Simon, den Apoſtel gerichteten:

„*Et ego dico tibi quia . . . . Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam!*“

Das iſt die Beſtätigung, ein Eid Gottes! Die Erde erbebte, als er geleiſtet wurde. — — —

Und wenn von Opfern die Rede ſein ſoll — was

ſind denn alle Opfer, die von Anderen dargebracht werden, gegen das Opfer der Miſſionäre? Ohne feſten Wohnſitz, ohne Freund, ohne geiſtigen Beiſtand, durchſtreift er Wüſten und Felſen. Seine Gemeinde iſt klein und weit umher zerſtreut. Er achtet nicht des Klima, nicht der wilden Thiere; ſeine wüthendſten Feinde ſind die Menſchen ſelbſt, an deren entſetzlicher Bosheit das heilige Blut Jeſu Chriſti keine Macht mehr übt. Am Ende ſeiner Tage wird ihm nicht einmal ein geweihetes Grab zu Theil. Wo wäre für ihn ein Kirchhof zu entdecken?

Iſt ein ſolches Leben zu begreifen? Nach der Natur nicht. Und wie wird es dennoch zu erklären ſein, daß ſich alle Tage Menſchen finden, die ſich dieſer blutigen, ruhmloſen Aufgabe widmen? die als Kinder ſie ſchon erſehnt, vor ihren Eltern ſie geheim gehalten, durch unabläſſige Gebete von Gott die Erfüllung ihres heißeſten Wunſches empfingen. Das iſt — meine lieben Anbeter des geſunden Menſchenverſtandes — ein Geheimniß des Himmels, deſſen myſteriöſe Entfaltung der Menſchenſeele. Euere Gelehrten ſtehen hier unwiſſend, da ſie von der Beſtimmung und den Pflichten der Seele nichts wiſſen.

Dies Geſchlecht der Miſſionäre ſtirbt nicht aus. „In lumine tuo videbimus lumen!“ Im Lichte des Herrn erfaſſen ſie prophetiſch die Wonne des Lebens, das ſich für Gott ganz hingibt. Sie wollen ſich daran

ſättigen. Alle Blumengewinde der Welt vermögen ſie nicht abzuhalten, dieſe edeln Feſſeln ſich zu erringen.

Am Tage, der auf Golgatha folgte, ſteinigten die Juden den erſten Bekenner. Mit leuchtendem Antlitze rief er laut: „Ich ſehe die Himmel offen, und den Menſchenſohn zur Rechten Gottes des Vaters!“ —

Damit iſt Alles erklärt. Hier iſt der unwiderſtehliche Zug zu dem apoſtoliſchen Leben. —

Und die Gräber der jetzt in Frankreich Gefallenen! Euere edle Begeiſterung, die ihr mit eurem Leben bezahltet, wird nicht die Früchte bringen, wie das Martyrium der Miſſionäre.

Euerm weithin leuchtenden Siege wird kein dauernder Friede folgen, wie dem endlichen Siege der Martyrer.

Die Verachtung der Religion, die Geringſchätzung alles deſſen, was nur entfernt ſich darauf bezieht, wird es nie mehr dahin kommen laſſen, daß die Kirchhöfe der Chriſten, Gräber mit blühendem Graſe, im Schatten des alten Glockenthurmes dicht aneinander gedrängt, von Thränen benetzt, von Gebeten befruchtet, nur noch als geheiligter Boden von den Knieen berührt werden.

Zwölfter Brief.

Morituri te salutant!

Mit dieſem furchtbar ernſten Gruße beginne ich den letzten Brief dieſer Sammlung.

„Die dem Tode Geweihten grüßen Dich!“ — —

Dr. Haffner ſagt in ſeinem Werke „der moderne Materialismus,“ indem er auf den practiſchen Commentar hinweiſt, welchen die Lehre des Materialismus in den Schauſpielen Roms gefunden hat:

„Dort, wo das römiſche Volk die Tragödie ſeines weltgeſchichtlichen Lebens ſpielte, müſſen wir die Frage ſtudiren: was die Welt wird, wenn der Materialismus zur Herrſchaft gelangt? Der Blutdurſt, mit welchem alle Stände und alle Altersclaſſen, zarte Frauen und edle Veſtalinnen, ernſte Philoſophen und liederliche Lebemänner, die Hinſchlachtung von Tauſenden mitanſehen; der gräßliche Wahnſinn, mit dem die Gladiatoren ſich zerfleiſchen, um mit ihrem Blute ein Ergötzen zu ſpielen; die fürchterliche Grauſamkeit, mit der Menſchen den Beſtien zur Speiſe vorgeworfen werden: das Schau-

ſpiel der Amphitheater iſt die Illuſtration der practiſchen Seite des Materialismus."

„Die Arena" — es ſind Haffners Worte, die ich anführe — „ſpiegelt nur das innere Weſen des römiſchen Volkes. Was hier mit öffentlichem Gepränge ſich vollzieht, das vollbringt jeder römiſche Bürger an den Sklaven, die er nach Belieben tödtet, an den Kindern, die er nach ſeiner Willkühr in die Gräben der appiſchen Straße wirft. Das ganze kaiſerliche Rom hat die Theorie des Materialismus adoptirt und in allen Gebieten des öffentlichen und ſocialen Lebens hat die Idee des Geiſtes, des unſterblichen und ewigen Lebens, der Glaube an die Gottheit ſich dem Untergange zugeneigt. Wenn jemals der Materialismus hoffen konnte, die Welt zu beherrſchen, und den Aberglauben an den „Geiſt" für immer zu verbannen, ſo hatte er dieſe Hoffnung damals, als Nero herrſchte und Domitian auf dem Throne der Cäſaren ſaß.

„Aber kehren wir in die Arena zurück. Wir werden in ihr neben den blutenden Opfern der epicuräiſchen Philoſophie, die erhabenſten Zeugen des Geiſtes finden. Zeugen nennt ſie die chriſtliche Welt. Es ſind die Martyrer. Ihre Heldenſtärke, ihre übernatürliche Kraft, ihre Sehnſucht nach dem Tode, ihr Glauben an das ewige Leben, ihre verklärte Erſcheinung, das himmliſche Licht, das ihre Geſtalt umleuchtete: iſt ſie nicht ein Zeugniß der geiſtigen Welt? oder genauer: iſt es nicht

der Geiſt ſelber, der ihnen in die irdiſche Welt hineinleuchtet und ſeine Wirklichkeit in dem Augenblick offenbart, in welchem ſie auf immer vergeſſen ſchien?

„Aber die Martyrer nicht allein erſcheinen als ein thatſächliches und unmittelbares Monument des Geiſtes. Das ganze Chriſtenthum, dieſer in allen ſeinen Gliedern geiſtige Bau, iſt ein ſolches. Wo die chriſtliche Religion ſich entfaltet, da iſt der Materialismus nicht blos widerlegt — er iſt zur Unmöglichkeit geworden. Angeſichts der Wiſſenſchaft des Chriſtenthums, Angeſichts der Kunſt des Chriſtenthums, Angeſichts der erhabenen Myſtik und aller Wunder des heiligen Lebens, welche aus der chriſtlichen Kirche, wie aus geheimnißvollem Blüthenkelch uns entgegentreten: wer wollte da zu der Lehre Democrits zurückkehren, und das Weſen der Gottheit, als Eingebung der Furcht, das Daſein der Seele als ein Aggregat von Atomen darſtellen? —

„Alſo Alles, was ſeit Jahrtauſenden der Menſchengeiſt als überſinnliche Wirklichkeit verehrt, iſt Nichts, iſt unwirklich, iſt Schöpfung des Deliriums. Das iſt hart und keck. Es erweckt ein Gefühl, wie wenn uns plötzlich das Auge ausgeriſſen und die ſchöne Welt der Farben vor uns verſchwinden würde; als ob man uns das Ohr zerſchlagen und uns die herrliche Welt der Töne nehmen wollte, um uns nichts zu laſſen, als Gaumen und Naſe und die träge Haut.

Es iſt grauſam, was dieſe Erklärung uns zumuthet, eine Verſtümmelung unſers Selbſt, viel fürchterlicher, als je das Meſſer eines Cannibalen vollbracht hat.“ — —

Wir ſtehen jetzt vor der Frage: „Iſt es häretiſch zu behaupten, die römiſche Kirche könne ausarten, wie die übrigen, und der apoſtoliſche Stuhl könne auch vom Glauben Chriſti abweichen?“

Die Beantwortung finden wir in dem Actenſtück der katholiſchen Verſammlung in Fulda, wie es uns das Paſtoralblatt für die Erzdiöceſe München-Freiſing klar auseinander ſetzt. Wir werden einige Stellen daraus entnehmen.

„In der katholiſchen Kirche iſt große Sorgfalt darauf zu legen, daß wir das feſthalten, was überall, was immer, was von Allen geglaubt worden iſt; denn das iſt das wahrhaft und eigentlich Katholiſche. Das aber wird erſt dann der Fall ſein, wenn wir uns richten nach der Allgemeinheit, nach dem Alterthum und nach der Uebereinſtimmung. Dieß die Regel des katholiſchen Glaubens. Es mag überflüſſig ſein, für Katholiken eigens hiezu die Bemerkung zu fügen, daß bei Feſtſtellung dieſer „Allgemeinheit“ nicht jeder einzelne Gläubige, ſondern lediglich das kirchliche Lehr- und Hirtenamt berückſichtigt werden muß.

„Keinem Katholiken ist es zweifelhaft, was er zu glauben hat. Da es aber nicht Sache der Autorität ist, wissenschaftliche Begründungen ihrer Entscheidungen zu geben — sie hat deren höherer Art, die von ihrem Stifter ertheilte Vollmacht und den Beistand des heiligen Geistes — so liegt es an uns, solche aufzusuchen, damit unser Glaubensgehorsam ein vernünftiger sei, und damit wir immer bereit sind, jedem der uns Rechenschaft abverlangt, Rede stehen zu können." — —

Wir kommen auf das Dogma: „Von der Unfehlbarkeit."

„Daß uns," heißt es weiter in dem erzbischöflichen Erlaß, „von der Kirche nichts anders verkündigt werden kann, als das was wir empfangen haben, müssen wir festhalten, unverbrüchlich, so lange wir glauben, daß ihr die Verheißung Christi gilt: Er werde bei ihr bleiben, alle Tage bis zum Ende. Darnach ergibt sich von selbst, daß nie und nimmer etwas von der Kirche als Dogma definirt werden kann, was schlechthin neu wäre.

Im vorliegenden Falle wäre es jedenfalls, selbst vom katholisch-gläubigen Standpunkte völlig abgesehen, rein überflüssig, das zu erörtern. Denn die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit kann auf keinen Fall „etwas Neues" genannt werden, da sie nunmehr über fünfthalbhundert Jahre Gegenstand der

eingehendſten theologiſchen Erörterungen und Streitigkeiten geweſen iſt.

Eine andere Frage aber iſt: iſt dieſe Lehre als Dogma eine neue?

Dieſe Frage kann befriedigend nur gelöſt werden, wenn die Unfehlbarkeit als weſentlicher Beſtandtheil der Primatialgewalt aufgefaßt wird.

Die Sache liegt ſo:

Chriſtus hat, als er eine ſichtbare Kirche geſtiftet, die geſammte von ihm zum Heile der Menſchheit ausgeübte Gewalt auf ſeine Kirche übertragen. (Matth. 28, 18. 19. Joh. 20, 21.) Dieſe ſeine Gewalt umfaßt ein Dreifaches: die königliche, die prieſterliche, die Lehrgewalt. Nun hat Er aber ſeine Kirche nach katholiſcher Lehre ſo eingerichtet, daß an ihrer Spitze, an Seiner Statt ein einziger Mann ſteht, auf dem die ganze ſichtbare Kirche ruht, als auf ihrem Grundſteine. Deſſen Würde aber iſt, ſo lautet das Dogma: kein bloßer primatus honoris, ſondern ein primatus jurisdictionis, d. h. er hat nicht blos die höchſte Würde, ſondern in ihm ruhet die höchſte Autorität und Macht. Iſt nun die Macht der Kirche eine dreifache, ſo muß nothwendig der Primat gleichfalls dieſe drei Gewalten haben: „die höchſte Regierungsgewalt, über die hinaus keine höhere Inſtanz angerufen werden kann; die höchſte prieſter-

liche Vollmacht, d. h. die höchste und umfassendste Vollmacht über alle und jede Gnadenschätze der Kirche, endlich die höchste Lehrgewalt, d. h. die Macht in Glaubenssachen die letzte und höchste Entscheidung zu treffen, so daß an keine höhere Autorität mehr gegangen werden kann. Das lehrt nun auch ausdrücklich Schrift und Tradition."

Zum Schlusse noch ein Rückblick auf die Hauptfrage, nach dem bischöflichen Erlasse, da wir das nähere Eingehen nicht berücksichtigen konnten.

„Ist die Lehre von der höchsten, in letzter Instanz entscheidenden Lehrgewalt des Statthalters Christi als Dogma neu? Wer hat das Recht, die Allgemeinheit, das Alterthum, die Uebereinstimmung für sich in Anspruch zu nehmen, die Anhänger oder die Gegner dieser Lehre?

In der kirchlichen Tradition immer festgehalten, aber von der kirchlichen Autorität bis auf die jüngsten Tage nicht ausdrücklich, mit nicht zu mißdeutenden Worten formulirt; in der Schrift, wie uns die ununterbrochene Auslegung der Kirche versichert, zwar nicht mit den Worten, wohl aber klar dem Sinne nach enthalten, ist diese Lehre das was die Schule nennt: „revelatum formaliter ac immediate implicite."

Bisher gehörte sie unter die „puncta fidei," jene religiösen Wahrheiten, die man, um selig zu werden, zwar nicht ausdrücklich aussprechen und bekennen, die

man aber doch insofern glauben muß, als man Alles im Allgemeinen festhält, was Gott geoffenbart hat und die Kirche glaubt. Es sind aber auch die „puncta fidei“ Dogmen. Nunmehr, durch die Verkündigung der Kirche, ist die Lehre zu einem „*articulus fidei*“ geworden, den man ausdrücklich glauben und bekennen muß, wenn man das Heil erlangen will.“ —

„Ueber die Unfehlbarkeit des Papstes, im Anschlusse an das neueste Hirtenwort der hochwürdigsten Herren Bischöfe Deutschlands“ spricht sich der hochwürdige Domprediger, Herr Joseph Ehrler, in einer in der Metropolitankirche Unserer Lieben Frau zu München gehaltenen Predigt, am allerbündigsten aus, und wir erlauben uns aus dem, zum Besten der verwundeten Krieger gedruckten, vor uns liegenden Exemplare, ihn hier mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen, indem wir das unserm Zwecke dienende in abgerissenen Skizzen herausheben.

Nachdem der Prediger erwähnt, wie die großen Uebel der Zeit, die ernste, unheilvolle Weltlage, die drohende Zunahme des Unglaubens und der Abfall vom Christenthum, der sich an manchen Orten so rasch vollzieht, die schrecklichen Stürme, welche den Boden der bürgerlichen Gesellschaft unaufhörlich durchwühlen,

der Spott und die Verhöhnung alles Heiligen und der wachsende Cultus der Sinnlichkeit — in der Seele des heiligen Vaters den Entschluß zur Reife brachten, die von Gott bestellten Hirten zu einem allgemeinen Concil zusammenzurufen, um mit ihnen über die Heilmittel zu berathen, die dem Verderben einen Damm setzen könnten, oder die wenigstens geeignet sind, die treuen Kinder der Kirche aus dem Irrsal der Zeit zu retten — führt der Prediger an, was Verläumdung und Lüge, was Bosheit und Haß jemals gegen die Kirche aufgeboten, sei in dem jetzt angesponnenen schmachvollen Streite übertroffen worden.

Die Sache ist zu frisch, als daß es hier für uns nöthig wäre, darauf umständlicher einzugehen. Mittlerweile ist die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit neben anderen Beschlüssen über das Wesen des christlichen Glaubens erfolgt. Der ökumenische Charakter des vaticanischen Concils ist durch die Erklärung der hochwürdigsten Herren Bischöfe zu Fulda festgestellt und der Prediger kann die Belehrung über das „Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit," dieser Erklärung anreihen.

„Der Papst ist unfehlbar, heißt nicht mehr und nicht weniger, als er kann nicht irren, wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche, in Sachen des Glaubens und der Sitten, eine feierliche, für die ganze Kirche bindende Entscheidung gibt. Er ist die letzte

Instanz in der Kirche und von seiner feierlichen Entscheidung in Sachen des Glaubens und der Sitten kann es keine Appellation an einen höhern irdischen Richter geben. So hat es das Concil im heiligen Geiste erklärt.

„Der Papst kann als Mensch sündigen und fehlen, wie wir Alle; er kann in wissenschaftlichen Dingen und als Privatperson selbst in Glaubenssachen sich irren; aber wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche in Sachen des Glaubens und der Sitten eine feierliche Entscheidung gibt, welche die Gewissen der Gläubigen bindet, so kann er keine Lüge und Unwahrheit verkünden. Seine Aussprüche sind wie die Aussprüche der Kirche als unfehlbare Wahrheit anzunehmen. — — —

„Wir sind gewöhnt in unseren Tagen, jede Wahrheit der Religion mit den Augen der Vernunft zu betrachten und zu messen. Wir sind geneigt, der Stimme der Vernunft in Sachen des heiligen Glaubens vielleicht bereitwilliger zu folgen, als es der hohen himmlischen Tugend des Glaubens entspricht. Fragen wir denn unsere Vernunft, ob sie nicht durch die innere Wahrheit der Lehre, von der wir sprechen, gezwungen wird, zu bekennen: Der Papst muß unfehlbar sein, wenn wir anders auf kirchlichem Boden stehen wollen.

„Ohne einen solchen Gerichtshof wäre die Pflicht des Glaubens und der Unterwerfung eine Immoralität

und Tyrannei; und die Kirche des neuen Bundes ſtünde hinter der Synagoge zurück, zu der Gott durch den Mund ſeiner Patriarchen und Propheten in unfehlbarer Weiſe geredet hat. Wenn ich glauben und einen innern Gehorſam des Gewiſſens einer Lehre bezeugen, wenn ich bei dem Verluſte meiner Seligkeit etwas für wahr halten und annehmen ſoll, dann muß ich die untrügliche Bürgſchaft haben, daß ich nicht vor einer Lüge mein Haupt beuge."

Der Prediger führt Beiſpiele aus den erſten Jahrhunderten an. Der heilige Cyprian ſchreibt: „Ein Gott und Ein Chriſtus und Eine Kirche und Ein Lehrſtuhl auf Petrus durch Chriſti Wort gebaut."

„So wurde den Entſcheidungen der Päpſte zu allen Zeiten Gehorſam und Unterwerfung gezollt. In apoſtoliſcher Machtfülle verurtheilte Innocenz XI. die Sätze des Michael Molinos; Clemens IX. die Irrthümer des Paſchaſius Quesnel; Pius VI. die Irrthümer der Synode von Piſtoja; Gregor XVI. die des Lamennais und Hermes; Pius IX. verwarf die falſchen Lehrſätze des Günther und Frohſchammer. Als allgemeiner Lehrer der Kirche verkündigte er: den Glaubensſatz der unbefleckten Empfängniß Mariä, ohne daß ein Biſchof das damalige Hirtenwort des heiligen Vaters unterſchrieb. Kein Menſch, mit Ausnahme der von der Kirche Getrennten, zweifelte, daß allen dieſen Ausſprüchen der Päpſte Gehorſam im Gewiſſen zu leiſten ſei. Erſt ſeit

das jetzige Concil tagt, hat man es unternommen, das oberſte Lehramt des Papſtes zu beſtreiten und zu leugnen.“ —

Der Prediger wendet ſich zur Bekräftigung, an die klaren Worte der heiligen Schrift.

Zuerſt die Worte des Herrn: „Du biſt Petrus, d. i. Fels, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen.“ (Matth. 16. 18.)

„Dieſer Fels der Kirche iſt im höchſten Sinne betrachtet, der heilige Glaube, wie der heilige Ambroſius ſagt: „Der Glaube iſt die Grundveſte der Kirche; denn nicht vom Fleiſche, ſondern von dem Glauben des Petrus iſt geſagt worden, daß die Pforten des Todes ihn nicht überwältigen werden.“

„Nicht blos der ewige Beſtand des Felſen Petri in allen Stürmen der Welt, ſondern noch mehr ſeine unerſchütterliche Dauer in der Wahrheit, iſt in dieſer Verheißung des Herrn enthalten.

„Den heiligen Petrus und ſeine Nachfolger ſetzte der Heiland als oberſte Hirten in der Kirche ein und ſprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ (Joh. 12., 17.) Was heißt weiden anders als regieren? Was iſt regieren anders, als vorſchreiben, was zu thun, und wenn es ſich um das Gebiet der Religion handelt, vorſchreiben, was zu glauben iſt?

„Für den heiligen Petrus und ſeine Nachfolger — denn alle Verheißungen des Herrn ſind nicht ihm perſönlich, ſondern in ſeiner amtlichen Stellung, als dem Haupte der Kirche gegeben, und ſie müſſen ſich darum in ihrem gnadenvollen Inhalte auf alle ſeine Nachfolger beziehen — betet der Herr, daß ihr Glaube nicht abnehme. „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht abnehme, und wenn du dereinſt bekehrt ſein wirſt, ſo beſtärke deine Brüder.“

„Wenn Chriſtus betet und von ſeinem Vater Etwas verlangt, ſo muß dem Gebete ſeine Erhörung werden.

„Ich weiß, wem ich glaube,“ ſagt der heilige Paulus. (II. Tim. 1, 12).

„Aber,“ ſagt ihr, „das untrügliche Lehramt liegt in den Concilien. Ich gebe das vollkommen zu, und behaupte dennoch, daß ſich daſſelbe zum Heile der Kirche noch in einer andern Weiſe äußern müſſe. Wir haben geſehen, mit welchen Schwierigkeiten die Veranſtaltung einer allgemeinen Kirchenverſammlung verbunden iſt. Hat nicht die Welt den Zuſammentritt des Concils für unmöglich gehalten?

„Der Herr verhieß: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Matth. 28, 20.)

„Wenn nun ein Streit über eine Lehre in der

Kirche entſteht, zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Concil nicht einberufen werden kann, wer ſoll den Streit ſchlichten? Soll das Unkraut fortwuchern und gedeihen, bis äußere Verhältniſſe es geſtatten, eine Kirchenverſammlung einzuberufen? Heißt das nicht die Wahrheit der Macht der Menſchen und der Bosheit der Welt preisgeben? Soll die Chriſtenheit in ſolchen Zeiten nicht wiſſen, was ſie glauben und thun ſoll?

„Die Gewiſſensruhe der Gläubigen und das Heil der Kirche nöthigen unſere Vernunft zu dem Schluſſe, daß das unfehlbare Lehramt ſich noch in einer andern Form bethätigen müſſe, und der von dem Herrn ſelbſt dem heiligen Petrus übertragenen Fürſorge wird von unſerer Vernunft freudig zugeſtimmt.

„Wenn der heilige Geiſt ſpricht, dann ſpricht er ſtets zur rechten Zeit das paſſende und nothwendige Wort. Und wenn in Tagen, in denen das Oberhaupt der Kirche ſeines weltlichen Beſitzes und ſeiner politiſchen Gewalt entkleidet und beraubt wird, die geiſtliche Würde und Souveränität in der ganzen Fülle und Tragweite feierlich anerkannt und verkündet wird, ſo kann ich nur einen Akt der Vorſehung hieran anerkennen und anbeten.

„Die Biſchöfe, zu einem Concil verſammelt, ſind nicht blos die Abgeſandten eines Bisthums, ſondern ſie ſind die von Chriſtus beſtellten und vom heiligen Geiſt ge-

leiteten Richter des Glaubens, wie der heilige Paulus spricht: „Habet Acht auf euch, und auf die ganze Heerde, in welcher euch der heilige Geist zu Bischöfen bestellt hat, um zu regieren die Kirche Gottes, die er sich durch sein Blut erworben hat.“

„Und wenn wirklich einige Bischöfe Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit waren, so macht der Widerspruch Einzelner einen Beschluß der Kirchenversammlung nicht ungültig.

„Der Katholik steht fest zur Seite des heiligen Vaters. Er erinnert sich an das Wort des Herrn: „Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen; aber wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt.“ (Matth. 18, 7.)

„Hebt endlich die Sünde eines Papstes seine Gewalt und Vollmacht auf? Gewiß ist es zu wünschen, daß die höchste Tugend und Gelehrsamkeit die erhabenste Würde begleite und schmücke. Aber wenn es Gott zuläßt, daß es nicht der Fall ist, dann wird das Wort des Heilands sich erfüllen: Auf Moses Stuhl sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer. Alles, was sie euch sagen, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun.“

„Unsere Stellung ist durch den Beschluß der Kir-

chenverſammlung und die Erklärung unſerer Biſchöfe entſchieden.

„Wir ſtehen auf der Seite des heiligen Vaters und der mit ihm vereinigten Biſchöfe.

„Und wenn auf der andern Seite Männer von Anſehen und anerkannter Gelehrſamkeit, und zugleich von den größten Verdienſten um unſere heilige Kirche ſich befänden, das hält uns nicht ab, uns treu und feſt um unſern heiligen Vater zu ſchaaren. Nicht auf die Gelehrten und Weiſen, nicht auf Wiſſenſchaft und Kenntniſſe, ſondern auf die Biſchöfe hat der Herr ſeine Kirche gebaut. Unſere Kirche hat ſchon größere Stürme, als die gegenwärtigen, ſiegreich überwunden, und wird glorreicher auch aus dieſen Kämpfen hervorgehen.“ —

Hier ſchweigt der Prediger.

Wir haben nur noch ein kurzes Wort beizufügen.

In meinem erſten Briefe theilte ich meinen Leſern mit, was ich jenen wackern Münchener Herren zu hören gab, in deren Mitte mich der Zufall gerathen ließ.

Ich ſagte: „Ob auch Haß und Verleugnung bis zum Wahnſinn ſich geſteigert hätten, die beiden Schweſtern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer ſpäteren Generation ſich umarmen,

und die jüngere Schweſter wird der, unmittelbar vom Himmel ſtammenden, ältern Schweſter den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geiſter beſeelen und Das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künſte, deren früheſte Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für dieſe Aufgabe ſich wieder begeiſtern."

Indem ich dieſe Worte hier wiederhole, ſehe ich meine Leſer, am Schluſſe dieſer belangreichen Wanderung, bei ihrem Anfange ſtehen.

Nicht etwa, daß ich mir erlaubt hätte, ſie willkürlich und abſichtlich im Kreiſe ſpazieren zu laſſen, d. h. ſie bei der Naſe zu führen.

Nein, unſer Marſch ging ehrlich vorwärts, von Etappe zu Etappe.

Inzwiſchen aber erſtand ein wunderbares Ereigniß, meine zuverſichtliche Hoffnung thatkräftig zu beſtärken, ein ſolches, wie ich's vor neun Monaten nicht ahnen konnte. —

Kein Zweifel mehr, daß es ſo kommen wird.

Die Signatur der Zeit iſt nicht der Unglaube der Maſſen; es lebt noch der Glaube im Volke.

Die Zeit iſt groß.

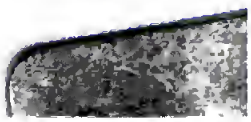
Sie wird die Befreiung bringen.

Mit der Proklamirung der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der heiligen Kirche als Dogma, beginnt eine neue Aera für die christliche Menschheit.

PT 2423 .L2 Z469 1871 C.1
Letzte Fahrten :
Stanford University Libraries
3 6105 039 293 340

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305



Digitized by Google

PT 2423 .L2 Z469 1871 C.1
Letzte Fahrten :
Stanford University Libraries
3 6105 039 293 340

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305